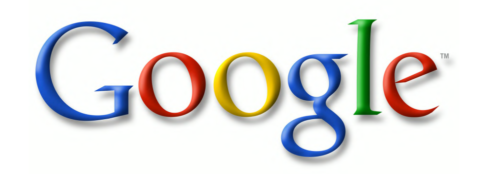
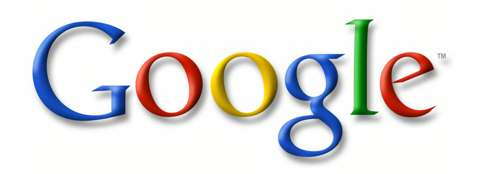
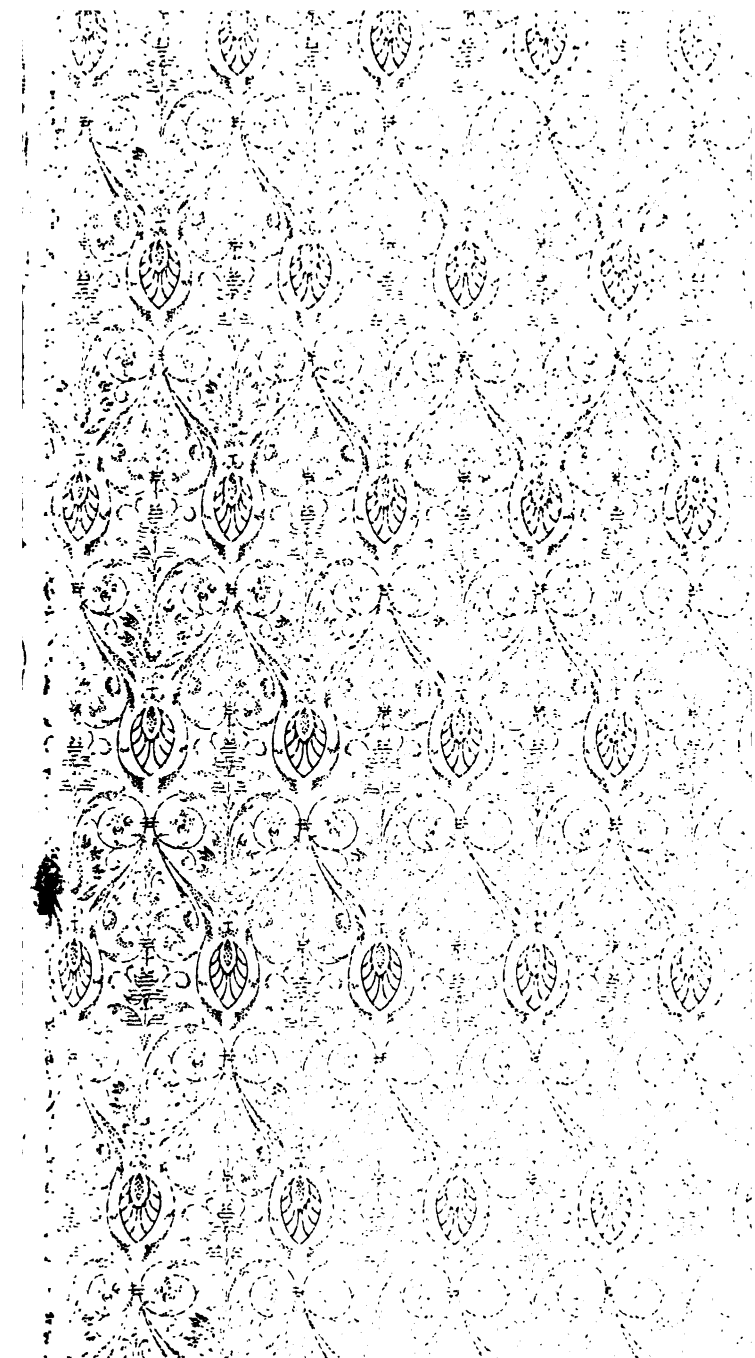
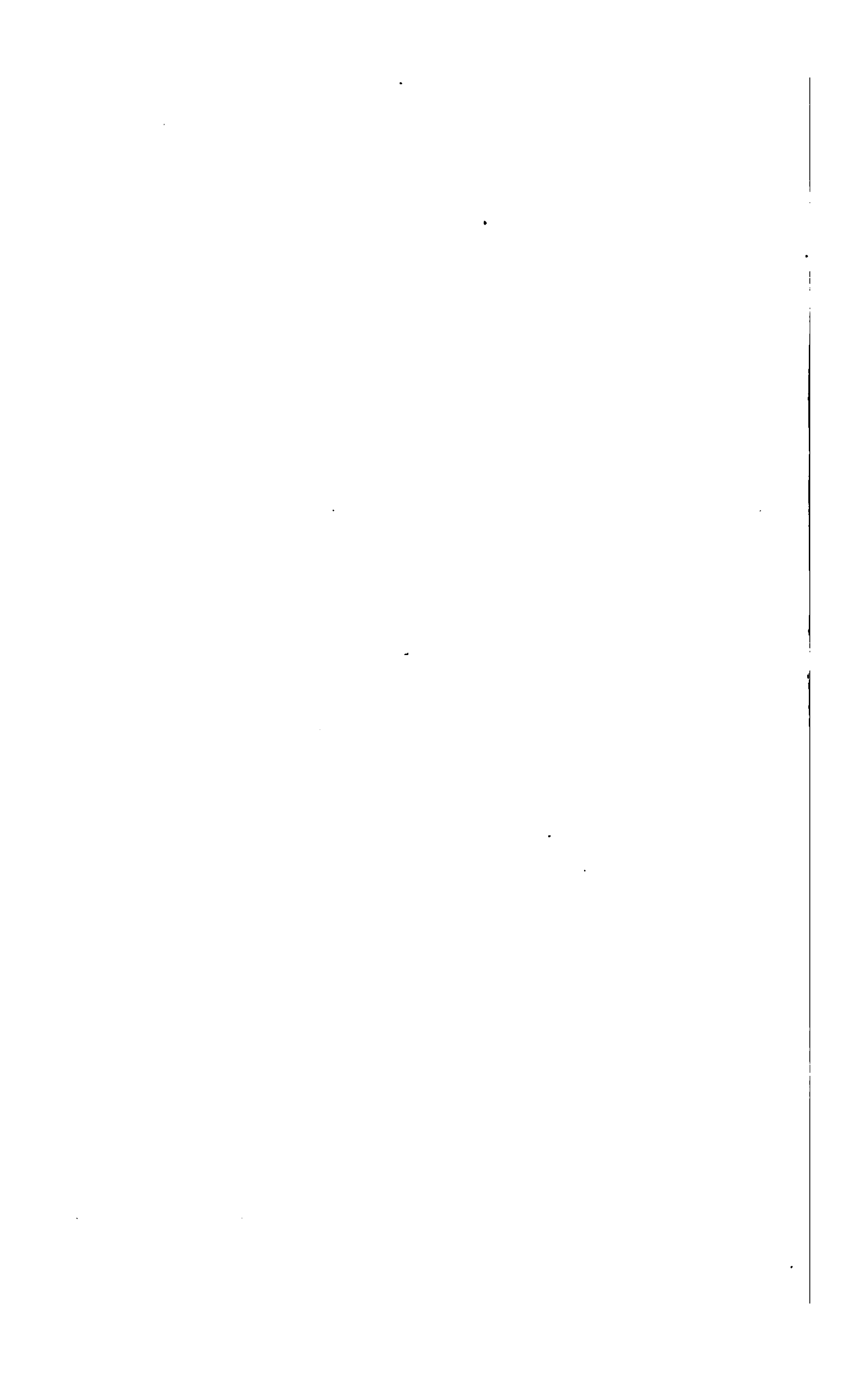
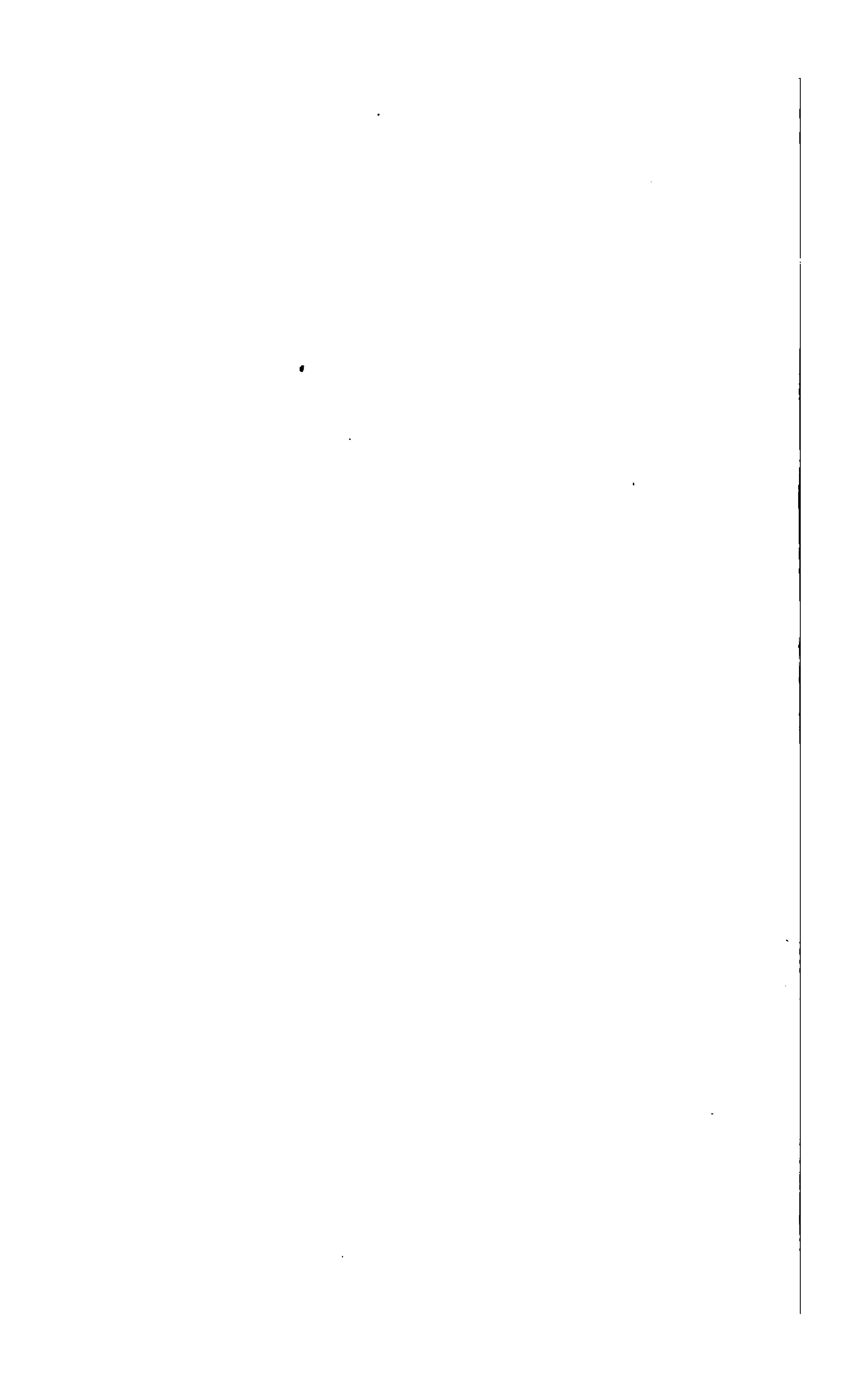















Stuttgart, Verlag von Karl Göpel

# [illegible]

[illegible]

Zweiter Band.

[illegible]

Bremen.

[illegible]

18[illegible].

# Goethe's Leben.

Von

J. W. Schaefer.

Zweiter Band.

(Mit dem Bildniß Goethe's im Greisenalter.)

Zweite, aufs neue durchgearbeitete Auflage.

Bremen.
C. Schünemann's Verlag.
1858.

# Drittes Buch.

## Italienische Reisejahre und Revolutionsepoche.

### Classicität der Poesie Goethe's im Bunde mit Kunststudien und speculativer Naturforschung.

---

„Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt."

Schiller an Heinrich Meyer, 1797.

## Erstes Capitel.

# Italienische Reise.

## Herbst 1786—1788.

Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Die Sehnsucht, mit der sich Mignon nach ihrem Heimatlande Italien hinüberträumt, hatte Goethe jahrelang in sich getragen; es war ihm, als wäre auch er durch ein unfreundliches Geschick unter einen rauheren Himmel entführt worden. Er eilt über die Alpen wie in das Land seiner Jugenderinnerungen; er fühlt sich beim ersten Eintritt „in der Welt zu Hause, und nicht wie im Exil“; ihm ist zu Muthe, als wäre er dort geboren und erzogen worden; „wohl hatte Mignon Recht“, muß er auf Italiens Boden bekennen, „sich dahin zu sehnen!“. Die Luft, die ihm von dort entgegenweht, ist ihm ein Hauch des Friedens und des Glückes, der jede Sorge verweht und „die Falten des Geistes austilgt“. Die ersten Klänge der fremden Sprache machen ihn so froh, wie wenn dem Verbannten zum erstenmal wieder der traute Ton der Muttersprache entgegenklingt: „die geliebte Sprache wird ihm lebendig und die Sprache des Gebrauchs“. Sein Geist gewinnt wieder die jugendliche Elasticität; er fühlt sich erlöst

von dem „Stocken und Schleichen"; Alles wird ihm wieder lieb, was ihm von Jugend auf werth war. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle".

Dies Entzücken begleitet ihn auf allen seinen Schritten. Nie findet er seine Erwartungen getäuscht, weil sein Geist geübt ist, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, „und er von aller Prätension sich völlig entäußert hat". Daher fühlte er sich auf einer Höhe der glücklichsten Empfindung, daß er noch bei den letzten Rückblicken auf sein vergangenes Leben zu dem Geständniß kam, im Vergleich mit Italien nicht wieder froh geworden zu sein. Wenn das Glück eben darin besteht, daß aus dem Genusse ein neues höheres Sehnen, aus dem Gewinn ein neues Streben sich erzeugt, so ward ihm dies in reichstem Maße in einem Lande zu Theil, wo Natur und Kunst für Geist und Sinn eine unerschöpfliche Fülle der Genüsse darbieten, wo Jahrtausende die Schätze einer hohen Cultur aufgehäuft haben. Wer mit Goethe's klarem Auge, mit solch empfänglichem, regem Geiste an sie herantritt, „der den ganzen Tag im Gespräch ist mit den Dingen, so daß ihm keine Existenz mehr ein Räthsel ist", dem muß wohl im Vollgefühl einer gehobenen Existenz das Herz freudig emporschlagen, als sei es eine „Wiedergeburt", eine „neue Lebensepoche, in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammenschließt", wenn auch zuletzt die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß er nun erst werth sei, einzutreten, daß er nun erst recht sehe, begreife und genieße. „Alles, was ich in dieser Epoche aufgeschrieben" — äußert Goethe später in einem Briefe an Schiller — „hat mehr den Charakter eines Menschen, der einem Druck entgeht, als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, daß er den Gegenständen, die er sich zuzueignen

denkt, nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn fühlt, daß er erst jetzt fähig wäre, von vorn anzufangen".

Goethe's Schilderungen seiner Reiseerlebnisse und vielseitigen Studien liegen in solcher Ausführlichkeit vor Aller Augen, daß uns eine gedrängte Darstellung zur Pflicht wird. Sie sind größtentheils aus Tagebuchsblättern und Briefen an die Freunde und vornehmlich denen an die geliebte Freundin zusammengestellt. Der Reiz dieser Reiseskizzen liegt im Individuellen, in der Wärme subjectiver Auffassung; oft möchte man sie die Wertherbriefe des Mannes nennen, indem die tiefste Lyrik des Herzens das Episch-Mannigfaltige der Schilderung beseelt, wenn schon die schließliche Redaction viele der wärmsten Ergüsse der Begeisterung und Liebe getilgt hat. Obgleich in der jetzigen Form die Beziehungen zu den einzelnen Personen mehr in die Ferne gerückt sind, so treten doch Herder, Knebel und Charlotte von Stein deutlich genug als der Freundeskreis hervor, für den seine Berichte verfaßt sind und durch dessen Liebe und Andenken ihm jede Freude geweiht wird, indem ihn dabei die Hoffnung künftigen gemeinschaftlichen Genusses der gewonnenen Schätze beglückt: "ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde."

Die Beziehungen zu Merck hatten sich gelockert, und von dem Idealismus Jacobi's konnte er kein Verständniß seiner italienischen Studien hoffen, obschon er auch an sie einige herzliche Zeilen aus Italien richtete und ihnen Auszüge aus seinen Briefen mittheilen ließ. Dagegen stand die Freundschaft mit Herder in jenen Jahren auf der Höhe des Vertrauens und der Geistesgemeinschaft; durch seine sinnvolle Auffassung der griechisch-römischen Welt war er am meisten befähigt, auf die neue Geistesrichtung seines Freundes einzugehen, der auch seinerseits Alles, was damals von Herder's Geiste ausging, mit der innigsten Anerkennung und Wärme

aufnahm. Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ wurden ihm „das liebste Evangelium“, und von dessen „zerstreuten Blättern“ und den „Gott“ überschriebenen philosophischen Abhandlungen spricht er mit gleicher freudigen Theilnahme. Einen besonderen Freundschaftsdienst erwies ihm Herder durch die fernere Besorgung der Sammlung seiner Schriften.

Goethe's Freunde erwarteten von dem Aufenthalt in Italien einen Aufschwung seines poetischen Genius, Dichtungen, welche, wie einst Götz und Werther, die Bewunderung der Welt würden. Ihnen galt seine Naturforschung und technische Kunstübung nur als eine Nebenbeschäftigung, deren höhere Zwecke ihnen verborgen waren, wie es denn z. B. Körner unverantwortlich nennt, daß Goethe, so lange für ihn etwas zu thun übrig bleibe, das seines Geistes würdig sei, seine Zeit im Naturgenuß verschwelge und mit Kräutern und Steinen vertändele. Wenn Goethe bei Gelegenheit seiner Iphigenie schreibt: „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten“ — so weist er damit ohne Zweifel einen ähnlichen Vorwurf Herder's zurück, der ihn stets daran erinnerte, daß die Welt vornehmlich auf sein poetisches Talent Anspruch zu machen habe. Goethe aber war es um harmonische Ausbildung seiner gesammten geistigen Individualität zu thun; darin nahm die Dichtkunst nur eine Stelle, und in Italien nur die zweite ein. Es mangelte damals unserm Dichter an Gegenständen, die als ein Selbsterlebtes sein ganzes Inneres in Bewegung setzten. War das stoffliche und pathologische Interesse, das ihn zu seinen bisherigen Dichtungen getrieben hatte, in den Hintergrund getreten, so machten sich in seinem nach Regel und Gesetz strebenden Geiste um so mehr die Forderungen der reinen Kunstform geltend, und dieser glaubte er nur auf dem Wege der bildenden Kunst sich nähern zu können,

da die Poetik ihm nur ein regelloses Schwanken zu sein schien. Er suchte außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher er zu einer Vergleichung gelangen könne. „Ich bin im Lande der Künste, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh' und Freude haben und an was Anderes gehen können“ — um diesen Punct schließen sich die Resultate der italienischen Reise zusammen. So wenig er sich's verhehlte, daß ihm zur technischen Ausübung der Kunst wenig natürliche Anlage geworden sei, fühlte er doch „zu dem, wozu er eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb, als zu dem, was ihm von Natur leicht und bequem war“, und gesteht, weit mehr auf das Technische der Malerei als auf die poetische Technik geachtet zu haben. Gelangte er dennoch endlich zu der Ueberzeugung, daß er auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht zu leisten habe und eigentlich zur Dichtkunst geboren sei, so konnte er sich daran erfreuen „zu sehen, wie Poesie und bildende Kunst wechselseitig auf einander einwirken können“. So erntete zuletzt der dichterische Genius die reife Frucht aller dieser Bestrebungen.

Seit vielen Jahren hatte Goethe sich in das geheimnißvolle Wirken und Weben der Natur mit so tiefeingehender Forschung versenkt, daß sie in dem Lande, wo sie sich mit den herrlichsten Formen und glanzvollsten Erscheinungen seinem Auge darstellte, wiederholt und lebhaft ihn in ihre Gebiete herüberziehen mußte. Das Gesetz der Einheit und Harmonie, das ihn in den Werken der bildenden Kunst mit Bewunderung erfüllte, sucht er auch in der Organisation der Pflanzenwelt auf, und die Betrachtung des farbenreichen südlichen Himmels wird ihm eine Aufforderung, dem Räthsel der Farbenbildung nachzusinnen. Obgleich er sich vorgenommen hat, „auf dieser Reise sich nicht mit Steinen zu schleppen“, wird er doch, sowie er sich ihnen naht, wieder von ihnen angezogen, und mineralogische Untersuchungen nehmen von Zeit zu Zeit seine ganze

Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit lag in der Natur seines Wesens und ist seit seiner Kindheit der Grundzug seiner geistigen Thätigkeit. Mag er sich auch manchmal darüber Vorwürfe machen, daß er zu viel treibe und daß es ein Fehler der Neueren sei, so zerstreut zu sein und unerreichbare Forderungen erfüllen zu wollen; mag er auch gestehen, endlich die Capitalfehler zu entdecken, die ihn sein Lebenlang verfolgt und gepeinigt hätten, nämlich die Scheu, das Handwerk der Sache, die er treiben wolle, zu lernen und auf eine Arbeit so viel Zeit zu wenden, als dazu erfordert werde: dennoch reißt ihn der mächtigere Trieb immer wieder mit sich fort, und er vermag den neu erwachsenden Aufgaben sich nicht zu entziehen. Allein der Kern seines Wesens gelangt dennoch zu größerer Festigkeit; es ist kein vages Hin- und Herschweifen mehr, sondern er tritt an jede Frage mit dem Ernst des wissenschaftlichen Forschers.

Nur Eins trat inmitten dieser friedlichen Geisteswelt ihm seltener vor die Seele, das große Völkerdrama, das auf Italiens und Siciliens Boden vom Beginn des Römerstaats an bis zu der tragischen Vernichtung der politischen Kräfte des italienischen Volks sich entwickelt hat. An der idealen Größe des römischen Geistes konnte er sich entzücken, wenn sie ihm in den Trümmern alter Bauwerke entgegentrat; allein er hieß zürnend den Führer schweigen, der ihm in einer lachenden Flur Siciliens von Hannibal erzählte. Das damals in tiefen Schlummer gesunkene politische Leben Italiens mit seinen in hergebrachten Formen willkürlich-patriarchalisch regierten kleinen Staaten, wo nur erst leise das Licht der neuen Ideen in den Schriften eines Beccaria und Filangieri und in den Reformen Leopolds von Toscana aufzudämmern begann, bot von dieser Seite seinem Geiste keine Anregung. Daß ihn von neuen poetischen Entwürfen der Plan, das Epos der Odyssee in dramatische Form einzuschließen, am lebhaftesten beschäftigte, ist uns der deutlichste

Beweis, daß ihn nur noch die plastische Schönheit einer idyllischen Menschenwelt dauernd zu fesseln vermochte und die Welt der Thaten keinen Reiz mehr für ihn hatte. Es war daher für unsere dramatische Literatur eine besondere Gunst des Schicksals, daß die reifere Ausbildung der künstlerischen Einsicht und Technik sich mit dem stofflichen Gehalt und lebenvollen Realismus älterer Entwürfe verschmelzen konnte, um diese zu den vollendetsten dramatischen Dichtungen zu gestalten, bevor seine Poesie sich der epischen Richtung, die jetzt vorherrschend ward, hingab.

Iphigenie ward seine Begleiterin auf dem Wege nach Rom. Als mitten in der erhabenen Alpennatur sein poetischer Genius wieder Flügel erhielt, nahm er — es war auf der Höhe des Brenners, wo er einige Tage verweilte — das Manuscript der Iphigenie aus dem Handschriften-Packete heraus, um in Stunden der Muße daran fortzuarbeiten, sie in das edlere Gewand der metrischen Form zu kleiden. Am Ufer des Gardasee's, wo er sich so glücklich fühlte im ersten Anhauch des südlichen Himmels und zugleich so einsam und getrennt von den Geliebtesten, schrieb er jenen herrlichen Monolog:

— Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Rasch hatte er bis dahin das südliche Deutschland durchflogen, gleich als fürchte er noch zurückgerufen oder von einem Begleiter eingeholt zu werden. Er reiste bis Rom im strengsten Incognito; sein Name war Möller; er galt für einen reisenden Kaufmann. Selbst den Naturalien- und Kunstsammlungen Münchens hatte er nur kurze Zeit gewidmet. In der Bildergallerie war ihm, als müsse er sein Auge erst wieder an Gemälde gewöhnen; damals konnte er noch an den Skizzen von Rubens die meiste Freude haben. Im Antikensaal sah er ein, daß sein Auge für diese Gegenstände zu wenig geübt sei. Auf dem Durch-

fluge durch Tyrol erhebt und erheitert sich sein Geist an dem Großen der umgebenden Natur; er beobachtet, wie auf seiner Schweizerreise, die Wolkenzüge und die Veränderungen des Wetters, die Gebirgsbildung und die neue Pflanzenwelt, welche ihm die Annäherung des Südens stufenweise verkündigte. In den fruchtbehangenen Gärten an den lieblichen Ufern des Gardasee's begrüßte er mit schwärmerischem Entzücken den Reichthum der südlichen Vegetation, die ihm auf dem Wege nach Venedig im anmuthigsten Wechsel der Flur zur Seite blieb. Besonders fesselte ihn in dem botanischen Garten zu Padua die Fülle fremder Pflanzen, welche seine Forschung lebhaft erregte: „denn was ist Beschauen ohne Denken?“ Eine Fächerpalme, an der sich die Stufenfolge der Veränderungen ihrer Blätter recht vollendet darstellte (sie ist jetzt, wo sie noch in der Fülle ihres Wachsthums prangt, mit der Inschrift palma di Goethe bezeichnet), machte ihm aufs neue den Gedanken wieder lebendig, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle“, nämlich „daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne“, ein Gedanke, welcher der Mittelpunct seiner botanischen Untersuchungen geworden war.

In den großen Städten gab er sich vorzüglich der Betrachtung der Bauwerke und Kunstschätze hin. Das Amphitheater in Verona war das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das er sah. Wiederholt schaute er von dessen höchstem Rande mit staunendem Blick auf die Stufen des colossalen Kraters hinab oder betrachtete das rings umher wogende fröhliche Menschengewühl, unter welchem er in den belebteren Abendstunden munter umherstreift. In Vicenza fand er eine neue Aufforderung zur Betrachtung antiker Architectur. Im Geschmack der heitern hellenischen Bauten hatte Palladio in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahr-

hunderts seine Vaterstadt mit Palästen verschiedener Art geschmückt. Goethe ward durch die Anschauung derselben ein begeisterter Verehrer des ausgezeichneten Meisters. Er kaufte in Padua seine Werke und bekam durch sie „Respect vor den antiken Bauten“, während er die Verehrung der gothischen Bauwerke ganz los wurde. „Die Baukunst“ — schreibt er von Venedig — „steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehre, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüth zu verehren“.

Am 28. September konnte er freudig bewegt ausrufen: „so ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name!“ Abends fünf Uhr stieg nach einer unterhaltenden Fahrt die alte Lagunenstadt vor ihm aus dem Meere empor, das er zum erstenmal in seinem Leben sah. Seinen Vorsatz, während eines Aufenthalts von zwei Wochen ein bis in die Einzelheiten vollständiges Bild der einzigen und reichhaltigen Stadt, die dem tieferen Sinne noch immer wie eine Wundererscheinung entgegentritt, in sich aufzunehmen, führte er mit rastloser Geschäftigkeit aus. Stundenlang durchlief er ohne Führer die engen Gassen der Stadt, um sich „bis in die letzte bewohnte Ecke der Einwohner Sitte und Wesen zu merken“. Er hört dem Erzähler auf der Riva zu, wohnt den öffentlichen Gerichtsverhandlungen bei, die ihm „unendlich besser gefallen, als unsre Stuben- und Kanzlei-Hockereien“, und besucht fleißig Oper und Schauspiel, um seine Ansichten über Drama und Declamation zu erweitern. Da er in Venedig die Frühstunden auf seine Iphigenie verwandte, so bildete er sein Ohr für den Klang der fünffüßigen italienischen Jamben; denn man vergesse nicht, wie weit wir noch in der Technik des dramatischen Verses zurück waren.

Auch bestellte er sich den Gesang der Schiffer, aus Ariost's und Tasso's Gedichten, welcher schon damals zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit gehörte. Kirchen und Paläste mit ihren zahlreichen Schätzen aus der Blüthezeit der Kunst gewährten täglich neuen Genuß, und selbst das Studium der Natur fand am Strande des Meers an der „Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse" eine anregende Beschäftigung.

Am 14. October befand er sich auf dem Wege nach Ferrara. Den Unmuth, den die Oede der Stadt erweckte, konnte kaum die Erinnerung an die Tage, welche der Gesang Ariosto's und Tasso's verherrlichte, verscheuchen. Der Ebenen überdrüssig, war er froh, als er in Cento zum erstenmal die Apenninen sah. In Bologna blieb er nur wenige Tage, da es ihn nach Rom vorwärts trieb. Die dortigen Gemäldesammlungen, welche viele ausgezeichnete Werke, namentlich von Domenichino, Guido Reni, Guercino da Cento und den Caracci's enthalten, ließen nur flüchtige Eindrücke zurück, und mit den Heiligenbildern konnte er sich nicht recht befreunden. Als lichte Puncte jedoch blieben in seiner Phantasie die heilige Cäcilia von Rafael, das Meisterwerk aus dessen letzter und höchster Kunstperiode, und eine heilige Agathe mit dem Ausdruck „einer gesunden, sichern Jungfräulichkeit". „Ich habe mir" — äußert er — „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte".

Die Fortsetzung dieser Dichtung stockte jedoch, da die poetische Meditation unsers Dichters auf andere Fährten verlockt wurde. Er fühlte sich plötzlich angetrieben, den Plan einer Iphigenie in Delphi, gleichsam einen zweiten Theil seines Drama's, auszubilden. Er bemerkt darüber in seinem Tagebuche unterm 18. October: „Heute früh hatte ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlafen und

Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos rein zu finden. Es giebt einen fünften Act und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich selbst habe darüber geweint wie ein Kind, und an der Behandlung soll man, hoffe ich, das Tramontane erkennen". Schon die Griechen kannten diese Erweiterung der Sage. Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orestes das Bild der Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, um die Axt, die im Hause der Pelopiden so viel Unheil angerichtet hat, als Sühnopfer zu weihen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet und die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen. Indeß sind diese nebst Iphigenien in Delphi angekommen. Der entflohene Grieche erkennt in ihr die Priesterin, welche die Freunde geopfert habe, und entdeckt es Elektren. Diese, von leidenschaftlicher Wuth ergriffen, entreißt das Beil wieder dem Altar, um Iphigenien damit zu ermorden, als eine glückliche Wendung den Irrthum aufklärt und eine rührende Scene des Wiedererkennens und der glücklichen Wiedervereinigung der Geschwister herbeiführt. Der Gegenstand lag noch mehr als der Elpenor innerhalb des Kreises der Goethe'schen Poesie, wurde aber, leider! nicht wieder aufgenommen.

Um zur Zeit der großen Kirchenfeste im Beginn des Novembers in Rom zu sein, beschleunigte Goethe seine Weiterreise so sehr, daß er von Florenz sich schon nach drei Stunden losriß und die Betrachtung der Kunstschätze für die Rückreise aufsparte. Er nahm seinen Weg über Arezzo, Perugia und Foligno. Nach Assisi machte er eine Seitentour zu Fuß, um den herrlichen wohlerhaltenen Minervatempel, jetzt die Kirche Maria della Minerva, zu betrachten; es war das zweite großartige Denkmal antiker Baukunst, das seinem Auge begegnete: "was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und

wird ewige Früchte bringen.“ Daß er die Construction der sechs korinthischen Säulen, welche die Façade bilden, richtiger als Palladio und Winckelmann erkannte und beurtheilte, beweist uns, wie sehr sein Blick für architektonische Verhältnisse geschärft war. In Spoleto sah er das dritte Werk der Alten, in welchem ihm „derselbe große Sinn“ offenbar ward, die aus zehn Bogen gewölbte Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berge bis zu einem andern ist. Neben solchen freudigen Momenten gab es auch, seit er das Gebiet der päpstlichen Herrschaft betreten hatte, Unzufriedenheit mit dem Vetturin und seinem schlechten Fuhrwerk, elende Beherbergung in den Wirthshäusern, Gefahr unter einer banditenartigen Gesellschaft; doch Alles ward ihm erträglich durch den Gedanken, daß er der ersehnten Weltstadt sich nähere: „ich will mich nicht beklagen, wenn sie mich auch auf Irions Rad nach Rom schleppen“. Die überall sich kundgebende Verwahrlosung des geistlichen Staats, der zu Ceremonien eines crassen Aberglaubens herabgesunkene kirchliche Cultus regte indeß seinen Unmuth so sehr auf, daß sein Gedicht vom ewigen Juden wieder in seinem Geiste lebendig ward und er die Idee des Venio iterum crucifigi aufs neue ausbildete.

Allein jede Wolke war von seinem Gemüthe weggeweht, als er am 28. October unter der Porta del Popolo die Gewißheit hatte, in dem ewig einzigen Rom zu sein. Ueberfüllt, überdrängt von dem Bedeutenden, das tagtäglich als ein Neues seinem Geiste sich darbietet, erkennt er, daß Rom eine Welt ist und man mindestens ein halbes Jahr gebraucht, um sich nur erst darin gewahr zu werden; er thut nur die Augen auf und sieht und geht und kommt wieder, bis er Abends müde ist vom Schauen und Staunen. Mit dem neuen Rom machte er sich wenig zu schaffen und im Glanz der Kirchenfeste, die er gleich nach seinem Eintritt erwartungsvoll auf-

suchte, regte sich seine „protestantische Erbsünde.“ Es war vielmehr sein Geschäft, das ihm die schönste Befriedigung gewährte, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“, damit „der alte Phönix Rom wie ein Geist aus seinem Grabe steige“, und es ging ihm bei Betrachtung der Stadt, „wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht“.

Nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte begann er die alten Kunstwerke nach Epochen zu studiren. An den römischen Alterthümern ging ihm der Sinn für die alte Geschichte auf; er wünschte in Rom den Tacitus zu lesen, und fühlte, daß sich in Rom Geschichte ganz anders läse, als an jedem Orte der Welt; „Inschriften, Münzen, von denen er sonst nichts wissen mochte, Alles drängte sich heran“. Man begleite ihn an der Hand seiner lebenswarmen Schilderungen zu dem Coliseo, der Rotonda, dem Apoll von Belvedère, der Sixtinischen Capelle und anderen Kunstschätzen Roms, und man fühlt sich aufs tiefste ergriffen von dieser kindlichen, poesievollen Hingebung an das Schöne und Große der Gebilde der Kunst. Mehr und mehr gelangte er zu der Einsicht, daß er nicht nach Italien gekommen sei, um Lücken auszufüllen, sondern daß er weit in der Schule zurückgehen und durchaus umlernen müsse, daß er es als die wichtigste Sorge anzusehen habe, „keinen falschen Begriff mitzunehmen“. Er verglich sich daher mit einem Baumeister, der zu dem Thurm, den er aufführen wollte, ein schlechtes Fundament gelegt hat; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im Voraus der Festigkeit des künftigen Baues. Von der Klarheit und Befriedigung, in der er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Darin erkannte er auch die sittliche Rückwirkung des Kunstgenusses; er fühlte, daß durch die anhaltende Betrachtung des Schönen und Erhabenen der Geist zum Ernst und zur Tüchtigkeit

gestempelt werde, und auch der sittliche Mensch eine große Erneuerung erleide.

Goethe's Reisezweck wurde sehr dadurch begünstigt, daß er in Rom mit Landsleuten zusammentraf, die ihm aufs bereitwilligste förderlich zu sein bemüht waren. Wilhelm Tischbein, mit dem das alte Verhältniß durch Briefe befestigt war, wurde in Rom, wo er schon seit mehreren Jahren thätig war, sein bester Führer. „Ich werde nie" — schreibt Goethe im Januar — „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." [2]) Er stand der Geistesrichtung unsers Dichters um so näher, als auch er die Malerkunst mit der Poesie in Verbindung zu setzen suchte. Schon 1782 beschäftigte er sich mit Zeichnungen nach Goethe's Gedichten und stellte eine Scene aus dem Götz in einem Gemälde dar. Jetzt versuchte er umgekehrt Goethe für die Idee zu gewinnen, Gedichte zu seinen Gemälden zu machen, ein Project, von dem kein Erfolg zu erwarten stand. Er malte während ihres freundschaftlichen Zusammenlebens das große Portrait Goethe's, welches ihn darstellt, wie er als Reisender, in einen Mantel gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschaut. Hofrath Reifenstein, Director des Erziehungsinstituts für russische Künstler, belebte die geselligen Verhältnisse der fremden Künstlerkolonie, in der damals die Malerin Angelica Kaufmann, nach Herder's Ausdruck „eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens", als ein Stern erster Größe glänzte. In diesem engeren Kreise von Kunstfreunden verkehrte Goethe am liebsten, da er eine Abneigung hatte, in Rom eine Rolle zu spielen. Er suchte sich wenigstens

durch ein Halbincognito gegen die Zudringlichen zu schützen, um den Erörterungen über sich und seine poetischen Arbeiten zu entgehen. Indeß mußte er manchmal nachgeben, und selbst italienische Dichter bemühten sich um sein kritisches Urtheil über ihre Werke. Der Abbate Monti, den er in dem Gesellschaftscirkel des Fürsten von Liechtenstein kennen gelernt hatte, las ihm sein neues Trauerspiel Aristodemus vor, das im Januar mit vielem Beifall, den besonders die deutsche Künstlerbank freigebig spendete, auf die Bühne gebracht ward. Die Folge dieser Bekanntschaft war, daß Goethe am 4. Januar 1787 mit einem schmeichelhaften Diplom in die Dichtergesellschaft der Arcadia unter dem Namen Megalio aufgenommen ward. „Vergebens habe ich", schreibt Goethe an Fritz von Stein, „diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will."

Mit warmer Verehrung schloß sich in Rom Karl Philipp Moritz an ihn an, der arme deutsche Gelehrte voll lebendigen Geistes, welchen ebenfalls das Verlangen nach den Wunderwerken des alten Roms über die Alpen geführt hatte [3]). „Es ist eine Wollust" — schreibt Moritz an einen Freund in der Heimat — „einen großen Mann zu sehen; wie warm empfinde ich dies jetzt. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends gewünschter erscheinen, als hier. O warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung." Auf einem Spazierritt, den sie in den letzten Novembertagen zusammen gemacht hatten, brach Moritz den linken Arm, indem sein Pferd auf dem ausgeglätteten, durch einen Staubregen schlüpfrig gewordenen Pflaster in der Nähe des Pantheons stürzte. Während er einige Monate hindurch das Bett hüten mußte, nahm sich Goethe seiner aufs freundlichste an und ward sein „Wärter und Beichtvater, sein Finanzminister und

geheimer Secretär". Goethe kamen zugleich seine vielseitigen antiquarischen und mythologischen Kenntnisse in Rom trefflich zu Statten. Er räumt sogar ein, wohl mit allzu großer Bescheidenheit, daß er nicht gewagt haben würde, seine Iphigenie in jambisches Metrum zu übertragen, wenn er nicht in Moritzens „Versuch einer deutschen Prosodie" einen Leitstern gefunden hätte; durch die mündlichen Erörterungen des Verfassers fühlte er seine Einsicht noch mehr gefördert.

Die Umarbeitung der Iphigenie ward in Rom zu Ende geführt. Die Frühstunden waren ihr gewidmet. Der Dichter verfuhr dabei mit solcher Strenge, daß er gesteht, an manchen Versen sich stumpf gearbeitet zu haben. Daher nennt er sie in dem Briefe vom 10. Jan. 1787, womit er die Absendung der Handschrift an die Freunde in der Heimat begleitete, „sein Schmerzenskind, aus mehr als Einem Sinne." „Ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese Sachen betrachtet, so wünschte ich doch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben." Diese bescheidene Hoffnung sollte sich indeß nur unvollkommen erfüllen. So einsam stand der Dichter mit seinem Meisterwerke, über dessen Werth jetzt nur Eine Stimme der Anerkennung herrscht, daß man ihm von keiner Seite die Mühe, die er darauf gewandt hatte, recht Dank wußte. Die Freunde in Rom, denen er es vorlas, erwarteten etwas Berlichingisches und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; nur „die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf." Noch unerklärlicher ist, daß man im weimarischen Freundekreise die Vorzüge der neuen Bearbeitung so wenig würdigte, daß man ihm durch die kühle Aufnahme ziemlich deutlich zu verstehen gab, man habe lieber das ältere Prosa-Drama zurückkehren sehen. „Ich merke wohl," schreibt Goethe einige Monate später — „daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist . . . . und daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen

dankt; .... doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen.“

Inzwischen durchkreuzten sich im Beginn des neuen Jahres mancherlei Pläne wegen der Fortsetzung der Reise. Anfänglich sollte Rom das südlichste Ziel derselben sein; gleich nach Ostern wollte er Rom verlassen und über Florenz der Heimat wieder zurücken. „Mein dringendstes Bedürfniß“ — schreibt er — „wird befriedigt sein; ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren.“ Da ihm jedoch freundliche Stimmen aus der Heimat zuredeten, nicht zu eilen, um mit vollständigerem Gewinn nach Hause zurückzukehren, selbst der Herzog ihn in einem gütigen theilnehmenden Briefe auf unbestimmte Zeit von seinen amtlichen Pflichten entband und über seine Entfernung beruhigte, so nahm er auch Neapel und Sicilien in seinen Plan auf, so daß er mit dem Frühjahr 1788 heimzukehren gedachte.

Goethe blieb in Rom diesmal nur bis gegen das Ende des Februars, nachdem er noch zuvor die „Carnevalsthorheit“ an sich hatte vorübergehen lassen. „Das Carneval“, schreibt er an Knebel, „muß man sehen, so wenig Vergnügen es gewährt; eben so ist's mit den geistlichen Mummereien“. Er war in diesen letzten Wochen „keinen Augenblick müssig“, „vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung“. Was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen hatte, suchte er auf, damit vor seiner Abreise nach Neapel „die Ernte wenigstens niedergemäht sei“. Das Beste ward zum zweiten Mal betrachtet, und „das erste Staunen löste sich mehr in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auf“; „meine Liebschaften“ — äußerte er — „reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und

Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben". Um sich den großen Intentionen der Künstler durch Nachbildung und Nachahmung mehr zu nähern, zeichnete er fleißig römische Bauten und Kunstwerke; den Weimarer Freunden ward eine Sammlung von Zeichnungen zugesandt.

Am 22. Februar 1787 reiste er in Tischbein's Gesellschaft nach Neapel ab. Von seinen Manuscripten begleitete ihn nur der Tasso, zu dem er jetzt „die beste Hoffnung hatte". Zwar drängte sich ihm zugleich das Bedenken auf, ob er nicht besser thue, neue Gegenstände, an denen er lebendigeren Antheil nehme, mit frischem Muth zu unternehmen, und etwa die Iphigenie in Delphi zu schreiben, statt „sich mit den Grillen des Tasso herumzuschlagen". Allein er fühlte doch, daß er in diese Dichtung schon zu viel von dem Eignen hineingelegt habe, als daß er sie fruchtlos aufgeben sollte. Es war jedoch dies zweite „Schmerzenskind" mit den schwermuthvollen Zügen eines leidenden Dichterherzens nicht bestimmt, unter der heitern Sonne Neapels und Siciliens ins Leben gerufen zu werden.

So wie er die lachenden Fluren Campaniens betritt, ergreift ihn die heitere Lust des Daseins, welche aus der üppigen Fülle der Natur ihm entgegenquillt und im munteren Lebensgenusse des Volks ihn umrauscht. Der Strom des Lebens reißt ihn mächtig mit sich fort; er gesteht sich selbst nicht mehr zu kennen und erst zur Besinnung kommen zu müssen. „Neapel" — schreibt er — „ist ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es eben so, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz andrer Mensch". Mit Rührung gedenkt er seines Vaters, der von den Schönheiten Neapels einen unauslöschlichen Eindruck erhalten hatte, und meint, der habe nie ganz unglücklich werden können, weil er sich immer wieder nach Neapel versetzt habe. Im Gegensatz dieses Paradieses erschien ihm jetzt die Tiberstadt wie ein Kloster, an das er kaum noch zurückdenken mochte.

Dort konnte er ganz den Studien der Kunst leben und im Geiste das alte Rom aus den Ruinen wieder aufbauen. Hier war Alles Leben und Gegenwart. Es ward ihm eine Lust, sich unter das Volksgewühl zu mischen, charakteristische Züge aufzuzeichnen und dem bunten Treiben mit entzücktem Staunen zuzuschauen. Besonders zog ihn das Schiffs- und Seewesen an, das den Kreis seiner Begriffe erweiterte. Nie hatte er die Reize des Meeres so gekannt, mochte es sich in glänzender Spiegelfläche vor ihm endlos ausbreiten oder die Pracht der sturmbewegten Wellen ihm den Ausruf entlocken, daß doch die Natur das einzige Buch sei, das auf allen Blättern großen Gehalt biete. „Wenn man es eine Zeitlang gewohnt ist", äußert er gegen Frau von Stein, „so kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es gesehen zu haben, und wie man fortleben will, ohne es zu sehen."

Die Ausbrüche des Vesuvs reizten seine Wißbegier mehrmals zum Anschauen jener großartigen Naturphänomene. Seine Verwegenheit brachte ihn dabei in nicht geringe Gefahr. Der dritte Versuch, den er am 20. März in Begleitung von zwei Führern in der Absicht unternahm, einer eben ausbrechenden Lava möglichst nahe zu kommen, hätte leicht unglücklich enden können. Er hatte Verlangen, dem Puncte, wo die Lava aus dem Berge quillt, von hinten her nahe zu kommen und befand sich plötzlich auf dem glühenden Boden, aus dessen Ritzen ringsum der Dampf sonneverfinsternd emporwirbelte. Der Führer ergriff ihn noch zu rechter Zeit und entriß ihn dem erstickenden Qualm.

In Gesellschaft Tischbein's besah Goethe die Kunstschätze und Ueberreste des Alterthums in und um Neapel. Indeß scheint er an Kunstgenüssen in Rom etwas übersättigt worden zu sein; sein Sinn gehörte jetzt zu sehr der Gegenwart, als daß er sich den Ernst der römischen Kunststudien hier hätte erhalten können. Die Betrachtung der Gräber der Städte

Herculanum und Pompeji gewährte ihm wenig mehr als eine flüchtige Befriedigung der Neugier, und es scheint von diesen ehrwürdigen Resten eines untergegangenen Daseins der Geisteshauch des Alterthums nicht zu ihm gedrungen zu sein. Ein Ausflug zu den großartigen Trümmern von Pästum ward jedoch nicht unterlassen.

Da überhaupt Goethe in Neapel mehr genießen und beobachten, als studiren wollte, so gab er es auf, sich in das sonst beliebte Incognito zu hüllen und machte daher manche unterhaltende und belehrende Bekanntschaft. Auch in Neapel war er durch seinen Werther empfohlen. Mit großer Theilnahme gedenkt er der Bekanntschaft mit dem trefflichen Filangieri, mit dem er sich in anziehenden staatsphilosophischen Unterhaltungen erging. Da Tischbein auf Anrathen des Malers Philipp Hackert, der damals als Künstler eines ausgezeichneten Rufes genoß und bei Hofe großen Einfluß hatte, nach Neapel gekommen war und eine Zeitlang bei ihm wohnte, so kam Goethe mit diesem gleichfalls in ein freundschaftliches Verhältniß und gewann ihn sehr lieb. Er besuchte ihn auf einige Tage in seiner Wohnung im alten Schlosse zu Caserta und bediente sich seines Raths bei seinen Uebungen im Zeichnen. Hackert sagte zu ihm: „Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht“ — eine Aeußerung, welche, je richtiger sie war, um so mehr seinen Künstlerehrgeiz spornte, sich des Technischen gründlicher zu bemächtigen.

Der Fürst von Waldeck, welcher sich damals in Neapel aufhielt und unserm Dichter große Zuneigung bewies, hätte ihn fast zur Mitreise nach Griechenland überredet. Allein er hielt doch das Project der sicilianischen Reise fest und nahm für diese einen jungen deutschen Landschaftsmaler, Namens Kniep, welcher ihm von Tischbein empfohlen war und durch

sein offenes Wesen bald sein Vertrauen und seine Zuneigung gewann, als Begleiter mit sich. Als Vertrag war zwischen ihnen verabredet, daß Goethe die Reisekosten bestreite, Kniep dagegen für ihn Zeichnungen von Landschaften entwerfe; damit aber nach seiner Rückkehr für den jungen Maler ein ferneres Wirken entspringe, sollte er einige später auszuwählende Gegenstände für ihn bis zu einer bestimmten Summe ausführen.

Die Reise nach Sicilien trat Goethe mit frohen Erwartungen an. Schon die Ueberfahrt däuchte ihm nichts Geringes, weil eine Seereise „noch in dem Kreise seiner Begriffe fehlte“ und „ihm die Welt erweiterte“. Auf einer Corvette segelte er am 29. März nach Palermo ab. Während er die ersten Anfälle der Seekrankheit „ganz behaglich“, in seinem Kämmerchen ausgestreckt, überstand, nahm er zu seiner Unterhaltung auf der langsamen Fahrt den Tasso wieder vor, dessen Plan diese Tage hindurch ziemlich ins Klare gebracht ward. Am 2. April befand er sich in der reizenden Bucht von Palermo, im Hintergrunde die von der Sonne beleuchtete Stadt, rechts den zierlich geformten Monte Pellegrino, links das weithingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen, Alles vom jungen Grün des Frühlings bekleidet. Goethe und sein in Naturschönheiten eingeweihter Begleiter suchten sich gleich diese mannigfaltigen Prospecte malerisch zu entwickeln und sahen hier eine grenzenlose Ernte für den Künstler vor sich. Am Abend lockte sie der helle Schein des Vollmonds auf die Rhede und hielt sie noch nach der Rückkehr lange Zeit auf dem Altan. „Nun verstehe ich erst“ — ruft Goethe nach einer Schilderung seines Entzückens aus — „die Claude Lorrain, und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen“

Sicilien erschien ihm als der eigentliche Schlußstein seiner Reise, die gepriesene Insel, um die schon die uralte Sage in

bald ernster, bald lieblicher Dichtung spielt, der Punct, „wo die Radien der Weltgeschichte zusammenlaufen“, der ihm „nach Asien und Afrika deutete“. Er erkannte jetzt, daß erst durch Sicilien das Bild von Italien vollständig werde, und hier der Schlüssel zu Allem sei. Kein entschiedenes, leidenschaftliches Bestreben hielt ihn während dieser genußreichen Wochen in Spannung und Unruhe; gelassen und behaglich gab er sich den Gegenständen hin und drückte sich das Bild tief in die Seele. Manche eine Zeitlang zurückgedrängte Neigung trat wieder freier hervor, und der Reiz des Augenblicks übte seine volle Gewalt. Seine Schilderungen von Sicilien lassen uns in dem anziehendsten Wechsel an den mannigfaltigsten Beobachtungen theilnehmen und die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen aufs klarste überschauen. Ihre poesievolle Klarheit gemahnt uns, wie der klare Duft, der an Siciliens Küsten ihm so reizend erschien.

Aufs genaueste betrachtete er auf seiner Rundreise durch die Insel allenthalben die Eigenthümlichkeit des Bodens sowohl in mineralogischer als botanischer Hinsicht. Umgab ihn dann die Frühlingsnatur in solcher Herrlichkeit, wie in den glücklichen Tagen von Palermo, Girgenti und Taormina, so schlug wieder das Entzücken als reine Flamme der poetischen Begeisterung empor. „Wer dichtet nicht, dem diese schöne reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht“ — sagt er uns in seiner auf Siciliens Flur versetzten Claudine.

Das Studium antiker Kunst hielt ebenfalls auf dem classischen, mit Trümmern alter Pracht übersäeten Boden eine ergiebige Ernte. Die Ruinen der Tempel von Segeste, Girgenti und Catania gehörten zu den großartigsten Anschauungen alter Baukunst, die ihm seine Reise gewährte, und durch Kniep's Zeichnungen wurden sie auch zu weiterer Betrachtung festgehalten. Selbst aus den Münz- und Medaillen-

sammlungen, welche er zu Palermo und Girgenti in einem noch nicht gekannten Reichthum kennen zu lernen Gelegenheit hatte, „lachte ihm ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen“. Er mußte bekennen, bis jetzt wenig davon zu verstehen; doch war das Interesse für dies Studium seitdem bei ihm in seine Rechte getreten.

In Palermo, wo er bis zum 18. April blieb, war ihm ganz besonders wohl geworden, weniger in der ohne eigentlichen Kunstgeschmack erbauten und unreinlich gehaltenen Stadt, als in der über allen Ausdruck reizenden Umgebung. Aus jedem seiner Worte, womit er diese Genüsse zu schildern versucht, haucht uns das Gefühl des heitersten Seelenfriedens an, mag er uns längs der waldbewachsenen Höhen, welche die Bucht umsäumen, oder in das fruchtreiche Thal, das der Orbeto durchschlängelt, geleiten oder uns den Pellegrino hinauf zur Grotte der heiligen Rosalie führen, wo er, bei dem reizenden Bilde der Heiligen niederknieend, einsam sich in die Träume seiner dichtenden Phantasie verliert. Die vergnügtesten Stunden brachte er im Stillen in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede zu. Geschmückt mit der üppigsten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Bassins, darin Gold- und Silberfische spielten, unterbrochen wurden, umspült von der plätschernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und Meer der glanzvolle Duft des wolkenlosen Aethers schwebte, erschien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetische Welt. Die glückliche Insel der Phäaken, deren er schon einmal im Fruchtgarten Italiens eingedenk war, tauchte vor ihm aus dem Meere hervor. Er eilte sich einen Homer zu kaufen und verstand die Odyssee niemals besser als jetzt. Sicilien hat ihn zum Homeriden geweiht, wie wir namentlich in dem Geständniß erkennen: „was den Homer betrifft, ist mir wie

eine Decke von den Augen gefallen; die Beschreibungen, die Gleichnisse rc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt"; später gesteht er noch Schillern, "die Odyssee habe ihm aufgehört, ein Gedicht zu sein; sie habe ihm die Natur selbst geschienen".

Nicht mehr war er jetzt ein schwermuthvoll träumender Tasso, sondern der lebensmuthige Odysseus, der, die Liebe zur Heimat im Herzen, von Küste zu Küste umherschweift und vieler Menschen Städte und Sitte kennen lernt.

Aus dem persönlichen Interesse, das er für diesen Altervater aller Touristen fühlte, erwuchs der Entwurf zu einem Drama Nausikaa, in welchem er die Haupthandlung der Odyssee zu concentriren gedachte. Das einfache Sujet, daß ein Mädchen, welches bisher alle Bewerbungen von sich gewiesen hat, sich von einem Fremdling angezogen fühlt, ohne daß eine Verbindung möglich wird, "sollte durch den Reichthum der untergeordneten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden". Vornehmlich ward er dadurch an diesen Plan gefesselt, daß er Alles aus eigenen Erfahrungen nach der Natur ausmalen konnte. Er beschäftigte sich anhaltend damit während seiner ganzen Reise. Schon einige Tage vor seiner Abreise von Palermo brachte er in seinem Lieblingsgarten den Entwurf zur Reife und konnte sich nicht enthalten, einige Stellen auszuführen. Diese Blättchen finden sich unter seinen fragmentarischen Dichtungen abgedruckt. Sie lassen nur soweit auf das Ganze schließen, daß man den idyllischen Charakter, den das Drama erhalten sollte, darin erkennt; dem dritten Act war die Erzählung von Odysseus' Abenteuern zugetheilt. Diesen scheint er noch kurz vor seiner Trennung von Sicilien durchdacht zu haben, als er zu Taormina, während Kniep mit Zeichnen beschäftigt

war, zwischen den Orangenästen eines schlechten Bauerngartens die Einsamkeit suchte und „den Grundunterschied des Drama's und der Epopöe ins Auge faßte“, ein Thema, das er später als Epiker wieder aufnahm. Durch die nachfolgenden Zerstreuungen ward der sorgfältig bis ins kleinste Detail durchdachte Entwurf zurückgedrängt.

Er hatte schon am Tage vor seiner Abreise von Palermo sich zu beklagen, daß er von vielerlei Geistern verfolgt und versucht werde. Als er nach dem öffentlichen Garten gegangen war mit dem festen Vorsatze, seine dichterischen Träume fortzusetzen, ergriff ihn mitten unter der mannigfaltigen Pflanzenwelt aufs neue der Gedanke der Pflanzenmetamorphose, und „zerstört war sein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan.“ Jene Ideen verfolgte er auch auf seiner Weiterreise in Betrachtung der reichen Vegetation der Insel. Was er früher nur vermuthet und mit dem Mikroskop gesucht hatte, glaubte er in der Pflanzenwelt des Südens „mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit“ zu sehen. Von Neapel aus schreibt er darüber an Herder: „Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen haben. Den Hauptpunct, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Puncte müssen bestimmt werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und

Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“ So entwickelte sich jener geniale Gedanke weiter, den ein namhafter neuerer Naturforscher zu den luminosen zählt, welche für alle Zeit und die gesammte Menschheit ihre volle Geltung behalten.

Goethe nahm seinen Weg zuerst über Alcamo nach Girgenti, von hier, um auch das Innere der Insel kennen zu lernen, über Caltanisetta nach Catania, wo er am 1. Mai eintraf. Den Gipfel des Aetna mußte er in dieser Jahrszeit, wo der Schnee noch sehr tief lag, aufgeben und sich mit dem niedrigen Monte Rosso begnügen, von wo er unter heftigem Sturm einen flüchtigen Blick auf den lang ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus genoß. Eine ruhigere Ansicht dieser Küstenlandschaft gewährte ihm das Theater von Taormina, wo ihm das herrlichste Panorama vor Augen lag, der lange Gebirgsrücken des Aetna und die Meeresküste bis Calabrien hin. Um so niederschlagender war der Anblick des verwüsteten Messina, das sich nach dem schrecklichen Erdbeben von 1783 noch nicht aus seinen Trümmern wieder erhoben hatte. Ein finsterer, despotischer Gouverneur machte es überdies für den Fremden zu einer Cyklopenhöhle, so daß Goethe nur mit einiger Odysseus-Gewandtheit, über die er uns ausführlich berichtet, sich den drohenden Folgen der Versäumniß einer Einladung entzog. Verdrießlich daher und ungeduldig ergriff er die erste beste Gelegenheit fortzukommen und schiffte sich nach einem viertägigen Aufenthalt am 14. Mai auf einem französischen Kauffahrteischiffe ein.

Verdruß und Langeweile begleiteten seine diesmalige Seereise mehr als die vorige. Bei dem von Anfang an ungünstigen Winde rückte das Schiff nur langsam vorwärts, die Seekrankheit befiel ihn ärger als früher, und er konnte nicht einmal, wie auf der bequem eingerichteten Corvette, in seinem

Kämmerchen die Einsamkeit aufsuchen, sondern mußte zwischen einer dicht gedrängten Menge von Passagieren Platz nehmen. Erfreulicher verflossen die Stunden, wo er, mit Kniep auf dem Verdeck verweilend, an dem muntern Tummeln der Delphine oder an den malerischen Küsten Unteritaliens das Auge weiden konnte. Schon lag am zweiten Tage der Fahrt Cap Minerva vor ihnen, der Vesuv ward sichtbar, über dem eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt war, links ließen sich die Felswände der Insel Capri unterscheiden. Völlige Windstille war eingetreten, und sie entzückten sich an dem Anblick des ruhigen, glänzenden Meeres und der Küste, als ein laut und lauter werdender Lärm unter den Passagieren sie herbeizog und bald mit der Gefahr bekannt machte, in der man sich befand. Das Schiff war in die Strömung um Capri gerathen und trieb den Felsen zu, die es zu zertrümmern drohten. Alle ereiferten sich in ungestümen Reden gegen den Capitain und den Steuermann, deren Ungeschicklichkeit man das Unheil zuschrieb, wie man ihnen denn von Beginn der Fahrt an kein rechtes Zutrauen hatte schenken wollen. Goethe, „dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod“, war es unmöglich länger zu schweigen. Er stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Darauf ermahnte er sie, ihr brünstiges Gebet zur Mutter Gottes zu richten, damit sie sich bei ihrem Sohn verwende und er jetzt thue, was er für seine Apostel gethan habe, als auf dem See Tiberias schon die Wellen in das Schiff schlugen und er dem Winde zu ruhen gebot; ebenso könne er jetzt der Luft gebieten, sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille sei. Diese Worte thaten die beste Wirkung. Man beruhigte sich; die Frauen lagen betend auf ihren Knien. Goethe begab sich in die Cajüte hinab und legte sich halb betäubt auf seine Matratze. Bald darauf eilte Kniep hinunter und verkün-

digte, daß Rettung da sei; ein gelinder Windhauch hatte sich erhoben, man konnte von den Segeln Gebrauch machen, und es gelang aus der Strömung herauszukommen. Am folgenden Morgen (16. Mai) ließ das Schiff die gefährliche Felseninsel hinter sich und fuhr in den Golf von Neapel ein.

Während der beiden Wochen, die Goethe noch in Neapel zubrachte, bemühte er sich, Manches zu sehen, was ihm beim vorigen Besuche noch entgangen war, wobei ihm Hackert und andere Freunde (Tischbein war nach Rom gereist) sich sehr gefällig bewiesen. Dem geselligen Zudrang entzog er sich jetzt weniger; die sicilianische Reise, meint er, habe ihn leutseliger und zuthätiger gemacht; jedoch macht Hackert die Bemerkung, Goethe sei in großen Gesellschaften in Neapel sehr zurückgezogen gewesen und habe den Eindruck eines verlegenen und scheuen Menschen gemacht. Am 3. Juni riß er sich los, von niemand bewegter und herzlicher scheidend, als von seinem treuherzigen Reisegefährten Kniep, dem er in der Ferne die beste Fürsorge zu widmen versprach, und fuhr „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb“.

In Rom[4]), wo er am 6. Juni wieder anlangte, weihte ihn das Frohnleichnamsfest schnell wieder zum Römer ein, nicht sowohl durch das fromme Festgewirr, als durch die Anschauung der nach Rafaels Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage öffentlich ausgehängt wurden; sie führten ihn wieder in den Kreis höherer Kunstbetrachtungen zurück. Rom war ihm jetzt vertrauter geworden; er hatte nichts mehr, was ihn überspannte, „sondern die Gegenstände hatten ihn jetzt zu sich hinaufgehoben.“ Der Trieb zur Ausübung der bildenden Kunst war wieder aufs lebhafteste in ihm angeregt, und er schien Hackert's scharfe Mahnung beherzigen zu wollen, um durch Ausdauer über die Mängel

des Dilettantismus hinauszukommen und „das Handwerk der Sache zu lernen.“ „Ich mag nun“ — äußerte er in einem seiner Briefe — „gar nichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben; ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse.“ Mit Hackert, der auf kurze Zeit nach Rom kam, verlebte er vierzehn Tage auf dem Lande und sah sich durch seine Anleitung „sehr im Landschaftszeichnen gefördert.“ Diese Uebungen wurden zunächst seine Aufgabe. Mehrere Ausflüge ins Gebirge, nach Tivoli, Frascati, Albano ꝛc. wurden unternommen, um nach der Natur zu zeichnen. In Rom bezog er nach Tischbein's Abreise, der sich nach Neapel begab, dessen kühlen Saal und war hier während der heißen Sommermonate in friedlicher Abgeschiedenheit überaus thätig, um „seine Talente durchzuarbeiten“, als einer, der „nur der Mühe lebt“ und darin das reinste Glück empfindet. „Meine größte Freude ist“ — schreibt er am 22. Juli, — „daß mein Auge sich an sicheren Formen bildet und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt.“

So viel er konnte, hütete er sich, in die Welt gezogen zu werden, um nicht aus der Ordnung zu kommen. Sein Umgang beschränkte sich auf den früheren engen Freundeskreis, und er hatte dankbar anzuerkennen, daß alle Künstler sich bemühten, sein Talent fortzubilden. Angelica Kaufmann bewies ihm ihre frühere freundschaftliche Theilnahme. Verschaffelt, ein Sohn des Mannheimer Directors, förderte ihn in der Perspective. Mit Trippel, der seine Büste im Auftrage des Fürsten von Waldeck modellirte, hatte er belehrende Unterhaltungen in Bezug auf Bildhauerkunst, und er begann ebenfalls zu modelliren, um die menschliche Gestalt, die ihm zuletzt der Gipfel aller Kunst zu sein schien, genauer studiren zu

können. Höchst unterrichtend war für ihn der Umgang mit Heinrich Meyer aus Zürich, der „den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fortging“ und seine Aufmerksamkeit vornehmlich dahin richtete, „die zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen“. „Er hat“, äußert er in einem andern Briefe, eine „himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie bestimmend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben“. Die Hochschätzung, die sein ernstes Studium für ihn erweckte, hatte später eine innige Freundschaft mit Goethe und ein dauerndes geistiges Zusammenwirken zur Folge.

Die Einsicht in die Architectur schärfte Goethe gleichfalls durch Zeichnenübungen und fand eine ungehoffte Gelegenheit, seine Kenntnisse nach dieser Seite hin zu erweitern, indem gerade damals umfassende Sammlungen von Zeichnungen griechischer und orientalischer Bauwerke nach Rom gebracht wurden.

Aus den bisherigen Andeutungen wird es schon klar, daß Goethe sich in dem Kreise von Künstlern und Theoretikern bewegte, welche sich in ihren Werken und Kunstansichten an Winckelmann und Raphael Mengs anschlossen. Das Schönheitsideal der Griechen, das diese großen Männer dem entarteten Geschmacke ihrer Zeit wieder entgegengehalten hatten, suchten sie der neueren bildenden Kunst anzueignen. Indem sie jedoch die Bedeutung des Charakteristischen in der Kunst verkannten, geriethen sie in eine einseitige Richtung, durch die der Malerkunst steife und unwahre Formen aufgezwungen wurden, zumal da man mit dem Antiken die moderne Sentimentalität verschmolz. Goethe trat dieser Theorie, welche

das ganze Zeitalter beherrschte, aufs entschiedenste bei und zählte sich gern zu Winckelmann's Schülern.

Moritz war Goethen der liebste Gesellschafter, wenn gleich die Haltlosigkeit seines geistigen und sittlichen Wesens einer offenen Hingebung der Freundschaft im Wege stand. Ihm trug Goethe zum erstenmal sein Pflanzensystem vor und brachte bei diesem Anlaß die ersten Grundlinien desselben aufs Papier, erfreut, eine empfängliche Seele zu finden, der seine Vorstellungsart faßlich zu machen war. Moritz arbeitete an seiner Mythologie und konnte durch positive Kenntnisse auf dem Gebiete der Antiquitäten auch seinem Freunde wieder nützlich werden. Aesthetische Gegenstände wurden zwischen ihnen vielfach durchgesprochen. Eine kleine Schrift von Moritz „über die bildende Nachahmung des Schönen“ (Berlin, 1788) erwuchs aus diesen Unterhaltungen.

Ungeachtet der ausgebreiteten Studien der bildenden Kunst entzog sich Goethe seinen poetischen Arbeiten nicht, wenngleich die weimarischen Freunde aufs neue klagen mochten, daß er das Wichtigste nebenher thue, und es klingt fast wie eine Rechtfertigung, wenn er dorthin die Worte richtet: „daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel“. Statt Tasso oder Nausikaa fortzusetzen, fühlte er sich am meisten zur Vollendung des Egmont aufgelegt. Zu dieser Wahl trug ohne Zweifel der Umstand bei, daß gerade damals ähnliche revolutionäre Scenen, wie er in seinem Drama geschildert hatte, in den Niederlanden vorgingen; in Brüssel erhob sich das Volk zur Vertheidigung seiner von Joseph II. angetasteten Verfassung, in Holland stand die Oranische und die patriotische Partei in Waffen gegen einander. Goethe nennt die Ueberarbeitung jenes Drama's eine unsäglich schwere Aufgabe, die er ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nicht

zu Stande gebracht hätte; es galt das Werk durchzuarbeiten und zu vollenden, ohne es umzuschreiben. In einem der spätern Briefe äußert er, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Der 5. September, wo er die letzten Lücken in der Handschrift ausfüllte, erschien ihm wie ein festlicher Tag; sein Brief, der die Sendung nach Deutschland begleitete, sprach die Hoffnung aus, daß er seinen Freunden damit Freude machen werde. Diese ging indeß auch diesmal nur theilweise in Erfüllung. Zwar fühlte sich Herder, der sonst mit seiner Anerkennung nicht freigebig war, zu dem Geständniß gedrungen, ihn habe das Drama „Scene für Scene in seiner tiefen, männlich gedachten Wahrheit fast zu Boden gedrückt“; gleichwohl traf die Kritik des heimatlichen Freundekreises namentlich das Verhältniß Egmonts zu Clärchen und scheint in der Hauptsache auf die Puncte hinauszulaufen, welche Schiller's bekannte Recension hervorgehoben hat. Goethe konnte Anforderungen nicht befriedigen, die außerhalb seines Plans, ja außerhalb des Kreises seiner dramatischen Poesie lagen. „Es hat doch im Grunde“, mußte er sich schließlich gestehen, „niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst“. Sein Drama sollte eben kein heroisches Trauerspiel sein, sondern das Gemälde eines edlen menschlichen Daseins, das sich mit frischer Lebenskraft und Freiheit auf dem Hintergrunde einer trüben Zeit vor uns ausbreitet. Es weht darin der Hauch des jugendlichen ahnungsreichen Strebens, das ihn in den schönsten Momenten der durchlebten weimarischen Epoche erfüllte, so wie der frischen Lebensfreude, welche dem Dichter in Rom eine zweite Jugend bereitete.

Auf die vier Monate eines stillen anhaltenden Fleißes folgten genußreiche Ausflüge in den schönen Wochen des Herbstes, der nach einem drückend heißen Sommer doppelt

willkommen war. Einige Septemberwochen verlebte Goethe in Gesellschaft des Hofraths Reifenstein in Frascati, und fühlte sich „recht munter und lustig“. Da ward „den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht und geklebt“, die Botanik „auf Wegen und auf Stegen“ geübt, indeß er nebenher die Umarbeitung des Singspiels Erwin und Elmire im anmuthigen Versgewande zu Stande brachte. Im October hielt er in Castel Gandolfo eine Villegiatur; mehrere Freunde und Freundinnen aus Rom fanden sich dort zusammen, und man gab sich dort, wie an Badeorten, einer zwanglosen, muntern Geselligkeit hin. In den wenigen dort geschriebenen Briefen fühlt sich die Erregtheit seines Innern, und der rasche Wurf seines Stils läßt ahnen, daß in seinem Herzen etwas vorging; „mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, läßt er sein Leben mehr laufen, als er es führt, und weiß auf alle Fälle nicht, wo es hinaus will“. An Herder berichtet er, er habe sogar einige Idyllen gefunden. Dies möchten die ersten Ansätze zu den „römischen Elegieen“ sein, wenn auch die eigentliche Ausführung oder Fortsetzung mit einem späteren Liebesverhältniß in Verbindung steht.

Goethe hatte während seiner bisherigen Reise sein Herz sorgfältig, wie durch ein Gelübde, vor Liebesneigungen bewahrt, so daß er sich „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit entfernt hielt“. In seinem Herzen „leuchtete nur die schöne Flamme der Liebe, der Treue und des Andenkens“ an seine Freundin in der Heimat. „Wie verwöhnt ich bin“, — schreibt er ihr — „fühle ich erst jetzt, zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mir's voraus, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen den Entschluß zu fassen“. Auf einem kleinen Gartenball zu Rom an einem schönen Juli-Abend, wo es recht lustig herging, konnte er kaum bis Ende aushalten, weil die Mädchen ihn nicht mehr, „wie vor zehn

Jahren", anzogen; diese Ader, äußerte er damals, sei vertrocknet. Das erinnert uns an die Vorwürfe, welche in den römischen Elegieen Amor dem Dichter wegen seines lässigen Dienstes macht, und die sophistischen Ermahnungen desselben, womit er ihm wieder das Glück der Jugend, Stoff zum Liede und Glanz der Erfindungen zu gewähren verspricht. Amor belebt ihm auch (in dem damals entstandenen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler") die farbenreiche Landschaft, indem er vor seinen Augen das anmuthigste Mädchenbild entstehen läßt. Dieses ward in den heitern Tagen von Castel Gandolfo gefunden, und mit diesem Moment ging in Goethe's Innern eine folgenreiche Umwandlung vor. Eine junge Mailänderin hatte seine Neigung rasch und entschieden gewonnen. Wie in den Jugendtagen von Sesenheim und Wetzlar gab er sich dieser Leidenschaft mit voller Seele hin, „blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müssigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenwerthesten unmittelbar nahe kommt: übersieht man doch in solchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter diesen schmeichelhaften Zügen bedroht". Durch den Unterricht im Englischen, der wohl nur auf ein Spiel zärtlicher Annäherung hinauslaufen konnte, war bald der Vertraulichkeit ein Mittel gefunden. Nicht lange aber, so ward er in den schmerzlichsten Zustand versetzt, als er zu seinem „Entsetzen" erfuhr, daß seine Geliebte Braut sei, und mit dem Augenblicke war „die Vorahnung alles des Glückes, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt, im ersten Keimen zerstört". Seitdem hielt er sich in rücksichtsvoller Entfernung und suchte ein offenes Freundschaftsverhältniß herzustellen. Wie weit ihm dies gelungen sei, läßt seine Erzählung nur zum Theil erkennen; sie ist verblaßt und giebt absichtlich nicht die volle Wahrheit. Den Kampf einer tieferen Leidenschaft verräth das erst im Winter gedichtete Liedchen:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
Wie viele Tage und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde Nächte gequälet;
Dein Muthwill schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben,
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmest so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Dies sein damaliges „Leibliedchen" symbolisch zu nehmen und auf den durch Kunst und Poesie überhaupt erregten Zustand seines Innern zu beziehen, kann uns nicht zugemuthet werden. Das Wiedersehen der Geliebten beim Carneval, nachdem sie eine schwere Krankheit überstanden hatte, jene erregten Momente, wo der freudige, beseelte Blick und die sprachlose Rührung ihm mehr als Worte verriethen, was in dem Herzen des lieblichen Mädchens vorging, und den letzten Abschied vor der Abreise aus Rom, wo die Liebenden lange mit dem letzten Scheidegruß zögerten, hebt selbst die Schilderung des Greises mit einer Innigkeit hervor, in der die leidenschaftliche Erregtheit des Gemüths noch nachzittert. Was dazwischen liegt, läßt sich nur ahnen. Es mögen manche Parallelen zu den idyllischen und schmerzlichen Scenen seiner jugendlichen Liebesverhältnisse unberührt geblieben sein. Die römischen Elegieen berechtigen jedoch zu keinen Vermuthungen.

Inzwischen ward Goethe durch die Nachricht aus der Heimat überrascht, daß im weimarischen Freundekreise in Folge seiner enthusiastischen Schilderungen des italienischen Himmels und des überreichen Kunstgenusses das Verlangen rege geworden sei, diese Freuden mit ihm zu theilen, und daß Herzogin

Amalie mit Einigen ihrer Umgebung Anstalt träfe, noch diesen Herbst nach Italien aufzubrechen. Schon vor einem Jahre hatte er gefürchtet, durch eine solche Begleitung um den reinen Eindruck der Gegenstände gebracht zu werden. Nun schien es ihm nicht minder unleidlich, in Rom der Führer von uneingeweihten Neulingen in der Kunstkennerschaft zu sein und überhaupt der Poesie der einfachen Lebensverhältnisse, in denen er sich jetzt frei und glücklich fühlte und „sich wieder frisch des humanen Zustands erfreute“, durch den Zwang, welchen ihm der enggeschlossene heimatliche Kreis auferlegen würde, entrückt zu werden. Ueberdies hatte er bereits die Nothwendigkeit erkannt, aus der Fülle geistiger Anregungen und Bestrebungen sich wieder in die Enge zurückzuziehen und die gesammelten Schätze zu verarbeiten, statt neue anzuhäufen. Daher war er entschlossen, seinem Aufenthalte in Italien schon früher ein Ziel zu setzen und die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Zuvörderst ging sein Rath dahin, weil der Herbst schon so weit vorgerückt sei, den Winter vorübergehen zu lassen und in der mittleren Jahreszeit bis Rom zu gelangen, was denn auch im nächsten Jahre zur Ausführung kam.

Höchst erfreulich war ihm dagegen die Ankunft seines Freundes Kayser, der neben den übrigen Künsten nun auch das Interesse für die Musik belebte, „einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird“. Die nächste Veranlassung zu dessen Reise gaben Goethe's letzte dramatische Dichtungen. Da er zum Egmont eine passende Musik zu componiren begonnen hatte, so war es räthlich befunden, daß Componist und Dichter sich gegenseitig verständigten, und wie er bereits die früheren Singspiele Goethe's componirt hatte, so widmete er auch sein Talent den jüngsten kleineren dramatischen Dichtungen seines Freundes, die, wenn auch die Haupthandlung und die lyrische Zugabe beibehalten ward,

doch im Uebrigen völlig neue Arbeiten waren. Mit Kayser „studirte er erst recht die Gestalt des Singspiels“ und benutzte zugleich die Erfahrungen, welche ihm die lyrische Bühne Italiens an die Hand gab; gleichwohl mußte er bekennen, daß die Opern ihm keine rechte Unterhaltung gewährten und ihn nur das innig und ewig Wahre erfreuen könne. Erwin und Elmire ward abgeschlossen und im Beginn des neuen Jahres (10. Jan.) abgesandt; im Februar folgte Claudine von Villabella, das lieblichste und gehaltvollste der Goethe'schen Singspiele: „beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht“; sie sollten „ihrem Nachbar Egmont keine Schande machen“.

Unter diesen Arbeiten trat endlich der Zug zur Poesie wieder mächtig und siegreich hervor. Goethe verschloß sich nicht länger der Ueberzeugung, daß er in der Ausübung der bildenden Kunst nur ein Dilettant bleibe, erfreut, auf dem rechten Wege der Betrachtung und des Studiums zu sein. „Täglich wird mir's deutlicher“, bekennt er in einem Briefe vom 22. Februar, „daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf (!), dieses Talent noch excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue“. Daher wandte er sich mit erneuter Liebe zu den älteren noch unvollendeten Dichtungen. Er ordnete seine kleinen Gedichte und suchte durch Stellung und Verbindung „die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen“. Den Faden des Faust suchte er wieder auf und war dabei fast überrascht sich so unverändert zu finden, als habe sein Inneres durch Jahre und Begebenheiten nicht gelitten. In dem Garten Borghese schrieb er die Scene der

Herenküche und meinte, wenn er das Papier räuchere, sollte ihm niemand die neue Dichtung aus seinem alten Manuscript, „das, schon sehr vergilbt und vergriffen, dem Fragment eines alten Codex glich“, herausfinden. Auch war er jetzt entschlossen, Künstlers Erdenwallen neu auszuführen und Künstlers Apotheose hinzuzufügen, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei“. Der Plan zum Tasso war in Ordnung, und in fernerer Aussicht stand Wilhelm Meister, worin manche neugewonnenen Kunstbeobachtungen zusammengefaßt werden sollten.

Andere Studien gingen daneben ihren geordneten Gang fort. Knochen- und Muskelbau ward studirt, um die menschliche Gestalt in Bezug auf bildende Kunst genauer kennen zu lernen, und unter Anderm ein Fuß modellirt. Seine Pflanzentheorie beschäftigte ihn wieder bei der ersten Entwicklung der Frühlingsvegetation, und es gesellten sich „allerlei Speculationen über Farben“ hinzu, auf die ihn außer dem Interesse an den atmosphärischen Farben des glanzvollen italienischen Himmels auch der häufig im römischen Künstlerkreise sich wiederholende Meinungsstreit über das Colorit in der Malerei hinführte. Er ahnte damals noch nicht, welch einen neuen Gährungsstoff er damit unter seine Ideen aufgenommen hatte. So viel hatte er eingesehen, „man müsse den Farben erst von der Seite der Natur beikommen, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle“.

Das Carneval sah er jetzt zum zweiten Mal; war es ihm auch diesmal peinlich, „Andere toll zu sehen, ohne selbst angesteckt zu sein“, so sprach es doch auch seinen künstlerischen Sinn an, als ein Volksfest, das seinen naturgemäß geordneten Verlauf habe. Er bemerkte sich genau den Gang der Fastnachtsthorheiten und die einzelnen Vorkommnisse, und veranlaßte seinen Hausgenossen Georg Schütz, die einzelnen

Masken zu zeichnen. Aus diesen Vorarbeiten entstand später Goethe's meisterhafte Schilderung des römischen Carnevals. Mit gleicher Objectivität betrachtete er die Eigenthümlichkeiten anderer römischen Feste und faßte den Plan, einen römischen Festkalender zu schreiben, den er uns freilich schuldig geblieben ist. Bei diesen Festbeobachtungen leistete ihm Freund Kayser Gesellschaft, den es besonders zu den großartigen römischen Kirchenmusiken hinzog. Von dem Miserere in der Sixtinischen Capelle spricht auch Goethe mit Entzücken.

Nach dem Osterfeste bereitete er sich zur Abreise von Rom. Der Abschied, so schwer er ihm ward, war nicht länger zu verschieben. Es waren schmerzliche Tage, da er von seinem Freundeskreise, von der Stätte, wo er so friedlich und glücklich gelebt und zuletzt noch in Freud' und Leid der Liebe die Gluth der Jugendgefühle wiedergefunden hatte, scheiden mußte, ohne die Hoffnung mitzunehmen, je dahin zurückzukehren. Einen Piniensprößling pflanzte er in Angelica's Garten, einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen hatte, an der Sixtinischen Straße, die, später zu stattlichen Bäumen herangewachsen, manchem Reisenden als Denkmal der Abschiedsstunden des deutschen Dichters theuer waren. Mit einigen Freunden durchwanderte er noch das geliebte Rom in verschiedenen Richtungen, und tiefergriffen ließ er zum letzten Mal, vom Capitol „dem einsamen Palast in der Wüste“ herniederblickend, das Bild der untergegangenen Herrlichkeit der Weltstadt in seiner Seele lebendig werden. Er war zu stark an sie gefesselt, als daß er einen freudigen Blick zur Heimat richten konnte; ihn begleitete nur das schmerzliche Gefühl eines Verbannten, als in der Mondnacht des 22. April Rom hinter ihm verschwand.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,<br>
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,<br>
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,<br>
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Diese Verse, mit denen Ovid die Elegie einleitet, in welcher er die Empfindung schildert, womit er, in die Verbannung ziehend, sich von seinem geliebten Rom und Allem, was ihm theuer war, losriß, wurden unserm Dichter der Ausdruck seiner eigenen Empfindungen, und ihn verließ die „heroisch-elegische Stimmung“ während seiner Rückreise nicht, trotz aller Zerstreuung und Ableitung. „Ich kann und darf nicht sagen“, schreibt er noch im Herbst an Heinrich Meyer, „wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe“. Er konnte seines Schmerzes nicht bis zu dem Maße Herr werden, um den poetischen Ausdruck zu finden, oder, wie er sich ausdrückt, er vermochte diese mehrmals durchdachte Elegie nicht niederzuschreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Diesen hat er seinem Tasso eingehaucht, auf den sich während seiner Rückreise seine poetische Thätigkeit richtete. Er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, welche ihm in diesen Augenblicken am nächsten lagen. Ein Theil wurde in Florenz vollendet, wo er den größten Theil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. In der zweiten Hälfte des Mai war er in Mailand, von wo er am 24. an Knebel schreibt, er wittre wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft, und da werde ihm, wenn nicht besser, doch anders, zugleich sich freuend auf die noch bevorstehende schöne Reise über den Comersee und Chiavenna nach Graubünden, auf der ihm die mineralogischen Untersuchungen wieder lieb werden sollen. „In Rom“, so äußert er sich gegen deu treuen Genossen dieser Studien, „wurde kein Stein mehr angesehen, wenn er nicht gestaltet war; die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Krystallisation schon wieder wichtig und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist“. — Am 18. Juni Abends 10 Uhr langte er in Weimar wieder an.

## Zweites Capitel.

### 1788 — 1791.

Goethe war von Italien geschieden, ohne alle seine Wünsche befriedigt zu sehen; denn aus den Resultaten des Studiums erzeugten sich neue Probleme, und er sah ein, „daß man ein ganzes Leben studiren könne und am Ende doch noch ausrufe: „jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst“. Dennoch hatte theils die Einsicht, zu rechter Zeit abschließen zu müssen, theils die Abneigung, sich als Reisebegleiter der Herzogin Amalie ihrem Gefolge anzuschließen, endlich das Gefühl dankbarer Verpflichtung, die er gegen seinen Herzog hatte, ihn eben jetzt zu dem schwererkämpften Entschlusse gedrängt, nach Weimar zurückzukehren. „Bei Ihnen und den Ihrigen“, schreibt er dem Herzoge, „ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Gewählten und Gegebenen kann er nicht entbehren“. Der Herzog bezeigte ihm während seiner Abwesenheit eine so liebevolle Gesinnung und verlängerte ihm seinen Urlaub mit solcher Bereitwilligkeit, daß es nur ein leeres weimarisches Gerede war, er habe seinen Minister gefordert und ihm eine längere Abwesenheit verweigert. Ueberdies war Goethe schon in Italien, wo er sich nach und nach von jedem falschen und eitlen Streben befreit und sich innerhalb der Grenzen seiner individuellen Lebensaufgabe beschränken gelernt hatte, darüber mit sich im Reinen, in die früheren

amtlichen Verhältnisse nicht wieder einzutreten. Ein Brief, den er von Rom aus an den Herzog richtete, spricht neben seinem dankbaren Gefühl in zartester Weise seine Wünsche hinsichtlich seiner künftigen Stellung aus:

„Wie sehr danke ich es Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was niemand als ich thun kann, und das

Uebrige Andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr! hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst".

Seine Wünsche wurden erfüllt. Die Geschäfte des Präsidiums der Kammer und der Kriegscommission wurden ihm abgenommen. Durch herzogliches Rescript an die Kammer vom 11. April 1788 wurde dieser Behörde eröffnet, daß der zum geheimen Rath beförderte, bisherige geheime Assistenzrath Schmidt zum Kammerpräsidenten ernannt sei, daß aber der geheime Rath von Goethe, um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle zu nehmen." Goethe behielt nur die Bergbaucommission bei. Nach und nach wurden seiner Oberaufsicht die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen, welche zum Theil auf seine Anregung erst von Karl August ins Leben gerufen oder zu Bedeutung gelangt waren. Somit erhielt er einen seinen geistigen Bestrebungen angemessenen Geschäftsbereich, der ihm für jene eine freiere Muße übrig ließ.

Die weimarische Gesellschaft, in die er jetzt wieder eintrat, kam dem Dichter mit den größten Erwartungen entgegen; sie hoffte aus den neuerfrischten Strömen seines Geistes zu trinken und die Blüthen der Poesie in lebendigster Fülle von seinem Genius zu empfangen. Gleich in den nächsten Monaten nahm ihn daher der Hof und der Kreis seiner Freunde im vollsten Maße in Anspruch; die vielen Besuche von Fremden, unter denen auch der Prinz August von Gotha und der Herzog von Meiningen sich befanden, vermehrten die Anforderungen, und wenn gleich die auf ihn eindringenden geselligen Pflichten ihn schnell in den früheren Verhältnissen wieder heimisch

machten, so war doch bis gegen den Herbst seinem Geiste wenig Ruhe gewährt. Wie lebhaft mochte das Verlangen nach den entschwundenen glücklichen Tagen erwachen, als Herder am 8. August Weimar verließ, um das gepriesene Italien aufzusuchen — für ihn, den in sich Abgeschlossenen, freilich nicht eine solche Bildungsschule, wie für seinen empfänglicheren Freund —, als wenige Tage darauf die Herzogin Amalie in Begleitung Einsiedel's und des Fräuleins von Göchhausen nachfolgte und er „einen ihm dringend angebotenen Platz im Wagen leer sah!“ Allein die Umkehr nach dem Süden hatte er sich bereits durch seinen ersten Entschluß untersagt. Gleichwohl fühlte er sich in der weimarischen Gesellschaft keineswegs behaglich, wie seine gesellige Mittheilsamkeit, die sich gern in der Schilderung Italiens erging, zu Zeiten schließen lassen mochte. In Momenten des offenen Vertrauens verbarg er nicht seinen an Verzweiflung grenzenden Unmuth über sein jetziges „unnützes“ Dasein, noch die tieferen Wunden seines Herzens. Er war in Italien, mehr als er sich selbst gestehen mochte, ein Anderer geworden; er hatte einen Standpunct in seiner Bildung gewonnen, auf den ihm in der damaligen Umgebung niemand folgen konnte. Man schien seine Sprache nicht zu verstehen, wenn er die Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern lebendig war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach dem Verlornen, seine Klagen mußten beleidigen und als Theilnahmlosigkeit an dem Gegenwärtigen erscheinen. Durch solche Erfahrungen wurde er dahin gebracht, mehr an sich zu halten und sein Inneres oft den Nächsten zu verschließen. „Ich bin hier“, schreibt er im October an Knebel, „fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz sich zu isoliren, und mir geht es nun gar, wie dem Epimenides nach seinem Erwachen.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß er in seiner abgemessenern Haltung Vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und vor Allen

die sich verletzt fühlten, welche die Offenheit und vertrauliche Hingebung früherer Jahre gewohnt waren.

Das Verhältniß zu Charlotte von Stein ward von dieser Umwandlung am nächsten betroffen. Das zarte Liebesgefühl, das bisher mehr durch poetischen Idealismus und die Macht der Gewohnheit, als durch persönliche Reize der gealterten Freundin Nahrung erhalten hatte, war durch die Flamme jener heißeren Leidenschaft, die der Dichter bei seiner Heimkehr über die Alpen im Busen trug, zerstört worden. Die vertrauensvoll sich hingebende Neigung und Offenheit war nicht wieder herzustellen, und die Versuche, die zu Anklagen und Vorwürfen wurden, erhöhten nur die Mißstimmung, die das alte Band erst lockerte und zuletzt zerriß.

In dieser Zeit, wo Sehnsucht nach dem Verlornen, Mißstimmung über die Gegenwart ihm manche schwere Stunde bereiteten, brachte er sein Drama Torquato Tasso, das er einst im Sonnenschein einer friedlichen Seelenstimmung und einer beglückenden Liebe begonnen hatte, zum Abschluß (im Juli 1789), wie er berichtet, „bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.“ Es ist gewiß ein tiefempfundenes Wort von ihm, daß er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe; sie war, gleich wie Werther, das Vermächtniß schmerzlicher Stunden. Während dies Drama einerseits ein historisches Charakterbild ist, in welchem die Züge aus Tasso's Leben mit feinster Berechnung aufs kunstreichste in einander verwebt sind, erfüllt es sich zugleich mit der Contemplation und der Gefühlswärme der Lyrik. So ward Goethe's Tasso die Elegie eines friedelosen Dichterlebens, die Darstellung seines weichen, oft zu schwermüthiger Selbstqual hinneigenden Gemüths, das zuletzt durch Resignation das Gleichgewicht zwischen Innerem und Aeußerem herzustellen sucht. Das Publicum, schon mit den politischen Er-

eignissen beschäftigt, nahm den Tasso, wie überhaupt die neuesten dramatischen Dichtungen Goethe's sehr kühl auf, so daß der Verleger über den geringen Absatz der im Jahre 1790 abgeschlossenen Ausgabe seiner Schriften Klage zu führen hatte, und der Dichter selbst von seiner Nation, der er das Beste, was er zu erreichen vermochte, gegeben zu haben glaubte, sich verlassen fühlte.

Wenn die Prinzessin im Tasso so eindringlich der edeln Sitte, dem „Erlaubt ist, was sich ziemt“ das Wort redet, so schildert uns dagegen die nächste Dichtung Goethe's die goldene vom Tasso geträumte Zeit, den glücklichen Naturzustand, wo das „Erlaubt ist, was gefällt“ Geltung hat. Die Römischen Elegieen, vielleicht schon theilweise (vermuthlich die siebente) in Italien entworfen, wohin der Inhalt und die antike Form auch ferner die Scene zu verlegen gebot, wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, das Goethe bald nach seiner Rückkehr aus Italien einging. Bei einem Spaziergange im Park — „ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn“ — trat zu ihm eines Tages ein junges Mädchen, Christiane Vulpius, die hinterlassene Waise eines durch Trunksucht verkommenen weimarischen Beamten, um eine Bittschrift für ihren Bruder, einen nachmals vielgenannten Romanschreiber, zn überreichen, der durch eigene Schuld in eine kümmerliche Lage gerathen war. Goethe nahm sich seiner an, besserte seinen sittlichen Lebenswandel und brachte ihn in eine angemessene Thätigkeit, so daß die verlassene Familie sich ihm zu unbegrenzter Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Das blühende Mädchen hatte indeß den für Jugendreiz wieder empfänglich gewordenen Dichter lebhaft gefesselt. Sie war nicht schön, doch damals noch von zierlichem, wenn auch kleinem Wuchse. Ihr volles rundes Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäschen und schwellenden Lippen hatte mehr den Reiz einer jugend-

frischen Sinnlichkeit als anmuthiger Schönheit. „Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar kraufte vom Scheitel sich auf“ (Röm. El. IV.). Die Bildung der höhern Stände ging ihr ab, doch war sie keineswegs, wie schon aus ihren Briefen hervorgeht, so sehr verwahrlost, wie die gegen sie überaus geschäftige Verleumdung sie manchmal geschildert hat. Da sie von der Salonbildung nicht verkünstelt war, ließ „eine reine Natur“ sie in Goethe's Augen nur um so schätzenswerther erscheinen. Ihr ganzes Wesen war lachende Heiterkeit und ungeschminkte Gutmüthigkeit. Leicht gab sie sich ihrem verehrten Wohlthäter ganz zu eigen, und „die Göttin Gelegenheit“, von der uns die vierte der Elegieen berichtet, schloß den Bund der engsten Vertraulichkeit: — „lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück“.

Die Stunden des Liebeglücks und des Verlangens malen uns die „römischen Elegieen“ („der neue Pausias und sein Blumenmädchen“ ist gleichfalls dahin zu rechnen), die erotischen Epigramme, welche unter die „venetianischen“ verstreut sind, und das Gedicht „Morgenklagen“. Sie entstanden in dem Winter 178⁸/₉ und in dem Jahre 1789; im folgenden Jahre wurden sie überarbeitet und redigirt; die zweite Elegie, die des politischen Gesprächs und der wüthenden Gallier gedenkt, dürfte nicht vor dem Jahre 1792 verfaßt sein. Daß Knebel damals mit der Uebersetzung des Properz beschäftigt war, hat ohne Zweifel die Wahl der antiken metrischen Form bestimmt. Obgleich man den Goethe'schen Elegieen den Zauber poetischer Kunst hat zugestehen müssen, sind sie doch häufig angefochten worden, weil sie sich zu dem sinnlichen Genusse weiblicher Reize mit einer Offenheit bekennen, welche die conventionelle Decenz und weit unsittlichere Prüderie unserer Zeit nicht gestattet. Goethe stellte sich damit entschieden auf den Boden der griechischen Kunst, welche die Schönheit in der Nacktheit, nicht

in Draperieen verehrte, und von diesem Standpuncte reiner Plastik der Natur wollen diese Elegieen, gleich den Dichtungen der griechischen Lyriker und ihrer römischen Nachahmer, beurtheilt sein. Zwei derselben wurden beim Abdruck, der auf Herder's Anrathen anfangs unterblieb und erst 1795 in Schiller's Horen erfolgte, weggelassen, „als verfänglichen Inhalts, aber nothwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Stil behandelt werden können“. Denn gerade die antike Form adelt den Stoff, weßhalb Goethe die bezeichnende Aeußerung that, in modernen Stanzen würde sich der Inhalt verrucht ausnehmen.

In den Elegieen schildert uns der Dichter das neue Liebesverhältniß in den beglücktesten Momenten, wo es von dem Reiz des Geheimnisses umhüllt war; in den tieferen sittlichen Kampf lassen uns einige um dieselbe Zeit verfaßten Faust-Fragmente blicken, das Selbstgespräch in Wald und Höhle, die Scenen am Brunnen, im Zwinger und im Dome. Als die „kleine Freundin“ ihn zum Weihnachtsfeste 1789 mit einem Knaben (später seinem einzigen, da die nachgebornen Kinder im zarten Alter starben) beschenkte, nahm er sie nebst ihrer Tante und Schwester in sein Haus auf und glaubte sittlich zu handeln, indem er diese Verbindung als eine unzertrennliche, als eine „Ehe“ betrachtete; er äußert daher gelegentlich in einem Briefe an Schiller vom 13. Juli 1796, sein „Ehestand“ sei gerade a ch t Jahre alt. Die Abneigung gegen kirchliche Ceremonien, die sich während des Aufenthalts in Italien zu einem offen gestandenen Haß gesteigert hatte, die Ansicht, daß eine solche Verbindung die Welt nichts angehe, sondern lediglich die dabei Betheiligten — „unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt“ —, dazu die Scheu, ein Mädchen von geringer Bildung in die weimarische Gesellschaft als seine Gattin einzuführen, alles dies hielt

ihn lange Zeit davon ab, seine Verbindung durch die kirchliche Trauung zu einer legitimen zu machen; erst im Jahre 1806 glaubte er den dazu geeigneten Zeitpunct gefunden zu haben, nachdem bereits seinem August die Rechte legitimer Geburt von dem Herzoge, der bei ihm Pathenstelle vertreten hatte, zuerkannt waren.

Der Anstoß, den dies häusliche Verhältniß gab, hatte zur Folge, daß man es meist nur so auffaßte, als sei es nicht über das sinnliche Bedürfniß hinausgegangen, und Christiane sei im Uebrigen nichts als Goethe's Wirthschafterin gewesen. Eine solche Verleugnung seiner sittlichen Natur war aber für ihn nicht möglich. Vielmehr blickt aus mancher Aeußerung, besonders in den Briefen an Herder, aus mancher Zeile seiner Gedichte — außer den erwähnten ist noch auf die Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ zu verweisen — eine herzliche, fast leidenschaftliche Zuneigung hervor, wenngleich der tiefere Gefühlsinhalt einer auf sittliche Achtung und Geistesgemeinschaft gegründeten Ehe von dieser Verbindung schon deßhalb nicht zu erwarten stand, weil die Geliebte und nachmalige Gattin an geistiger Bildung tief unter ihm stand und im Bewußtsein ihrer unwürdigen Stellung und ihres Mißverhältnisses zu der gebildeten Gesellschaft sich nicht zu dem Gefühle edlerer Weiblichkeit erheben konnte. Wenn wir auch zugeben, daß sie in den ersten Jahren ihrer Verbindung den Unmuth des vereinsamten Dichters zu verscheuchen, „ihn zu erquicken“ wußte, daß sie späterhin mit Glück das Talent übte, alles Störende von dem leicht reizbaren Freunde fernzuhalten, daß sie ihm eine gute Wirthschafterin und Pflegerin war, so ist es doch ein Irrthum zu behaupten, Goethe habe für seine geistige Thätigkeit größere Unabhängigkeit und mehr Anregung zu poetischen Schöpfungen gewonnen, als wenn ihm eine Lebensgefährtin von höherer Bildung und von angesehener gesellschaftlicher Stellung zu Theil geworden wäre. Während

Schiller durch seine Verbindung mit einer edeln, feingebildeten weiblichen Natur zu der schönsten Harmonie seines geistigen und sittlichen Wesens gelangte, entstand in Goethe's Dasein durch sein häusliches Verhältniß ein nie ganz überwundener Zwiespalt. Daß es unedel sei und seiner sittlichen Würde wie seiner öffentlichen Stellung nicht gezieme, hat er tief empfunden, und eben dies Gefühl hat ihn gegen die Gesellschaft und das Publicum reizbarer und verschlossener gemacht. Wenn auch damals außereheliche Verhältnisse sehr nachsichtig beurtheilt wurden und manche Freunde, selbst der sonst streng richtende Herder, die Verbindung Goethe's mit Christiane unter den eigenthümlichen Umständen zu entschuldigen fanden, so hat doch die Nation, die in ihrem größten Dichter auch die sittliche Größe bewundern möchte, ihm die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen. Nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als jene Halb-Ehe. [5])

Die nächste Folge des neuen anfangs verborgen gehaltenen Liebesromans war, daß der letzte Faden, welcher von dem Bande, das ihn eine Lebensepoche hindurch an Charlotte von Stein gefesselt hielt, übrig geblieben war, zerrissen wurde. Sie hatte es längst gefühlt, fast mit dem ersten Wiedersehen, daß die Tage der beglückenden Geistesgemeinschaft und des unbegrenzten Vertrauens vorüber seien; „unerquicklich und steif“ kehrte er ihr zurück. Wenn unter seine Klagen über das, was er in Italien verlassen hatte, sich auch das offene Geständniß der leidenschaftlichen Neigung zu der jungen Mailänderin mischte, wie eine Aeußerung in einem Briefe an sie vermuthen läßt, so mußte sie einsehen, daß ein Verlangen in ihm erwacht sei, welches der Umgang mit ihr nicht zu befriedigen vermöge. Mochte er früher den Wunsch einer ehelichen Vereinigung mit ihr gehegt haben, jetzt war er verschwunden.

Am wenigsten aber konnte sie sich darein finden, einer solchen Nebenbuhlerin, wie Christiane Vulpius, aufgeopfert zu werden. Wie sie sich persönlich dadurch gekränkt fühlte, so büßte er zugleich bei ihr an der hohen sittlichen Achtung ein, die in ihre Liebe zu ihm einbedungen war. Es war ein schwerer Seelenkampf, den sie durchzukämpfen hatte. Die Gemüthserschütterung warf sie (im Februar 1789) aufs Krankenlager. Goethe wollte keinen eigentlichen Bruch; er suchte zu begütigen und ihr gegenseitiges Verhältniß unter Bedingungen zu befestigen, welche den gelegentlichen freundschaftlichen Verkehr an die Stelle des täglichen Umgangs und der hingebenden Liebe setzen mochten; allein eine solche Herabstimmung des Gefühls war für sie mit Gleichgültigkeit von Einer Bedeutung.

Im Mai reiste sie in ein Bad und ließ ihm einen Brief zurück, worin sie ihm offen aussprach, was sie ihm vorwarf und namentlich sein häusliches Verhältniß als unvereinbar mit der Fortdauer ihrer Freundschaft bezeichnete. Goethe antwortete darauf in einem ausführlichen Briefe, in welchem der Versuch, die ganze Schuld auf die Freundin zu werfen, ihn zu unwahren Ausflüchten und ungerechten Bitterkeiten verleitet. Da dieser Brief ein deutliches Licht auf die der italienischen Reise folgende Lebensepoche des Dichters wirft, so muß er hier seinem Hauptheile nach eine Stelle erhalten:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen.

Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen

etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas Anderes im Sinn, als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich Andre nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

Und es müßte doch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mittheilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für

Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du controllirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte".

Was er dann am Schluß des Briefes noch hinzusetzt, die Warnung vor dem zu häufigen Genuß des Kaffees als einer Ursache zu hypochondrischer Stimmung und den Wunsch, daß die nächste Kur gut anschlagen möge, war in dem kalt abfertigenden Tone mehr beleidigend als versöhnend.

Als auf diesen Brief keine Erwiderung erfolgte, fühlte er, wie schwer es sei, ein jahrelang gewohntes Band der Liebe plötzlich zu zerreißen, und schrieb acht Tage darauf einen Brief in mehr begütigenden Ausdrücken. Wie theuer ihm ihre Liebe gewesen sei, wie werth noch jetzt, sagen die Zeilen: "Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern". Er bekennt, daß ihm jener Brief sauer geworden sei, daß es ihn schmerze, sie zu betrüben, und räumt seine Schuld in Betreff des Verhältnisses zu der Vulpius ein: "Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspuncte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich Alles zwischen uns rein und gut herstellen".

Allein es war nicht mehr herzustellen. Der „andere Mensch", der er werden zu müssen besorgt, war er bereits geworden, und am meisten gegen sie. Den Ausdruck schmerzlicher Resignation bewahren einige Stellen aus dem bald nachher in Belvedere abgeschlossenen Tasso und das Distichon:

Eine Liebe hatt' ich; sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!

Nach einigen Jahren näherten sie sich zwar einander wieder, da Goethe die Beziehungen zu Fritz von Stein nicht unterbrach und auch die Liebe früherer Jahre sich nicht ganz aus dem Herzen verdrängen ließ; aber man erneuerte weder Anklagen noch Ansprüche. Sie starb in hohem Alter nach Vollendung des 85. Jahres am 6. Januar 1827. Kurz vor ihrem Ende übergab sie ihre Briefe an Goethe, die sie zurückverlangt hatte, nebst anderen Papieren, darunter sogar Gedichte von Goethe, dem Feuer. Nur einen der Briefe hatte Goethe zurückbehalten und ihn selbst verbrannt; die Asche hat er als ein Pfand glücklicher Erinnerung aufgehoben. Wer möchte es wagen, durch Vermuthungen den Schleier von dem theuersten Geheimnisse der Liebe hinwegziehen zu wollen!

Was Goethe in dieser Periode der Zurückgezogenheit neben seinen Dichtungen niederschrieb, bezeichnet die anscheinend fern von einander liegenden Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß, denen sich von jetzt an seine geistige Thätigkeit zuwendete. Ueber ihre innere Verbindung und Verwandtschaft spricht er sich in einem späteren Aufsatze klar aus: „Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe,

um lebendiges Gebild als Muster alles künstlichen hervorzubringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Ich schrieb zu gleicher Zeit (1789) einen Aufsatz über Kunst, Manier und Styl, einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das römische Carneval [6]). Sie zeigten sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte.“ Neben diesen Aufsätzen über Kunst und italienisches Volksleben hätte Goethe noch mehrerer andern kurz zuvor im Deutschen Merkur erschienenen von gleichem Inhalte gedenken können, welche durch Schönheit des Stils sich der Carnevalsschilderung würdig an die Seite stellen. [7]) Eine besondere Anregung sich mit den italienischen Erinnerungen und Kunstbetrachtungen zu beschäftigen, erhielt er durch den Besuch des aus Italien zurückkehrenden Moritz, welcher seit der ersten Hälfte des Decembers 1788 mehrere Wochen sein Gast in Weimar war, von wo er am 1. Februar in Gesellschaft des Herzogs sich nach Berlin zurückbegab. In der Abhandlung Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären (1790) wies Goethe in präciser wissenschaftlicher Darstellung nach, was ihm während seiner Reise in Italien zur Ueberzeugung geworden war, daß alle Pflanzentheile identisch seien, daß, „möge eine Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, es doch immer dieselbigen Organe seien, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen.“ Die gelehrten Botaniker wollten jedoch den Dichter auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nicht als zünftiges Mitglied gelten lassen

und lehnten, wie vormals seine osteologische Entdeckung, auch seine botanischen Ideen vornehm ab. Es war erst späteren Jahren vorbehalten, seine Ansicht zur Anerkennung zu bringen. „Zu hohem und verdientem Ruhme“ — um einen Kenner der Wissenschaft (L. Reichenbach) reden zu lassen — „reifte erst spät heran Goethe's geistvolle Schrift über die Metamorphose der Pflanzen, eine Abhandlung von eben so trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch glückliche Deutungsgabe belebt. Diese Metamorphose, diese Entwicklung der Pflanze, übertragen auf das ganze Gewächsreich, giebt die Gesetze für ideale Anordnung, für Darstellung des lebendigen, natürlichen Zusammenhanges, dem wir nachforschen sollen, ohne jemals ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung bleibt jedem überlassen nach Maßgabe von Einsicht, Eifer und Kraft.“ Es blieb der Grundzug von Goethe's wissenschaftlichem Denken, alle Naturerscheinungen als Glieder einer ununterbrochenen Entwicklung des Lebendigen aufzufassen. Diese Idee greift auch hinüber in das Gebiet der Poesie, welche ebenfalls ein Lebendiges in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen hat. Die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanzen“, welche das Resultat in poetischer Form zur Anschauung zu bringen sucht, führt uns in anmuthiger Parallele das Bild der Liebe vor, die, aus zartem Keim sich entfaltend, in mannigfach wechselnden Gefühlen sich fortentwickelnd, zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen aufstrebt. Auf ähnliche Weise beabsichtigte er die magnetischen Kräfte in einem Gedichte zu behandeln. Seine Forschungen setzte er fort, ohne sich durch kalte, absprechende oder spöttische Urtheile irre machen zu lassen. Er war darauf gefaßt. „Mit diesem Werkchen“, schrieb er an Knebel, „fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde“. Herbarien wurden angelegt und besonders „Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens“ gesammelt, Manches ward abgezeichnet und

so die Fortsetzung der ersten Arbeit vorbereitet. Wenn auch die nächsten Jahre ihn mehrmals aus der stillen Thätigkeit rissen und zu andern Beschäftigungen hinüberzogen, so fand er doch stets Gelegenheit, sich mit dem Mittelpunct seiner botanischen Studien in Verbindung zu erhalten.

Der Frühling des Jahres 1790 rief Goethe noch einmal über die Alpen. Die Herzogin Amalie kam aus dem Süden zurück, und Goethe reiste ihr gegen Ende des März bis Venedig entgegen, wo er auch mit einigen römischen Freunden zusammenzutreffen hoffte. Da ihre Ankunft sich bis in den Mai hinausschob, so verlebte er mehrere Wochen — „glücklich und angenehm“, wie er an Knebel schreibt — in der alten Dogenstadt, freilich mit lebhafter Sehnsucht nach seinem häuslichen Glück. Seine Briefe an Herder berühren den schmerzlichen Abschied, mit dem er sich von der Geliebten losgerissen, und sein Verlangen nach der baldigen Rückkehr zu ihr und seinem August, die er Herder's Fürsorge dringend empfiehlt. Wie er die nicht eben erwünschte Muße — denn „manchmal zeigten sich kleine Bewegungen der Ungeduld“ — benutzt hat, um das venetianische Volksleben zu beobachten und die Betrachtung der dortigen Kunstschätze fortzusetzen, darüber belehrt uns ein Theil der venetianischen Epigramme. Die meisten dieser kleinen Sammlung sind in Venedig entstanden; „es sind dieses Früchte, schreibt er bei Uebersendung eines Blättchens Epigramme an Frau von Kalb, „die in einer großen Stadt gedeihen; überall findet man Stoff, und es braucht nicht viel Zeit sie zu machen“. Doch sind mehrere ältere und spätere Epigramme bei der erst 1795 erfolgten Herausgabe im Schillerschen Musenalmanach eingeschaltet und angehängt worden, so daß man sich hüten muß, in allen venetianische Beziehungen zu suchen. Viele sind augenscheinlich früher verfaßt und theils aus des Dichters „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen“

theils aus seiner damaligen Verstimmung entsprungen; andere enthalten spätere Reflexionen über die französische Staatsumwälzung, wieder andere deuten auf den damals noch nicht angeregten Streit über die Farbentheorie und leiten bis zu den Xenien hin [8]). An den italienischen Epigrammen fällt es besonders auf, daß nirgends jene Begeisterung anklingt, die Goethe früher auf jedem seiner Schritte zum geliebten Süden begleitet und noch in den römischen Elegieen ihren poetischen Ausdruck gefunden hatte. Er muß es selbst gestehen: „das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.“ Hatte er früher nur leise die Mißstände in den italienischen Verhältnissen und die Leiden des Reisenden angedeutet, so bricht jetzt der Unwille unverhaltener hervor, daß man deutsche Redlichkeit, Ordnung und Zucht hier vergebens suche. „Unter andern löblichen Dingen“, heißt es in dem Briefe an Frau von Kalb, „die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann.“ Manche Epigramme verbergen in der scherzenden Umhüllung einen scharfen Stachel, und wir erkennen an diesem und jenem leicht hingeworfenen Worte, daß sein Urtheil über die Welt herber geworden ist. Zuletzt sind Bettinens Gaukelsprünge, die sich schlängelnden Schliche der Lacerten und das Dunkel der Spelunke nur die unheimliche Kehrseite der seelenvollen Erhebung zu dem Großen und Schönen, das einst Italien vor seinen Augen ausgebreitet hatte.

Die Herzogin langte am 6. Mai in Venedig an, mit ihr Heinrich Meyer und der Maler Bury, mit denen Goethe seit dem zweiten Aufenthalt in Rom durch herzliche Freundschaft verbunden war. Die lebendige Unterhaltung mit Kennern der Kunstwerke, die gemeinschaftliche Betrachtung der vorzüglichsten Werke der venetianischen Malerschule führte ihn wieder in das Kunstelement ein, das er in Weimar so

schmerzlich entbehrt hatte. Die Freunde begleiteten ihn bis Mantua, wo sie im Genuß der Fülle ausgezeichneter Werke der bildenden Kunst „zwei schöne Tage“ zubrachten. Hier trennten sie sich. Goethe reiste über Verona zurück, welches er am 1. Juni verließ. Bury begab sich nach Rom, Meyer nach seinem Heimatlande, der Schweiz, von wo auch er nach Rom zurückging; der Herzog von Weimar hatte ihm eine jährliche Unterstützung von 100 Scudi zugesichert, mit dem Wunsche, daß er später nach Weimar komme. Um den Anfang des Juni traf Goethe mit der Herzogin-Mutter wieder in Weimar ein.

Wenige Tage zuvor war der Herzog nach Schlesien abgereist, um den Uebungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, das dort zum Behuf einer Demonstration gegen Oestreich und Rußland gebildet worden war, während Oestreich Truppen in Mähren, Böhmen und Galizien zusammenzog. Durch den Congreß von Reichenbach wurden die Kriegsbesorgnisse beseitigt. Der Herzog berief auch Goethe dorthin, „wo er einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Goethe folgte der Einladung, halb wider Willen, und begab sich nach Breslau. Das militärische Leben, das hier ihn empfing, der Glanz der Feste, die Mannigfaltigkeit der in den fürstlichen Kreisen versammelten Gesellschaft hatte indeß wenig Reiz für ihn.[9]) In früheren Jahren hatte er sich gern von der Woge des buntwechselnden Lebens tragen lassen, immer beobachtend, immer lernend von neuen Erscheinungen, von eigenthümlichen Charakteren, so daß selbst das, was seiner Natur fern lag, die Schule der Weltbildung erweiterte. Allein seit die geistige Kraft sich der wissenschaftlichen Gedankenwelt zugewandt hat und mehr auf die Deutung der Geheimnisse der Natur, als der Räthsel der Menschenwelt sich richtet, ist der Blick nach innen gekehrt und ernster geworden,

„In der Art“ — schreibt er um diese Zeit an Jacobi — „auf dem Wege, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen“.

Als Goethe eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die venetianischen Lagunen vom Meere trennen, spazieren ging, fand er in dem Sande des Judenkirchhofs einen Schafschädel, der so geborsten war, daß er ihm nicht nur für die früher ausgesprochene Behauptung, die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, einen neuen Beweis gab, sondern auch den Uebergang des thierischen Organismus zu fortschreitender Entwicklung und Veredlung der vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte. Er glaubte zu erkennen, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ihm der Uebergang vom ersten Flügelbeine bis zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen trat. Diese Beobachtung bestärkte ihn in der Ueberzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht“. Auf die Fortsetzung dieser osteologischen Forschungen war während seines Aufenthalts in Schlesien vornehmlich seine Thätigkeit gerichtet, und er lebte daher mitten in der bewegtesten Welt „wie ein Einsiedler in sich selbst abgeschlossen“. Er begann eine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben. Daneben hatte er indeß noch so viel dichterische Laune, um sich mit dem Entwurf einer komischen Oper zu beschäftigen, aus dem sich nachmals „der Groß-kophta“ gestaltet hat.

Gegen Ende des Augusts befand sich Goethe in den lieblichen Gebirgsgegenden am Fuße des Riesengebirges, in Adersbach und der Grafschaft Glatz. Viel Belehrung schöpfte er aus der im September ausgeführten Lustfahrt nach Galizien. Er besah unter Anderm die Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wieliczka. Manche Beobachtungen wurden aufgezeichnet; doch geben uns von seinen Erfahrungen und Erlebnissen nur einige Epigramme und kurze Andeutungen eine oberflächliche Nachricht; es ist zu erwarten, daß man eine ausführliche Schilderung, auf die schon Goethe Hoffnung machte, aus seinen Papieren zusammenstellen wird. Auf der Rückreise machte ihn die Betrachtung der Dresdener Kunstschätze wieder recht glücklich und belebte ihm wieder die Lust, über Kunst zu denken. Um die Mitte des Octobers war er wieder in Weimar.

Es folgte eine Zeit ungestörter Muße. Zunächst vollendete er die Redaction seiner Elegieen und Epigramme. Herzogin Amalie und Herder wandten ihren Einfluß an, ihn für eine größere dichterische Arbeit zu gewinnen, besonders für die Vollendung des Wilhelm Meister, zu welchem er am Schlusse der italienischen Reise, durch die dem Roman ein neuer ansehnlicher Stoff gewonnen war, die beste Hoffnung gehabt hatte. Wirklich wandte er auch, als er sein osteologisches Werkchen, an dem er mehrere Wochen, ohne zum Abschluß kommen zu können, gearbeitet hatte, wieder beiseite legte, sein Augenmerk dahin. „Vielleicht rückt“ — schrieb er am Schluß des Jahres — „in dem neuen Jahre auch dieses alte Werk seiner Vollendung näher“. Allein als Dichter fühlte er sich durch die drückenden und spannenden Zeitereignisse aus dem sonst gewohnten Elemente herausgedrängt, zumal auch im engeren Kreise die erfrischende Quelle versiegte, die zu mancher Stunde der Begeisterung geweckt hatte; er äußerte später in einem Briefe an Schiller, er habe damals

aufgehört ein Dichter zu sein. „Hätte ich", sagte er zu Eckermann, „in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich obengehalten". Es mußten erst einige Jahre vergehen, bis er auch die neuen gewaltsamen Erscheinungen der politischen und sittlichen Welt in sich durchdacht und bewältigt hatte, so daß er aufs neue zu künstlerischer Gestaltung fähig ward.

Aufgefordert durch den ihm inwohnenden Trieb zu der Erforschung der Lebensgesetze in der sittlichen Welt wie in der Natur, suchte er die Ordnung, die im äußern Leben bis in die Beziehungen seines Privatlebens hinein gestört war, in stiller Betrachtung des Webens und Waltens der Natur zu erkennen. Auf diesem unermeßlichen Gebiete erwuchsen ihm stets neue, ungeahnte Aufgaben, und der leidenschaftliche Fleiß, sie zu seiner Befriedigung zu lösen, in den Erscheinungen der Außenwelt den Grundgedanken seiner Naturforschung wiederzufinden und bestätigt zu sehen, stieg in eben dem Maße, als er einsehen mußte, daß die Kraft des Einzelnen zu den großen Anforderungen, die auf die ausgebreitetste Universalität der Naturbeobachtungen hindeuteten, im Mißverhältniß stehe. Bisher hatte sich seine Naturforschung meist auf das naturhistorische Gebiet beschränkt, auf welchem er mit eben so viel poetischer Divination als sorgfältiger Beobachtung der einzelnen Erscheinungen in die Grundgesetze der Organisation und der Metamorphose alles Lebendigen eindrang. Es war dieselbe Geistesthätigkeit, die seine dichterischen Productionen zur Reife brachte, nur auf einem andern Gebiete, dem man selten die Grenzverbindnng mit der Poesie zugestehen wollte.

Bei Goethe wurzelte die Naturforschung in der erhabensten sittlichen Anschauung, weßhalb er für sie eine harmonisch-allgemeine Ausbildung des Individuums fordert. Folgerichtig nimmt sie die speculative Richtung seines Geistes in sich auf.

Denn obgleich er bekennen muß, daß ihm das Organ für Philosophie im eigentlichen Sinne abgehe, so entzog er sich doch keineswegs der Einwirkung ausgezeichneter philosophischer Denker. Wie er mit jugendlicher Begeisterung den Kern des Spinozismus in sich aufnahm, so verfolgte er auch nachmals die Entwickelung deutscher Philosophie, nachdem sie mit Kant's Kritik der reinen Vernunft zu dem Ernst des wissenschaftlichen Denkens zurückgekehrt war und auf verschiedenen Bahnen die Lösung der höchsten Probleme des Geistes versuchte. Zwar stand ihm Kant's Kritik der reinen Vernunft in der Umhüllung der esoterischen Sprache der Metaphysik noch fern; doch dem Standpuncte des großen Philosophen hatte er, ohne seiner Methode bestimmt bewußt zu sein, durch die Anschauung der Gegenstände der Erscheinungswelt, welche ihm ein speculatives Denken ward, sich genähert. Freudig stimmte er dem Kantischen Satze bei, wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung: „zum erstenmal schien eine Theorie mich anzulächeln“. Eine schönere Klarheit ging ihm in Kant's Kritik der Urtheilskraft auf, welcher er nach seinem eigenen Geständniß eine höchst frohe Lebensepoche schuldig ward. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt; Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt, wie das andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich genug ausgesprochen...... Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah' mit einander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen.

Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort". Da Goethe bei Kant's Schriften dasselbe widerfuhr, wie früher beim Studium des Spinoza, daß er mehr das herauslas, was in seinem eigenen Denken schon vorbereitet war, und das Fremde sich auf seine Weise zurecht legte, so mußte er's sich gefallen lassen, daß seine Auffassung der Kantischen Doctrin bei den Kantianern wenig Anklang fand und bei seinen speculativen Erörterungen der Eine und der Andere mit lächelnder Verwunderung äußerte: "es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames" [10]).

Inzwischen war Goethe im Verfolg seiner Naturbetrachtung zu wissenschaftlichen Forschungen gelangt, aus denen ihm nach und nach eine neue Lebensaufgabe erwuchs, welcher er mit größter Anstrengung die besten Kräfte seiner späteren Jahre widmete. Schon da er in Italien den Reiz der Farben in den Erscheinungen der Natur wie in den Werken der Malerkunst aufs lebendigste empfand, begann er den Gesetzen ihrer Entstehung nachzusinnen. Wiederholt zog ihn das einmal angeregte Interesse wieder zu diesen Betrachtungen hin. Er machte sich mit Hülfe eines Compendiums mit der auf Newton's Forschungen gegründeten Theorie der Optik bekannt und benutzte den zu den Experimenten erforderlichen Apparat, welchen ihm Hofrath Büttner in Jena bereitwillig für einige Zeit überließ. Anderweitige Beschäftigungen und Hindernisse schoben indeß die Versuche noch hinaus. "Die Prismen standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können". Auf dringende Mahnung eines Freundes in Jena war er schon im Begriff, die Prismen ungebraucht zurückzuschicken, weil er noch immer keine Zeit fand, um sich mit diesen Untersuchungen abzugeben; nur einige flüchtige Beobachtungen konnte er sich vor

der Absendung nicht versagen, und plötzlich ging ihm die Ueberzeugung auf, die Newton'sche Lehre sei falsch. Er erbat sich die Erlaubniß, den Apparat noch länger benutzen zu dürfen, und widmete das Jahr 1791 vornehmlich den chromatischen Beobachtungen. Er fühlte sich in ein neues, unabsehbares Feld versetzt, welches zu durchmessen er sich nicht Kraft genug zutraute. Er sah sich überall nach Theilnehmern um und hätte gern seine Beobachtungen und Ueberzeugungen einem Andern überlassen, wenn er hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen. Allein seine Mittheilungen erweckten keine Theilnahme: „überall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kunstreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte“. Dies hätte ihm allerdings Zweifel an der Richtigkeit seiner Bemerkungen einflößen können, zumal ihm nicht entgehen konnte, wie gefährlich es sei, ohne mathematische Kenntnisse sich in physikalische Forschungen einzulassen. Jedoch war er bei seiner Entdeckung der Pflanzenmetamorphose und seinen osteologischen Beobachtungen den Widerspruch der Fachgelehrten schon zu sehr gewohnt, als daß dieser ihn hätte irre machen können, seinen eigenen Weg zu gehen; „ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen; man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist“. „Es ging mir“, äußert er an einer andern Stelle, „mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten; ich machte sie nicht, sondern sie machten mich“.

Von anderer Seite kam man auch wiederum seinem Vorhaben förderlich entgegen. Herzog Ernst von Gotha, dem die Pflanzentheorie Achtung vor Goethe's Naturforschung eingeflößt hatte, eröffnete ihm sein physikalisches Cabinet, wodurch er die Versuche zu vermannigfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Prinz August von Gotha

verehrte ihm aus England verschriebene, sowohl einfache als zusammengesetzte, achromatische Prismen. Goethe selbst wandte große Summen auf seinen optischen Apparat, so daß er nach und nach über tausend Thaler dafür verausgabt hat. Ueber das Nähere seiner Beobachtungen findet man ausführlichen Bericht in der „Confession“, welche Goethe seiner Geschichte der Farbenlehre angehängt hat. Eine Kritik derselben wird man dem Biographen, der seine Incompetenz in diesem wissenschaftlichen Fach zu gestehen hat, um so mehr erlassen, als das Urtheil über Goethe's Verdienste um die Farbentheorie noch nicht einmal bei den Physikern festgestellt ist [11]). Uns interessirt sie, abgesehen von ihren wissenschaftlichen Resultaten, als ein neues Moment der Geistesthätigkeit Goethe's, welche, zu der Farbenlehre fortschreitend, das Princip der Einheit des Innern und Aeußern, des Denkens und des Phänomens auch hier zur Geltung zu bringen und in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das Gesetz zu finden sucht. Wenn er in seiner Farbenlehre die ideale Einheit des Subjectiven und Objectiven in die Worte zusammenfaßt: „wenn die Farbentotalität von außen dem Auge als Object dargebracht wird, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe seiner eignen Thätigkeit als Realität entgegenkommt“: so mag uns dies im Voraus eine Andeutung sein, daß die Beschäftigung mit der Farbenlehre keine Abschweifung von seinem bisherigen Standpuncte war, sondern das Grundprincip seines Dichtens und seiner Kunstanschauung auch hier aufs neue hervortritt. „Als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt“.

Eine vorläufige Darstellung einzelner von ihm beobachteter Phänomene gab er in den Beiträgen zur Optik, 1791 und 1792 in zwei Heften erschienen, welche auf seine

Theorie vorbereiten und ihm die Theilnahme des größern Publicums verschaffen sollten. Indeß wurden sie ebenso kalt wie seine frühern naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen, und er sah sich weder ermuntert noch gefördert. In dem Kreise der Weimarer Freunde machte er wiederholte Versuche, seine Theorie zu verdeutlichen und durch mündliche Vorträge sie mehr und mehr beherrschen zu lernen. In Weimar war eine gelehrte Gesellschaft gestiftet worden, welche am 5. Juli 1791 ihre Statuten erhielt. Sie versammelte sich anfangs bei der Herzogin Amalie, später in Goethe's Hause; auch die herzogliche Familie wohnte mehreren Sitzungen bei. In einigen derselben trug Goethe seine Optik vor, und selbst Böttiger, der sonst ihn herunterzuziehen liebt, muß nach der Sitzung vom 4. November gestehen, Goethe sei eben so groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, wie er es als Dichter sei. Goethe fühlte stets einen lebhaften Trieb, durch Mittheilung seiner wissenschaftlichen Ansichten sie zu größerer Klarheit in sich zu entwickeln. „Ich hielt“ äußert er bei einer spätern Gelegenheit, „niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten“.

Indem Goethe inmitten dieser Beschäftigungen das Band, das ihn mit der Poesie verknüpfte, keineswegs zerriß, konnte es ihm nur erwünscht sein, wenn es durch äußere Anregung praktischer Thätigkeit noch mehr befestigt wurde. Die Darstellungen der Bellomo'schen Schauspielergesellschaft hatten in letzter Zeit nicht mehr befriedigt. Man beschloß sie zu entlassen; nur einige tüchtige Mitglieder derselben wurden beibehalten, und die Truppe ward durch neue Anwerbungen von den bedeutenderen deutschen Bühnen ergänzt. Goethe übernahm am 1. Mai 1791 „mit Vergnügen“ die Leitung des „Hoftheaters“. Nach der Eröffnung desselben,

welche am 7. Mai mit einem Prolog von Goethe stattfand, wurden in Weimar nur noch wenige Vorstellungen gegeben. Bald darauf zog die Gesellschaft nach dem Badeort Lauchstädt hinüber, wo sie auch ferner im Sommer zur Unterhaltung der Badegäste zu spielen pflegte.

Im nächsten Winter widmete sich Goethe dem Theater mit großer Liebe und Anstrengung. Die Neigung zu Oper und Singspiel, in welcher er in Italien sehr bestärkt war, ließ ihn zunächst diese das größere Publicum vornehmlich anziehende Seite der Theatervorstellungen am meisten begünstigen. Der Concertmeister Cranz und der jetzt als Theaterdichter sehr thätige Vulpius griffen lebhaft mit ein; auch das leichte Talent Einsiedel's, der ein gleiches Interesse für die musikalische Poesie aus Italien heimgebracht hatte, leistete gute Dienste. Einer Menge italienischer und französischer Opern wurden deutsche Texte untergelegt und die vorhandenen verbessert. Goethe selbst überarbeitete mehrere Texte, und die Oper Circe wurde ganz umgedichtet. Das vielleicht schon in Italien begonnene Singspiel die ungleichen Hausgenossen, in welchem sieben Personen, die aus Zufall oder in Folge von Verhältnissen auf einem Schlosse zusammentreffen, Gelegenheit gaben, durch Verschiedenheit der Charaktere eine poetische und musikalische Abwechselung herbeizuführen, nahm jedoch der Dichter nicht wieder auf, obwohl es schon ziemlich weit gediehen war. Einige Arien daraus finden sich in der Sammlung von Goethe's Gedichten unter den Ueberschriften „verschiedene Empfindungen an Einem Platze“ und „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel“ zusammengestellt.

Nicht minder war indeß das Bemühen Goethe's dahin gerichtet, das recitirende Drama „auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben“. Von dem Repertoire Iffland'scher und Kotzebue'scher Stücke vermochte man sich bald zu sorgfältiger Darstellung classischer Dramen

zu erheben. Die Aufführung von Shakspeare's König Johann und Schiller's Don Carlos erschien als ein „großer Gewinn“; denn erst mit solchen Darstellungen stieg das Theater von der Stufe flüchtiger Unterhaltung in das Gebiet der höheren Kunst empor. Auf die glänzenden Erfolge, welche durch ein folgerechtes Wirken errungen wurden, werden wir im Verlauf unserer Erzählung noch mehrmals zurückkommen.

Die erste poetische Frucht der aufs neue in Goethe angeregten Liebe zur Bühne war das Lustspiel der Groß-kophta, dessen Abfassung dem Jahre 1791 angehört. Den Stoff desselben hatte der Dichter schon viele Jahre mit sich herumgetragen. Die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welche die Königin Marie Antoinette so unheilvoll verflochten war, erschreckte Goethe im Jahre 1785 „wie das Haupt der Gorgone“, und wenn ihm auch damals seine Freunde (wahrscheinlich Herder) vorwarfen, daß er zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages lege, so hielt er doch daran fest, „daß er sich auf einer prägnanten Stelle befinde, von wo Manches zu erwarten sei“, und er hatte die Ueberzeugung, die auch Talleyrand damals geäußert hat, dieser Proceß könne den französischen Thron umstürzen. Den Gang desselben verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit. Besonders zog ihn darin ein geheimnißvoller Charakter an, der schon seit längerer Zeit in Europa's Hauptstädten die Rolle eines Magiers mit geistreicher Schlauheit spielte und Vielen als ein Wunder, Allen als ein Räthsel erschien. Es war der sogenannte Graf Cagliostro, welcher, gewonnen von der betrügerischen Gräfin Lamotte, zu der Ueberlistung des Cardinals Rohan, eines seiner blindgläubigen Verehrer, durch seinen Rath mitwirkte und daher in jenen Proceß verwickelt ward. So groß war Goethe's Interesse für den seltsamen Abenteurer, daß er bei seiner Anwesenheit in Palermo dessen Mutter und Schwester, die dort in Dürftigkeit lebten, einen Besuch machte

und ihnen später noch von Weimar aus Geldunterstützungen zukommen ließ. Einen Aufsatz über Cagliostro's Stammbaum und Familie gab er später im ersten Bande seiner „neuen Schriften" (1792) heraus, damit, wie er an Jacobi schreibt, über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel übrig bleibe.

Nach der Beendigung des Tasso begann Goethe die Bearbeitung des Stoffes als Oper, welche er „die Mystificirten" betitelte, und besprach schon mit dem Musikdirector Reichardt die Composition. Von jener ersten Bearbeitung des Großkophta (so nannte sich Cagliostro als Wiederhersteller der angeblichen ägyptischen Maurerei) sind nur die Arien übrig geblieben, welche als Kophtische Lieder unter den lyrischen Gedichten stehen. Wir werden dem Dichter unbedenklich beistimmen, daß der Gegenstand sich besser zu einer Oper, wo uns das Magische weniger befremdend, das Unsittliche weniger verletzend erscheinen würde, als zu einem Drama getaugt hätte.

Bei der Wiederaufnahme des Stoffes zog Goethe die Form des Lustspiels vor. Weil der Dichter uns in eine sittlich verdorbene Gesellschaft führt, welche durch den Schein des Guten auch das edle Gemüth zu täuschen und zum Dienst des Bösen zu mißbrauchen weiß, weil er das Gewebe einer schändlichen betrügerischen Mystification mit historischer Treue vor unsern Blicken enthüllt, so ist dies Drama meist mit einem absprechenden Urtheil, oft von solchen, die es nicht einmal gelesen haben, als eine Goethe's unwürdige Arbeit bei Seite geschoben worden, wobei man ein Urtheil Georg Forster's für sich anführen konnte, der den Großkophta auf den ersten Eindruck hin in einem Briefe von Jacobi „ein Ding ohne Salz" nannte, — „ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schöne entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt ꝛc." Freilich war in einem Gemälde schändlicher Frechheit und Thorheit für Entwickelung von Empfindungen keine Stelle, und die Sprache,

welche Forster einen platten Alltagsdialog nennt, soll eben die Leere und Hohlheit der „hochadligen“ Kreise, in denen die Handlung sich bewegt und gegen die der Dichter eine herbe Verstimmung im Busen trug, veranschaulichen. Allein wenn gleich die Tiefe und Wärme, wodurch die größeren Dichtungen Goethe's hervorragen, bei einem so widerlichen Süjet unmöglich waren, und wir auf einen heitern, wohlthuenden Eindruck verzichten müssen, so sind doch Klarheit der Exposition und feine Zeichnung der Charaktere als die Eigenschaften anzuerkennen, welche dies Drama als Kunstwerk höchst beachtenswerth erscheinen lassen. Daß es bei der ersten vortrefflich gespielten Aufführung einen widerwärtigen Eindruck gemacht habe, bekennt Goethe selbst mit gewohnter Offenheit: „Kein Herz klang an..... und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicum entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte“. Vergleicht man mit diesem Erfolg die heitern Stunden in Ettersburg und Tiefurt, so fühlt man eine schmerzliche Resignation, an die ihn die kühle Aufnahme seiner letzten großen dramatischen Dichtungen schon seit längerer Zeit gewöhnt hatte, in den Worten durch: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viele Jahre gewendet, keine Theilnahme fand“.

## Drittes Capitel.

### 1792. 1793.

Als Goethe an der Seite der Herzogin Amalie in Venedig verweilte, hatte sich der dort residirende französische Gesandte, Marquis de Bombelles, aufs zuvorkommendste bemüht, der Fürstin durch seinen Einfluß zu Manchem, was Fremden sonst verschlossen ist, Zutritt zu verschaffen und ihr durch heitere, Sinn und Geschmack erfreuende Feste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Als sie sich nach zwei Jahren auf dem unheilvollen Rückzuge der Alliirten wieder zusammenfanden, der Marquis unter den Emigrirten, äußerte dieser mit Wehmuth, wie ihm schon damals, als er seine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, der Wurm am Herzen genagt und er die Folgen dessen, was in seinem Vaterlande vorgehe, vorausgesehen habe. Goethe war in ähnlichem Falle [12]). Mit dem Abschluß des Tasso und den venetianischen Epigrammen scheidet die alte Zeit, in der sich der Dichtergeist mit einem innigen Gemüthsleben oder den Bildern einer heitergenießenden Menge beschäftigt. Die düstre Ahnung der Auflösung der socialen Verhältnisse steigt im Großkophta gespenstisch empor, und bald folgten, erschütternd und überwältigend, Schlag auf Schlag die Revolutionsbegebenheiten, welche die Blicke Aller nach Frankreich zogen.

Goethe, der sein Leben der Betrachtung ruhiger sittlicher Zustände und naturgemäßer Entwickelung gewidmet hatte, der in der Harmonie der Kunstschöpfungen und der Organisation

der Gebilde der Natur für sein Denken einen Mittelpunct gefunden hatte, in den alle Radien seiner vielseitigen Bestrebungen zusammenliefen, war solchen inhaltschweren, die altgewohnten Formen schonungslos zertrümmernden Weltereignissen nicht gewachsen. Das Einzelne empörte seinen sittlichen Sinn; er fürchtete die Auflockerung aller moralischen Bande, das Verschwinden der Ehrfurcht vor dem Großen und Hohen. In dem Streben des Volks nach Antheil an der Regierung sah er nur das Werk ehrsüchtiger, die Leidenschaften der Menge mißleitender Demagogen. „Einem thätigen productiven Geiste" — so erklärt er sich nachmals darüber — „einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle". Noch klarer äußert er sich über seinen damaligen Standpunct im Vergleich mit seiner späteren Ansicht in den Gesprächen mit Eckermann: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Gräuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Scenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Eben so wenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird". Wegen der in diesen Worten deutlich bezeichneten Stellung, welche Goethe den Revolutionsbewegungen gegenüber einnahm, mag nun ein

jeder nach seiner Parteimeinung entweder ihm beipflichten oder, wie die Wortführer des Liberalismus eine Zeitlang gewohnt waren, ihn darüber mit Vorwürfen überhäufen, daß er dem Geiste der neuen Zeit, der über den Trümmern und Leichen seinen Einzug hielt, nicht hoffnungsreich entgegenjauchzte: uns muß es bei der historischen Auffassung seines individuellen Bildungsganges vornehmlich darauf ankommen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die Zeitereignisse ihn ergriffen, wie er sie nach und nach in seinem Geiste bewältigte und verarbeitete, wie sich dieser Stoff an Lebenserfahrungen in seinen dichterischen Productionen gestaltet hat.

Von vornherein müssen wir den Vorwurf zurückweisen, als habe Goethe theilnahmlos den Ereignissen den Rücken gewandt und sei gegen die Geschicke der Menschheit gleichgültig gewesen. Wenn er auch, um aus Unmuth und Sorge sich zu retten, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl suchte, „sich an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch festklammerte“ und in Betrachtung des Dauernden einer hohen Cultur und der ewigen Gesetze der Natur sich über die beengende Wirklichkeit der schwankenden, zerstörenden Gegenwart erhob: so treten doch auch alle die brennenden Zeitfragen, von denen Europa ergriffen ward, in den Bereich seines Denkens ein. Allein er war und blieb ein Feind des Maßlosen, der Parteileidenschaft. Diese ruhige Haltung wird in aufgeregten Zeiten stets als Kälte gedeutet werden, und selten wird es solchen Charakteren gelingen, den Geist der Zeit energisch zu leiten und zu zwingen. Das war Goethe's Fall. Seine politische Ansicht hält indeß durchaus an der früheren Basis fest, und nur wer in der Täuschung befangen ist, als ob Götz und Egmont einer abstracten Freiheitsschwärmerei das Wort redeten, kann Goethe's spätere Aeußerungen für einen Abfall von der Ueberzeugung der früheren Lebensperiode halten. Gleichwie in dem herrlichen Gespräche zwischen Alba und

Egmont, voll goldener politischer Wahrheiten, spricht er seinen Haß gegen Willkürhandlungen der Regierungen, gegen das Unheil eines verderbten aristokratischen Regiments, gegen Rechtsverletzungen und jesuitische Intriguen auch jetzt wiederholt und eindringlich aus; er verbarg sich keineswegs die Gebrechen des alten Staats. Dagegen hat er nie ein Vertrauen zu der Theilnahme der Masse an der Regierung fassen können und sieht dadurch nur Tyrannei und Willkür in andern Formen wiederkehren.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Mit dem „Großkophta“ beginnen die politischen Zeitereignisse in Goethe's Poesie einzugreifen. Fast gleichzeitig mit jenem Drama entwarf er im Jahre 1791 den Roman die Reisen der Söhne des Megaprazon, in welchem er die Zustände des geistlichen und weltlichen Regiments zur Sprache bringen wollte. Nur ein Theil des Plans und einige ausgeführte Capitel sind davon bekannt geworden [13]. Die märchenhafte, humoristische Form schien die geeignetste zu sein, um Erzählung und Räsonnement bunt in einander zu schlingen und darin die verworrenen Zustände der Gegenwart wiederzuspiegeln; der Pantagruel des Rabelais sollte ihm zum Vorbild dienen. Megaprazon's sechs Söhne, mit Anlagen reichlich, doch verschiedenartig ausgestattet und durch den Vater trefflich vorgebildet, beginnen die Reise in die Weite, damit jeder die ihm verliehenen Kräfte anwenden und üben lerne und dadurch zum Besten des Ganzen wirke. Sie gelangen zu verschiedenen Inselvölkern und beschäftigen sich mit der Beobachtung ihrer Verfassungen und Culturzustände. An den Bewohnern von Papimanie wird das Verderbniß des geistlichen Regiments nach dem von Rabelais gegebenen Vor-

bilde geschildert. Eine von diesem unabhängige Erfindung Goethe's ist die unter den Bruchstücken ausgeführte Erzählung von der Insel der Monarchomanen: nach einer Periode des Glücks, wo alle Stände zum Wohl des Ganzen zusammenwirkten, ward diese durch einen Vulkan verwüstet und zerrissen, und die drei losgetrennten Theile schwimmen nach verschiedenen Seiten umher, das Abbild einer Monarchie, wo Königthum, Aristokratie und Volk sich selbstsüchtig von einander trennen und den Staat dem Untergange zuführen. Ein anderes humoristisch ausgeführtes Bruchstück ist das Gespräch der Brüder über den Kampf der Kraniche und der Pygmäen, das beinahe in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn nicht der Schlaftrunk einer Flasche Madeira, die ein vorüberfahrender Schiffsherr ihnen reicht, sie von dem bösartigen Zeitfieber heilte, „von dem so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind“. Diese Dichtung blieb ohne Fortsetzung, als die Revolution über die Verfassungsdiscussionen hinaus auf das Schlachtfeld schritt, und das Einrücken der verbündeten Heere das Signal zu dem Umsturz des französischen Königsthrons und den Septembermorden gab. Goethe ward Zeuge eines Wendepuncts der Weltgeschichte, und von ihm selbst galt das Wort, das er am Abend nach der Kanonade von Valmy zu den Soldaten sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen“.

Preußen gab nach der Reichenbacher Convention seine oppositionelle Stellung gegen Oestreich auf und vereinigte sich mit diesem durch den Pillnitzer Vertrag im Jahre 1791 zur Unterdrückung der französischen Staatsveränderung und zur Herstellung des absoluten Königthums. Eine preußische Armee, verstärkt von großen Schaaren französischer Emigranten, zog unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig im August des Jahres 1792 längs dem linken

Moselufer auf Longwy und Verdun, um in dieser Richtung die Straße von Chalons an der Marne zu gewinnen und nach Paris zu ziehen. Oestreichische Armeecorps sollten von Belgien aus sich den Operationen der Hauptarmee anschließen. König Friedrich Wilhelm II. befand sich selbst bei dem Heere. Herzog Karl August von Weimar zog als Chef eines Regiments mit ins Feld, und Goethe beschloß ihn auf diesem Feldzuge, den man in Folge der entstellten Berichte der Emigranten sich im Voraus als einen militärischen Spaziergang ausgemalt hatte, zu begleiten, wobei eben so sehr das Verlangen die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen, als der Wunsch des Herzogs, ihn als Freund zur Seite zu haben und dem stockenden Stubenleben zu entreißen, den Ausschlag gaben. Die freudigsten Tage dieser Campagne waren für Goethe die, welche er in den gastlichen Wohnungen der Mutter und der Freunde in den Rheinlanden zubrachte, nur daß er nebenbei zu klagen hat, daß durch das eintönige Thema der politischen Discussionen alle geistreiche Unterhaltung verdrängt werde. Um die Mitte des Augusts verweilte er mehrere Tage bei seiner Mutter in Frankfurt.

Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Von ihm hatte Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien nur Briefe des schmerzlichsten Inhalts erhalten, Zeugnisse, daß der Lebensmuth des einst so geisteskräftigen und charakterstarken Mannes in Folge häuslicher Trübsal und nicht ganz unverschuldeter Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse gebrochen sei. Es geht aus den Briefen hervor, daß Goethe und Karl August sich mit warmer Freundestheilnahme bemühten, seine Lage zu erleichtern, wenn sie gleich Glück und Zufriedenheit ihm nicht wiederherstellen konnten. Zu dem Seelenleiden trat ein schmerzhaftes körperliches Leiden hinzu, und in einem Anfall düsterer Schwermuth machte er am 27. Juni 1791 seinem Leben ein Ende.

Am 20. August reiste Goethe nach Mainz und verlebte zwei heitere Abende mit Sömmering, Forster, Huber und anderen Freunden in anziehenden Unterhaltungen und heiterster Stimmung. Goethe zeigte sich sehr mittheilsam und erging sich besonders in Schilderungen und Erzählungen aus Italien. Politische Gespräche wurden absichtlich von den republikanisch gesinnten Freunden vermieden. Ueber Trier reiste er dem inzwischen in Frankreich eingerückten Heere nach, bei welchem er am 27. August im Lager vor Longwy, wenige Tage nach der Uebergabe der Festung, eintraf und von bekannten Gesichtern aufs freundlichste begrüßt wurde. Seinen Geburtstag feierte er diesmal in Longwy. Am Morgen ritt er mit einigen Freunden dorthin und ließ sich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisonskameraden die Abenteuer ihres bisherigen Zuges von Aschersleben über Göttingen und Coblenz bis auf den französischen Boden erzählen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs zeigte sich allenthalben in der Armee, und Mancher fand es auffallend, daß er nicht mit gleicher franzosenfresserischer Wuth in Frankreich hineinstürmte, während ihm „weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen war“; der wüthende Franzosenhaß des deutschen Junkerthums war ihm eben so unleidlich, wie die Declamationen der Demagogen. Niemand hegte indeß den geringsten Zweifel an dem Gelingen des Heerzuges nach Paris, obwohl die bisherigen Mühseligkeiten des Marsches und des Lagerlebens die verbündete Armee schon übel zugerichtet hatten.

Mit den Officieren des herzoglich-weimarischen Regiments verabredete er, daß er sich immer an sie und, wo möglich, an die Leibschwadron anschließen wolle. Ward er gleich dadurch größerer Gefahr ausgesetzt, so war ihm dies doch lieber, als sich im Train der Nachzügler fortziehen zu lassen. Auf dem

Marsche nach Verdun fuhr er im offenen Wagen vor der ganzen Armeecolonne vorauf. Sein Nachtquartier liebte er in dem großen Schlafwagen zu nehmen, „gewiß der trockensten, wärmsten und erfreulichsten Lagerstätte“, deren Bequemlichkeit ihm schon von früheren Zeiten her bekannt war; mit guten wollenen Decken hatte er sich vorsorglich versehen. Von seiner unerschütterlichen Gemüthsruhe im Angesichte der Gefahr und seinem persönlichen Muthe sind uns manche treffende Züge aufbehalten. Nicht minder bewährt sich mitten im Kriegsgewühl die rein menschliche Theilnahme an fremdem Geschick und das Bemühen, durch Rath und That hülfreich zu sein. Seine Schilderung der Campagne in Frankreich, allzu detaillirt und tagebuchartig, um gleich den andern biographischen Schilderungen allgemein anzuziehen, ist dennoch ein wichtiger Beitrag sowohl zur Zeitgeschichte als zur Charakteristik des Dichters. Die Handlungen roher Kriegswillkür, die Noth der Einzelnen, deren Zeuge er sein mußte, ohne helfen zu können, gruben sich schmerzlich in sein Gemüth ein, während er die eigenen Entbehrungen und Strapazen stets mit stoischem Gleichmuth und meist mit heiterstem Humor überstand. Schon die Requisitionen im Namen Ludwigs XVI. erschienen ihm als eine empörende und überdies unkluge Willkürhandlung, die am meisten dazu dienen mußte, das Volk gegen das Königthum aufzureizen; er gesteht, ihm sei nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen, als da man auf dem Marsche nach Verdun die Schafheerden wegnahm und unter die Regimenter vertheilte, den Besitzern dagegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte.

Während des langweiligen Lagerlebens vor der Festung Verdun, die man am 30. August erreicht hatte, fand Goethe sein wissenschaftliches Nachdenken durch einen günstigen

Zufall aufs glücklichste angeregt: „glückselig der“ — konnte er ausrufen — „dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte!“ Während er dem Fischfange der Soldaten an dem Rande eines kleinen Teichs zusah, bemerkte er, wie in dem klaren Wasser die kleinen Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Durch die Beobachtung dieses Phänomens sah er sich in seiner Farbentheorie gefördert und gab sich wieder mit Leidenschaft diesen Beobachtungen hin. Während des nächtlichen Bombardements traf er mit dem ihm befreundeten Fürsten Reuß XI. zusammen. „Nach mancherlei politischen Gesprächen, die sie nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten“, fragte ihn der Fürst, womit er sich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als der Dichter, statt von Tragödien und Romanen, von der Farbenlehre zu berichten begann. Unter dem Lärm der Kanonenkugeln ward der Vortrag fortgesetzt, und da die Aufmerksamkeit des Fürsten ihm mit lebhaftem Antheil folgte, zuletzt, als die Kälte des einbrechenden Morgens sie ins Bivouak der Oestreicher trieb, an einem mächtigen Kohlenfeuer zu Ende geführt. Unter den Strapazen der nächsten Tage verließ ihn jene Farbenerscheinung keinen Augenblick, und während am 12. September heftige Regengüsse Alles unter die Zelte trieb, dictirte er seinem Kanzleigefährten Vogel die Resultate seines Nachdenkens und zeichnete darauf die Figuren daneben. Diese Papiere mit den Merkmalen des durch die Zeltdecke durchdringenden Regens blieben Goethe später lieb als Zeugnisse jener bewegten Tage und seines treuen Forschens.

Verdun war inzwischen am 2. September den Alliirten übergeben worden, und die Straße nach Paris schien ihnen offen zu stehen. Allein mehr und mehr machten sie die Erfahrung, daß sie von den Emigranten über die Stimmung des Volkes getäuscht seien. Von einer feindlich gesinnten Bevölkerung umgeben, wagte der Herzog von Braunschweig

nicht vorzudringen, ohne die Flanke des Heeres zu decken: Kühnheit und Entschlossenheit lag nicht in seinem Charakter. Ueberdies hatte der unaufhörliche Regen den zähen Lehmboden in unwegsame Sümpfe verwandelt, und die aus den Strapazen und der mangelhaften Verpflegung entstehenden Krankheiten begannen die Armee zu entmuthigen. Statt sofort nach der Einnahme von Verdun die Straße nach Paris einzuschlagen oder die wichtigen Pässe des Ardennerwaldes zu besetzen, die man noch ohne Schwertstreich hätte einnehmen können, säumte der Herzog mehrere Tage bei Verdun und zog dann unter bedächtigen Anordnungen langsam am Rande des Waldes hin. Dumouriez, der Befehlshaber des anfangs sehr schwachen und unzuverlässigen französischen Armeecorps, erhielt dadurch Zeit, sich in Besitz der wichtigsten Pässe des Waldes von Argonne, eines Theils des Ardennerwaldes, zu setzen und nach und nach Verstärkung an sich zu ziehen. Am 18. September stieß Beurnonville mit 17000 Mann zu ihm, am 19. traf Kellermann mit 20000 Mann ein, so daß die Franzosen jetzt über 50000 Mann hatten und den Verbündeten um ein Drittheil überlegen waren. Der kampflustige König von Preußen drängte zur Schlacht; der Herzog, scheinbar nachgebend, doch auch jetzt noch einer energischen Unternehmung abgeneigt, eröffnete am 20. September das verhängnißvolle Gefecht bei Valmy. Nach dem ersten Angriff auf Kellermann's Corps, das leicht zu durchbrechen gewesen wäre, ward der Kampf abgebrochen, und der Tag verfloß unter heftigem Kanonenfeuer, das wenig Schaden that. „Von der ungeheueren Erschütterung“ — so erzählt Goethe — „klärte sich der Himmel auf; denn man schoß mit Kanonen völlig als wäre es ein Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung“.

Goethe war an diesem Tage zu Pferde und rückte mit dem herzoglich-weimarischen Armeecorps, welches den Vortrab bildete, gegen den Feind, so daß er gleich beim ersten Angriff in den Bereich der feindlichen Kugeln kam und sie dutzendweise vor und um sich niederschlagen sah; der Befehl zum Rückzug entfernte ihn bald von der gefährlichen Stelle. Doch wie in den stürmenden Jugendtagen zog ihn auch jetzt noch die Gefahr mit magischer Gewalt zu sich. Er hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Ganz allein ritt er seitwärts auf den Höhen weg in die Nähe der feindlichen Stellung, die er deutlich überschauen konnte. Bekannte Officiere, denen er begegnete, waren höchst verwundert, ihn hier zu finden und wollten ihn mit sich zurücknehmen. Er aber entwand sich ihnen, indem er von besonderen Absichten sprach, und sie überließen ihn seinem „bekannten, wunderlichen Eigensinn". Als er in die Region gelangt war, wo die Kugeln herüberspielten, bemerkte er bald, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehe. Ohne daß er eine heftigere Bewegung des Blutes bemerken konnte, schien ihm, als wäre er an einem sehr heißen Orte und er selbst von dieser Hitze völlig durchdrungen; die Augen behielten ihre Stärke und Deutlichkeit; aber es war, als ob die Umgebung einen braunröthlichen Ton hätte; dieser bängliche Zustand schien ihm jedoch eigentlich nur durch das Gehör erregt zu werden, als sei das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft die alleinige Ursache dieser Empfindungen. Eine große Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, die sein Leben bedrohte, spricht wenigstens aus jeder Zeile seines Berichts. Als er zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fühlte er jene Gluth sogleich erloschen; nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung war übriggeblieben. Nachmals ward dieses abenteuerlichen Rittes noch oft im Kreise der Kriegskameraden mit Scherz und mit Verwunderung gedacht.

Einige Tage blieben noch die Preußen in ihrer Stellung, nicht um nochmals anzugreifen, sondern um mit Dumouriez wegen einer Waffenruhe zu unterhandeln und ihn, wo möglich, in das Interesse der Alliirten zu ziehen. Große Niedergeschlagenheit herrschte im Lager, wo es an Lebensmitteln gebrach und die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich griff. Am 1. October begann der Rückzug auf den von anhaltenden Regengüssen durchweichten Straßen, „wo der beste Wille gleitete und versank, ehe er sich's versah“; der einzige Trost war, daß der Feind die abziehende Armee nicht belästigte. Die Leiden jener Tage, die gedrückte Stimmung des Heers hat Goethe anschaulich beschrieben. Er selbst hatte alle seine geistige Stärke zusammenzunehmen, um von der allgemeinen Verzagtheit nicht mitergriffen zu werden. Mitten unter den grauenvollen Scenen that er ein Gelübde, zu Hause niemals wieder über Unannehmlichkeiten und Mißbehagen Klage zu führen. Manchmal kam ihm der Humor zu Statten, der auch in seiner Schilderung der Mißgriffe und der Rathlosigkeit im Hauptquartier gar viel zwischen den Zeilen lesen läßt, und er suchte sich und Andere durch Erzählungen und heitere Einfälle zu zerstreuen. In seiner nie schlummernden Geistesbeschäftigung lag ein kräftiges Heilmittel gegen die überwältigende Sorge und Noth. Noch konnte es ihm die Seele erheben, wenn der Mond bei beruhigter, nur von leichtem Gewölk durchstreifter Luft über die weithin gelagerten Massen von schlafenden Menschen und Pferden, auf die malerisch gruppirten Bagagewagen ein reizendes Dämmerlicht breitete, und ein Bild zu entstehen schien, dem der größte Maler sich glücklich schätzen würde gewachsen zu sein. Ueber manche mißmuthige Stunde brachte ihn Fischer's physikalisches Wörterbuch, dessen dritter Band ihn begleitete, hinweg. Einmal finden wir ihn in dem großen Küchenwagen, wohin er sich hatte flüchten müssen, weil seine mit vier Pferden bespannte Equipage in dem tiefen Koth nicht weiter konnte,

mit dieser Lecture beschäftigt, während die verdrießliche Küchenmagd, in der Ecke sitzend, seine Gesellschaft ausmachte, bis er endlich ein Reitpferd erhaschte und, das Wörterbuch der Fürsorge der Magd übergebend, sich darauf schwang. Aber dies waren nur einzelne Stunden, wo der Geist sich den Eindrücken des furchtbaren Elends entreißen konnte, das sein theilnehmendes Gemüth täglich und stündlich in Spannung erhielt. Einer der schmerzlichsten Momente war das Scheiden vom Schlosse Grandpré, wo mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit der Feinde überlassen wurden. In Goethe's Umgebung erzählte man, dies sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe. Nicht minder that ihm oft die Angst und Noth der unglücklichen Landbewohner weh, welche von den Plünderungen ausgehungerter Nachzügler zu leiden hatten. Aus solchen Erlebnissen sind manche Züge in das Gemälde des Kriegsunglücks aufgenommen, welches in Hermann und Dorothea den Hintergrund der gemüthvollen Idylle bildet.

Inmitten dieser mit jedem Tage wachsenden Mühsal hatte Goethe die erste freundliche Begegnung von Seiten des Herzogs von Braunschweig zu erfahren, der ihm bisher abgeneigt war und es ihm zu erkennen gab — vielleicht eine Folge seines gemessenen, wenig verbindlichen Benehmens bei seinem Besuche am Braunschweiger Hofe —; „nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden“. Als man sich eines Tags am Ufer der Maas durch eine sumpfige Wiese hindurcharbeiten mußte, um an die gebahnte Heerstraße zu gelangen, ritt der Herzog auf ihn zu, indem er sagte: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe; jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von

den Elementen überwunden worden“. Goethe hat zwar in seiner Erzählung den Herzog möglichst geschont, verhehlt indeß nicht, „daß das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, für immer verloren schien“. Um mehr als die Hälfte der Mannschaft vermindert, kam die preußische Armee, nachdem auch Verdun und Longwy geräumt waren, am 23. October auf deutschem Boden an, und Luxemburg ward zu einem ungeheuren Lazareth.

Goethe war hier schon am 14. October angelangt. Die auf einander gethürmte Festung fesselte sein Auge durch ihre malerische Bauart; er suchte sich durch wiederholte einsame Wanderungen in derselben zu orientiren und entwarf zu Hause mehrere Zeichnungen. Das Kriegsgetümmel war ihm verleidet, und gern flüchtete er sich in die Ruhe seiner abgelegenen Wohnung, wo er zum erstenmal wieder seine Manuscripte vornehmen konnte, die er im Gewirre des Rückzugs, wo ihm sein Reisewagen nebst Koffer mehrere Tage abhanden gekommen war, schon verloren geglaubt hatte. Das Tagebuch des Feldzugs wagte er nicht anzublicken; das Convolut zur Farbenlehre brachte er in Ordnung. In einem hübschen Garten im Pfaffenthal fand das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung für manche Stunde ein willkommenes Asyl.

Auf der Weiterreise nach Trier ward die unbehagliche Stimmung noch durch einen Ruhranfall verstärkt; es ist uns daher bei unserm den ästhetischen Genüssen seit lange entrückten Dichter sehr erklärlich, daß das römische Monument bei Igel, dessen Darstellungen die Idee der Versöhnung von Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft versinnbildlichen und ihn in die schönste Epoche der antiken Kunst versetzten, ihm, „wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzte“ [14]). In Trier, wo ihm seit dem 25. October einige ruhige Tage gegönnt waren, fand er achtungswerthe Ueberreste römischer Bauwerke, bei denen er lieber verweilte,

als bei den mittelalterlichen Bauten, an denen die Stadt überaus reich ist; denn dem Interesse für gothische Baukunst fühlte er sich längst entfremdet. Er fand jetzt auch einige ruhige Stunden zur Fortsetzung seiner chromatischen Arbeiten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, um seine Ansichten immer anschaulicher zu machen. Hier ermittelte er auch die Magd, der er den Band des physikalischen Wörterbuchs aufzubewahren gegeben hatte. Sie lag im Lazareth, das Buch unter ihrem Kopfkissen; sie erkannte ihn, konnte aber nicht reden und überreichte ihm das Buch, das sie unter ihrem Haupte hervorzog, so reinlich und wohlerhalten, wie er es ihr übergeben hatte. Am 29. October langte Herzog Karl August mit seinem Armeecorps an. Goethe ergeht sich wiederholt in dem Lobe der treuen Fürsorge, der Freigebigkeit und Leutseligkeit, womit sein Fürst den gesunkenen Muth der Seinigen aufrichtete und sich bei Hohen und Niederen beliebt machte.

Noch bedrängt von der Erinnerung an die überstandenen Leiden, welche, wie Goethe sich beklagt, noch dadurch lästiger ward, daß sie dem, der sich ihrer zu entschlagen suchte, zum Ueberdruß wiederkäuend vorgetragen wurden, sah man schon neues Unheil in den deutschen Grenzländern entstehen, als die Nachricht von Custine's raschen Handstreichen auf Speyer und andere benachbarte Rheinstädte anlangte, als man die Uebergabe von Mainz und Frankfurt vernahm. Die Umstände, unter denen sie erfolgte, bewiesen, daß die Franzosen nicht bloß mit Waffengewalt siegten, sondern daß der Zündstoff der Freiheitsideen ihrer Revolution in die auf politische Reformen sehnlich harrenden Gemüther der Deutschen fiel und ihnen eine mächtige Bundesgenossenschaft zuzuführen versprach. Goethe war um so mehr davon ergriffen, als nahe Angehörige und Freunde bei diesen Vorfällen betheiligt waren und zu leiden hatten. Sein Freund Forster, von republika-

nischem Eifer fortgerissen, war der Leiter im Club der „Patrioten“, welche die zum Anschluß an die französische Republik auffordernden Proclamationen Custine's verbreiteten und die Thore von Mainz den Franzosen öffneten. In Frankfurt wurden Goethe's Mutter und Andere, die ihm nahe standen, von den Lasten einer militärischen Occupation bedroht.

Ein Brief der Mutter, der, bereits vor jenen Ereignissen geschrieben, erst jetzt verspätet in seine Hände kam, sprach noch nicht von diesen Besorgnissen, sondern brachte ihm eine Nachricht, die ihn auf Augenblicke in die Träume seiner Kindheit versetzte. Sein Oheim, Schöff Textor, dessen nahe Verwandtschaft bei seinen Lebzeiten den Neffen von der Stelle eines Frankfurter Rathsherrn ausschloß, war gestorben, und Goethe's Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei ihrem Sohne anzufragen, ob er die Rathsherrnstelle annehmen würde, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte. Goethe antwortete ablehnend, wie man auch wohl nicht anders erwartet haben mochte. Er fühlte sich den reichsstädtischen Zuständen zu sehr entfremdet, um in seiner Vaterstadt mit freudigem Wirken in einen neuen Geschäftskreis eintreten zu können, zumal da die drohenden politischen Verhältnisse für die Zukunft der freien Reichsstadt wenig Erfreuliches erwarten ließen. Aber auch abgesehen von diesen Bedenken hielten ihn Anhänglichkeit und Dankbarkeit an das edle weimarische Fürstenhaus und „an ein Land, dem er doch auch Manches geleistet hatte“, gefesselt. Eben so wenig vermochten ihn spätere Anerbietungen von anderer Seite dem Fürsten zu entziehen, „der ihm gegeben hatte, was Große selten gewähren, Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus“. Wer kennt nicht die von dankbarer Liebe eingegebenen Distichen, die um so schöner sind, als kein Schmeichelwort der Phrase sich in dies einfache Fürstenlob eingemischt hat.

Von Trier fuhr Goethe, indem er sich wieder von dem Armeecorps trennte — seinen Wagen versprach man ihm nach Coblenz nachzusenden — in Gesellschaft eines preußischen Officiers auf einem Boote die Mosel abwärts, erheitert von den mannigfaltig wechselnden Uferansichten des in zahllosen Krümmungen zwischen den Felsen sich hindurchwindenden Flusses. Mitten in dem Felsenlabyrinth überfiel sie die Nacht und ein heftiger Sturm, dessen Stöße die Wellen über den Bord des Kahns trieben, so daß der Ruderer, welcher nicht mehr wußte, wo er war, und nirgend eine Zuflucht sah, selbst zu verzagen anfing. Doch es bewährte sich „Cäsar und sein Glück“ auch in dieser Gefahr. Sie erreichten, von Wasser triefend, tief in der Nacht das Städtchen Trarbach, wo sie durch freundliche Bewirthung erheitert und erquickt wurden. Am nächsten Tage fuhren sie nach Coblenz hinunter. Mit jugendlichem Entzücken genoß unser Dichter von der Moselbrücke aus den Anblick der Stadt und des gegenüberliegenden Ehrenbreitstein; dies Naturbild blieb so lebhaft in seiner Erinnerung, daß er es zu den schönsten zählt, die ihm je vor Augen gekommen seien. Auch zu manchen Farbenbeobachtungen hatte ihm die Wasserfahrt Gelegenheit gegeben, besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen.

Der Anblick des Rheins rief in seiner Seele eine Reihe der schönsten Jugenderinnerungen wach, und wenn er jene friedlichen, sorgenlosen Tage mit den erschütternden Ereignissen verglich, von denen er jetzt wiederum an diese reizenden Ufer geführt ward, so ergriff ihn eine tiefe Wehmuth. Er sehnte sich aus dem beengenden Kriegsgetümmel, das ihn hier von neuem empfing, ins Weite hinaus; „ihn verlangte aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust“. Daher beurlaubte er sich bei seinem Herzog, dessen Armeecorps am rechten Rheinufer aufgestellt ward, miethete ein Ruderboot und fuhr

den Rhein hinab, um seinen Jacobi durch einen Besuch zu überraschen. In sternheller, kalter Nacht wurde Bonn erreicht, wo der Bootsmann einkehrte. Wochenlang gewohnt, die Nacht im Freien zuzubringen, beschloß Goethe in seinem Kahn zu übernachten. Bald jedoch hatte er seine Verwegenheit zu bereuen, indem das durch einen Leck ins Schiff dringende Wasser ihn aus tiefem Schlafe weckte, so daß er, ganz durchnäßt, ein Wirthshaus aufsuchen mußte. Am nächsten Tage gelangte er bei Dunkelheit nach Düsseldorf und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand. Das lebhafte Gespräch, welches das unverhoffte Wiedersehen anregte, ward bis in die Nacht hinein fortgesetzt.

Acht Jahre waren verflossen, seit die Freunde von einander zum letzten Mal gerührt Abschied genommen hatten. Jacobi hatte indeß in seinem idyllischen Pempelfort, von einem gemüthvollen und gebildeten Familienkreise umgeben, ein stilles Leben geführt. Goethe hatte die bewegteste Lebensepoche durchgemacht. Der zweimalige Aufenthalt in Italien, das Feldlager in Schlesien, die Campagne in Frankreich — welch eine Reihe von Lebenserfahrungen, welch eine Umgestaltung und Erweiterung seiner Gedankenwelt, wovon die spärlichen Briefe nur Weniges hatten andeuten können! Befriedigter und entschiedener trat er vor den Freund, als in der sehnsüchtigen Epoche ihres letzten Wiedersehens, und an die Stelle jener Milde und Weichheit der Stimmung schien Herbheit und Kälte getreten zu sein. Noch lagen die Bilder der letzten Wochen schwer auf seiner Seele und hemmten die freudige Bewegung. Dazu kam, daß für Manches, was ihm werth geworden war, den Freunden das Organ fehlte, um mit regem Interesse darauf einzugehen. Goethe's naturhistorische Forschungen erschienen in diesem Kreise nur als eine Nebenbeschäftigung, von der man wenig Notiz nahm, nicht

verbergend, daß es für ihn Besseres zu thun gebe. Indeß ließ man sich einen Vortrag über die Optik gefallen und hörte seinen morphologischen Erörterungen zu, denen Jacobi's Vorstellungsart wenig abzugewinnen vermochte. Von Goethe's letzten poetischen Arbeiten war nicht die Rede, und er konnte daraus schließen, daß sein Großkophta, der auch an Jacobi übersandt war, eher verletzt, als erfreut hatte. Eine Vorlesung der Bruchstücke der Reise der Megaprazons-Söhne fand so wenig Anklang, daß der Dichter froh war, die Reisenden in irgend einem Hafen zur Ruhe zu bringen.

Ward denn bei solchen Anlässen auch diesmal offenbar, wie sehr sie in den Richtungen ihres Denkens von einander abwichen, so liebten sie sich doch aufrichtig, und die Liebe verwischte schnell die verletzenden Eindrücke einzelner herben Aeußerungen. Goethe fühlte sich bald in dem Elemente des friedlichen Familienkreises so wohl und heimisch, daß er eine Woche nach der andern sich von dem gastlichen Hause fesseln ließ und, wie Jacobi sich äußert, mit jeder milder wurde; seine Liebenswürdigkeit und Liebefähigkeit traten in weit höherm Maße hervor, als sein späterer Bericht, welcher die Divergenzen allzuscharf betont, schließen läßt. Nach dem Abschiede konnte er wieder in dem früheren liebevollen Tone dem Freunde schreiben: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reise unserer Freundschaft hat für mich die größte Süßigkeit“. Und Jacobi konnte noch zwanzig Jahre später von den Wochen, die sie zusammen in Pempelfort verlebt hatten, das Bekenntniß ablegen: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Cöln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt“. Das eben mußten die gehaltvollen Gespräche sein, wo sie über die höchsten Probleme der Philo-

sophie ihre Gedanken austauschten. Hatte Goethe anfänglich nicht verhehlt, daß er gegen das Christenthum und namhafte Christen einen wahrhaft Julianischen Haß hege, so milderte sich auch diese schroffe Opposition, in der er sich seit seiner Trennung von Lavater, besonders während seines Aufenthalts in Italien, bestärkt hatte. „Du gestandest zu“ — heißt die charakteristische Aeußerung Jacobi's — „von einem gewissen Christenthum, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidenthum jenem Dir verhaßten Christenthum, das auch ich nicht mochte, vorzog, so zogst Du hinwiederum Deinem eigenen Heidenthum vor, was Du mein Christenthum nanntest, ohne jedoch Dir dieses aneignen zu können“.

Dies erhält noch mehr Licht, wenn wir Goethe's Worte an die Fürstin Galizin vergleichen: „Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beobachten und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen, und da zeigt sich denn meist, daß die Andern eben so Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen“. Herr von Dohm, der ausgezeichnete preußische Staatsmann, welcher sich in jenen Tagen ebenfalls als Gast in Pempelfort aufhielt und an philosophischen Unterhaltungen Theil nahm, zeichnete damals in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über christliche Religion; überall tiefeindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz“. Als von Dohm nachmals Jacobi für die bei ihm verlebten reichen Tage und die durch ihn herbeigeführte hocherfreuliche

Bekanntschaft seinen Dank aussprach, erwiderte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiedersehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu sprechen. Mein Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm ihrem Hauptinhalt nach aufzuschreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert“. Wir würden köstliche Beiträge zur Kenntniß des Goethe'schen Geistes besitzen, wenn die älteren Freunde des Dichters sich dem Geschäft der Aufzeichnung inhaltreicher Gespräche hätten unterziehen mögen, welches erst in dessen Greisesjahren von jüngeren Freunden unternommen ward. Die Blüthe seiner Unterhaltung, womit er jedesmal die ganze Pempelforter Gesellschaft in Entzücken versetzte, waren seine Schilderungen der italienischen Reise. Die herrliche Landschaft und das bunte Volksleben war bis ins kleinste Detail seiner Einbildungskraft unmittelbar gegenwärtig; „er konnte beschreiben, als wenn er's vor sich sähe, und von belebender Staffage wimmelte es durch und durch“. Es war, wie er selbst sich ausdrückt, das Zauberstäbchen, womit er stets alle bösen Geister vertreiben konnte.

Einsame Stunden gab es in dem gastlichen Hause nicht viel. Jeder Sonnenblick ward zu Spaziergängen ins Freie benutzt. Den Freunden in dem benachbarten Düsseldorf ward auch manche Stunde gewidmet, und die dortige Gemäldegallerie lud zu fleißigen Besuchen ein. Die Bewunderung der Meisterwerke italienischer Kunst hatte Goethe nicht gegen den Werth der niederländischen Schule unempfänglich gemacht; er hielt sich viel im Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer auf und „fand sich Gewinn fürs ganze Leben“.

Da Goethe vergeblich von Woche zu Woche auf seine Reisechaise wartete, die ihm von Coblenz aus hatte nachgeschickt werden sollen, so fuhr er endlich mit dem Anfange des Decembers in Jacobi's Reisewagen ab, um bei der Fürstin Galizin zu Münster, mit der er in Weimar

schöne Stunden verlebt hatte, zu einem kurzen Besuche einzukehren. Unterwegs erneuerte er mit dem Professor Plessing zu Duisburg das Andenken an das abenteuerliche Zusammentreffen früherer Jahre und fand in der Unterhaltung mit dem Naturhistoriker Merrem „einige gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag“. In Münster war in dem Hause der Fürstin Alles zur freundlichsten Aufnahme des geehrten Gastes vorbereitet. In der Nähe dieser schönen Seele, in der sich Frömmigkeit und zarter Sinn für alles Edle in Kunst und Wissenschaft begegneten, erschien sich unser Dichter selbst „milder als seit langer Zeit“; er erkannte es als ein großes Glück, „nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf sich einwirken zu fühlen“. Es war dies eine Wirkung seines edleren Selbst, das ihn zu den Freundekreisen im Norden hingezogen hatte und ihn im Pempelfort wochenlang fesselte. Die Mißtöne, die er in seinem Innern barg, waren schon nach und nach verscheucht, und wenn man sich auch die Verschiedenheit des Standpunctes offen gestand, so trafen doch die tiefer eingehenden Gespräche, die sich zunächst an Hamann und Hemsterhuys, die abgeschiedenen Freunde der Fürstin, anknüpften, in der Anerkennung des Edelsten und Höchsten im menschlichen Dasein zusammen. Schilderungen von Italien gaben auch diesen Unterhaltungen einen hohen Reiz, besonders wurden die katholischen Geistlichen, die vornehmlich den Gesellschaftskreis der Fürstin bildeten, durch die anschauliche Schilderung der katholischen Kirchenfeste angezogen. An einem Protestanten fiel seine tolerante Objectivität so sehr auf, daß man sich heimlich erkundigte, ob denn Goethe katholisch geworden sei; schon während seines Aufenthalts in Italien war dies Gerücht hin und wieder aufgetaucht.

Im Verkehr mit dem trefflichen von Fürstenberg, der mathematischen und naturhistorischen Studien nicht fremd war,

kamen auch Goethe's naturgeschichtliche Forschungen zur Sprache. Zu Erörterungen über antike Kunst gelangte man wiederholt durch die Betrachtung der vorzüglichen Sammlung geschnittener Steine, eines Nachlasses von Hemsterhuys, welcher im Besitz der Fürstin geblieben war. Goethe zeigte ein so lebhaftes Interesse für diese kostbaren Reliquien des Alterthums, daß die Fürstin ihm beim Scheiden die ganze Sammlung mitgab, damit er in Weimar zu sorgfältigeren Studien Muße habe. Es war ihr abgerathen worden, Goethe ein so werthvolles Besitzthum anzuvertrauen; denn allerdings war Goethe säumig in der Rückgabe von Kunstgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer ward; die Fürstin hatte jedoch den Bedenklichen erwidert: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen". Nach dem Abschied von Münster begleitete ihn die Fürstin noch bis auf die erste Station, indem sie sich zu ihm in den Wagen setzte. Noch einmal tauschten sie ihre Religionsansichten gegenseitig aus, und sie trennte sich von ihm mit dem Wunsche, ihn, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.

Indeß hatte sich das Fluchtgetümmel vom Rhein her nach Westphalen hereingewälzt. Goethe gerieth mitten in den Schwarm der Emigrirten, nicht wenig erfreut, daß er durch die Fürsorge der Fürstin mittelst Laufzettel auf den Poststationen angemeldet und empfohlen war, so daß er, wenn gleich bei dem schlechtesten Wetter oft auf ungebahnten Wegen hin und her geschüttelt, doch rasch über Paderborn nach Cassel weiter befördert ward. In Cassel war man der Anmaßung der Emigrirten schon so überdrüssig geworden, daß er den in französischer Sprache ihn höflichst abweisenden Kellner deutsch anreden mußte, um nur im Gasthofe Aufnahme zu finden. Ueber Eisenach gelangte er dann um die Mitte des Decembers nach Weimar zurück.

Während Goethe's Entfernung hatte der Herzog ihm sein Haus stattlich ausbauen lassen. Er fand es schon meistens wohnbar, doch war ihm noch die Freude gegönnt, bei der weiteren Einrichtung mit- und einzuwirken. Nach der mühseligen Wanderzeit genoß er das Glück des stillen häuslichen Herdes mit innigem Behagen. Sein Knabe, an dem er mit innigster Vaterfreude hing, wuchs munter heran. Christiane rühmt er in einem Briefe an Jacobi als „gar sorgfältig und thätig“ im Hauswesen; sie verstand sich vortrefflich darauf, seine ökonomischen Verhältnisse in Ordnung zu halten und bei mitunter vorkommenden Störungen wieder ins Gleis zu bringen. Dies muß uns als eine Sache von Belang erscheinen, wenn wir erfahren, daß Goethe im Jahre 1792 sich genöthigt sah, von Hufeland ein Capital von tausend Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinste und erst nach mehreren Jahren zurückzahlen konnte. Seltsam genug versuchte er damals sogar das Lotteriespiel.

Heinrich Meyer, der inzwischen aus Italien zurückgekommen war, wurde sein Haus- und Tischgenoß. An ihm besaß er jetzt, was er so lange entbehrt hatte, einen durch herzliche Zuneigung und gleiche Studienzwecke treuverbundenen Freund, der ihm die Erinnerungen an Italien neu belebte, im Studium der Kunst ihn bei gleichen Grundsätzen durch seine ausgebreiteten Kenntnisse förderte und durch sein theilnehmendes Eingehen auf die optischen Versuche des Freundes die Freudigkeit des Strebens erhöhte. Diesen Freund gefunden zu haben nennt Goethe eins der glücklichsten Ereignisse seines Lebens; um so erfreulicher mußte dessen wohlthuende Nähe gerade jetzt sein, als das herzliche Einvernehmen mit Herder durch den Mißmuth und die kränkliche Reizbarkeit desselben mehr und mehr sich trübte und von ihm ein anregendes Eingehen auf Goethe's damalige geistige Beschäftigungen nicht zu erwarten stand. Für gemeinsame Studien der antiken Kunst

war die durch künstlerischen Werth ausgezeichnete Gemmensammlung, welche ihm die Fürstin Galizin anvertraut hatte, ein neuer Gewinn, den man möglichst ausbeutete. Die Besitzerin war freundlich genug Goethe mehrere Jahre in Besitz derselben zu lassen. Seine Hoffnung nach dem 1806 erfolgten Tode der Fürstin diesen Kunstschatz für Weimar oder Gotha zu erwerben, ging nicht in Erfüllung; jetzt ist jene Sammlung dem Gemmencabinet im Haag einverleibt.

Hinsichtlich der Farbentheorie begegneten sich die Studien der Freunde vornehmlich in den Untersuchungen der ästhetischen Wirkung und Kunstharmonie der Farben. Meyer entwarf mehrere Zeichnungen, um die Goethe'schen Farbenspeculationen zur Anwendung zu bringen und die Theorie des Colorits näher zu begründen. Wie hoch Goethe den Werth eines solchen gemeinschaftlichen Arbeitens anschlug und welche Hoffnungen er überhaupt für die deutsche Wissenschaft auf ein Zusammenhalten der mit gleichen Forschungen beschäftigten Gelehrten baute, geht aus dem im Jahre 1793 verfaßten Aufsatz „der Versuch als Vermittler von Object und Subject" hervor, worin er nachzuweisen sucht, daß nur aus einer Reihe von einzelnen auf dasselbe Ziel gerichteten Erfahrungen die höhere Formel wissenschaftlicher Wahrheit gezogen werden könne. Seine Anhänglichkeit an die liebgewonnene Wissenschaft blieb auch fernerhin unverändert und ging stets neben den übrigen Beschäftigungen her. Er wandte sich jetzt mehr der Physik und Chemie zu und knüpfte zu dem Ende einen näheren brieflichen Verkehr mit Lichtenberg in Göttingen an, durch den er sich sehr gefördert fühlte.

Die Leitung des Theaters nahm ihn zugleich sehr in Anspruch. Was wir hier im Allgemeinen bemerken, gilt nicht bloß von einer kurzen Epoche, sondern von Goethe's ganzer vieljähriger Bühnenleitung, ein rühmliches Blatt in der Charakteristik seiner praktischen Wirksamkeit. Seine gewissen-

hafte Fürsorge erstreckte sich auf das Kleine wie auf das Große. Er bildete bei neuen Aufführungen durch Leseproben die ästhetische Auffassung des Drama's und der einzelnen Rollen, war bei den Bühnenproben selbst zugegen, ertheilte überall seinen Rath und seine Befehle und begab sich nicht selten selbst auf die Bühne, um Stellungen und Gruppen zu ordnen. Streng hielt er auf Beobachtung der Theatergesetze und war gegen Nachlässigkeit und Widersetzlichkeit unnachsichtig, während er zugleich durch seine geistige Ueberlegenheit und Humanität die Mitglieder der Bühne an sich zog und spornte. Fiel auch manches Unangenehme dabei vor, so betrachtete er es „als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht“. Parteilichkeit war ihm fremd. „Sein Verhalten zu dem weiblichen Personal des Theaters war durchaus rein; die Liebenswürdigste hatte sich keiner größern Gunst von ihm zu gewärtigen, als daß er ihr die Wange zum Kuß darreichte“ (Eberwein), und in gleichem Sinne spricht sich Goethe gegen Eckermann aus. Unermüdlich unterstützte er junge vielversprechende Talente durch Rath und That und widmete sich mit der Geduld eines Lehrmeisters ihrer Ausbildung; eine wahrhaft schöpferische Genialität zeigte er in der Kunst, das Talent zu wecken, heranzuziehen und auf den rechten Platz zu stellen. Ohne über große Geldmittel verfügen zu können, — für Gastrollen, die er überhaupt nicht liebte, und glänzende Ausstattung wurde nicht viel verausgabt — gelang es seiner umsichtigen, consequenten Leitung, die weimarische Bühne in kurzem auf eine so hohe Stufe künstlerischer Leistung zu heben, daß man bald von allen Seiten Deutschlands auf sie als ein Muster blickte, und Goethe manchmal die Erfahrung machen mußte, daß die von ihm mit Mühe und Aufopferung herangebildeten Talente durch die Anerbietungen anderer Bühnen fortgelockt wurden.

Es bedurfte eines solchen äußern Antriebs, um Goethe nach den Erfahrungen der letzten Jahre zur dramatischen

Dichtung zurückzuführen. Einige dramatische Kleinigkeiten entstanden im Jahre 1793, bevor er aufs neue in die Kriegsscenen am Rhein hineingezogen ward. Die kleine dramatische Production der Bürgergeneral dictirte er im Lauf einer Woche. Da der Schauspieler Beck die Rolle des Schnaps in den „beiden Billets“ nach Florian und dem „Stammbaum“ von Anton Wall, einer Fortsetzung jenes Stückes, mit ganz individueller Trefflichkeit spielte, so konnte Goethe sich nicht enthalten, diesen Schnaps nochmals zu produciren und zwar als Propagandisten der neuen überrheinischen Freiheitsideen, wovon er einem gutmüthigen Bauern vorschwatzt, um sich gelegentlich eine gute Mahlzeit zu gewinnen. Die Posse ist ganz der Wirklichkeit entnommen, wie denn das Felleisen mit den Utensilien des Freiheitsapostels von Goethe's Diener auf dem Feldzuge erbeutet worden war und jedesmal bei der Aufführung seine Dienste that. Da das Stück im lebendigsten Dialog gehalten ist, so machte es auf der Bühne eine gute Wirkung und ist noch in neuester Zeit mit Erfolg wieder vorgeführt worden. „Den Bürgergeneral“ — schreibt Goethe am 7. Juli 1793 an Jacobi — „habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen, er nimmt sich sehr gut aus“, und gegen Eckermann äußerte er, „das Stück habe manchen heitern Abend gemacht“. Es ist daher unbegreiflich, wie Goethe in dem Berichte, welcher der Darstellung der Campagne angehängt ist, ganz im Widerspruche damit behaupten konnte, das Stück habe die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Freunden und Gönnern, hervorgebracht, indem doch selbst Jacobi, der vom Groẞkophta schwieg, über dies Stück seinen Beifall aussprach; eben so unbegreiflich, daß man in politischem Rigorismus den anspruchslosen Scherz als einen Angriff auf die weltbewegenden Freiheitsideen, als einen Beweis, daß der Dichter die welthistorische Bedeutung der Revolution nicht verstanden habe, gedeutet hat. Goethe wußte recht gut, daß er an einem Wendepuncte der Geschichte stehe und war

nicht im geringsten aufgelegt, die fortrollenden Ereignisse als eine Posse zu betrachten. Nach seinem Geständniß war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter, als er; er gehörte zu dem Kreise der „Aufgeregten“, die er in dem gleichnamigen Drama und in dem wohl schon damals niedergeschriebenen Eingange zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ uns vorführt — „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging“.

Der Plan des Drama's die Aufgeregten ist vortrefflich erfunden, um die verschiedenen politischen Parteistellungen neben einander vorzuführen; doch lagen die Hauptscenen desselben nicht in dem Kreise, in welchem sich die Goethe'sche Poesie am liebsten bewegte, und es ist daher lückenhaft geblieben. Des Dichters politischen Standpunct (gegen Eckermann nannte er es daher sein „politisches Glaubensbekenntniß“) legt es uns am klarsten dar, wofür auch die um dieselbe Zeit entstandenen politischen Epigramme, die unter die venetianischen eingeschaltet worden sind, uns Fingerzeige geben. In der Rolle des Hofraths, der das Bestehende schätzt, aber zu jeder nothwendigen und nützlichen Reform die Hand zu bieten bereit ist, zeichnet Goethe sich selbst und läßt ihn den vermittelnden Standpunct zwischen den Ultra's der Parteien vertreten. Das Unrecht des aristokratischen Egoismus, der den aus offenkundigen Mißbräuchen fließenden Vortheil nicht opfern mag, wird eben so scharf verurtheilt, wie der Alles nivellirende Radicalismus, der „das große Gewicht des höheren Standes im Staate“ nicht anerkennt. In der Einleitung zu den Unterhaltungen der Ausgewanderten wiederholt sich die Klage, daß der Dämon des politischen Gesprächs in alle geselligen Kreise eindringe. Es steht in deutlicher Beziehung zu der einst so geistreich belebten weimarischen Gesellschaft, wenn dort der Baronin die Worte in den Mund

gelegt werden: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect mitbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?“

Mitten unter den Gräueln des Terrorismus, „wo ihm die Welt blutiger und blutdürstiger als jemals erschien“, war es ihm nicht möglich auf productivem Wege der Mißstimmung Herr zu werden; doch war es ein verwandtes Heilmittel, daß er den Reineke Fuchs zu überarbeiten unternahm. Dies satirische Thierepos, welches uns ein durch niedere Leidenschaften zerrüttetes Staatsleben vorführt, wo Gewalt und List sich um den Sieg streiten, erschien ihm jetzt als ein Spiegel der Zeitläufte, als „die unheilige Weltbibel“. Während hier „das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt“ (ein Ausdruck, den man in dieser Verbindung und Beziehung nicht so herb deuten darf, um dabei ein Kreuz zu schlagen), hilft doch der ergötzliche Humor der lebenvollen Schilderung über Anarchie und Gemeinheit hinweg. Durch Voß' Homerübersetzung und Luise, welche Goethe „leidenschaftlich“ liebte und gern vorlas, war er mit dem Wohllaut des deutschen Hexameters vertrauter geworden; es war ihm daher die Bearbeitung des Reineke eine erwünschte Gelegenheit, sich durch eine größere Production dieser Versart noch mehr zu bemeistern, und warum sollte eine Form, welche die Idylle so trefflich kleidete, den satirisch-epischen Scenen der Thierwelt widersprechen? Ging dabei von dem ursprünglichen Volkston viel verloren, so ward der Dichter um so mehr zu

einer selbstständigen Reproduction des Originals aufgefordert, und er nahm dabei ein Recht für sich in Anspruch, dessen sich schon die früheren Bearbeiter der Thiersage bedient hatten. Goethe arbeitete an dieser Dichtung mit anhaltendem Fleiße, so daß er schon am 2. Mai seinem Jacobi die Arbeit als fertig ankündigen konnte; doch beschäftigte ihn die Vollendung und Ausfeilung des Einzelnen noch längere Zeit; sie gewährte ihm eine angenehme Zerstreuung während der neuen Campagne, zu der er am 10. Mai 1793 abreiste.

Die Verbündeten betrachteten die Wiedereroberung von Mainz als die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. Eine preußische Armee schloß seit Mitte des Aprils die von einem ansehnlichen französischen Armeecorps besetzte und stärker befestigte Stadt ein. Da der Herzog sich ins Lager begab, so verließ auch Goethe sein stilles Weimar, um in dessen Gesellschaft zu sein. Nachdem er einige Wochen in Frankfurt, das bereits wieder in deutschen Händen war, verweilt hatte, wo er mit Sömmering, der aus Mainz hierher geflüchtet war, „in einsamen Stunden viel arbeitete“, langte er am 27. Mai bei dem Armeecorps des Herzogs von Weimar im Lager von Marienborn an. Von weimarischen Freunden traf er unter andern dort den Rath Kraus und den Engländer Gore, ebenfalls einen geschickten Maler, der sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte und mit Goethe sehr befreundet war; die Belagerung von Mainz „als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach“, hatte sie herbeigelockt. Während des Bombardements, das am 27. Juni eröffnet ward, „machten sie so viele Brandstudien, daß es ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte“. Der ausführliche Bericht, worin uns Goethe von dem Lagerleben und

den Scenen der Belagerung in Kenntniß setzt, schon damals zum Theil an Herder und Jacobi übersandt, ist wiederum ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit, gewissermaßen Forschungsbegier, er Alles, was um ihn vorging, selbst die militärischen Stellungen und Bewegungen, verfolgte und in Wort und Bild skizzirte. Oft wandelte ihn auch hier die Lust an, der Gefahr ins Angesicht zu blicken, wenn es galt, eine anziehende Erscheinung, eine ungekannte Scene in der Nähe zu betrachten. „Man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Trancheen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen". Einstmals gewann er einen Mann des Wachtpostens durch ein Trinkgeld, um sich von ihm zu den äußersten Schanzen führen zu lassen; er stand endlich in der letzten Schanze des rechten Flügels, wo man hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein Paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte. „Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr". In manchen ruhigeren Stunden wandte sich sein Geist zu der gewohnten Beschäftigung zurück. Die optischen Studien wurden fortgesetzt, und am Reineke Fuchs ward fleißig gearbeitet. In die Gemüthsstimmung jener Tage läßt uns ein noch vor dem eigentlichen Bombardement geschriebener Brief an Jacobi einen Blick werfen: „Dein lieber Brief trifft mich hier und giebt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von einem Strohlager erhebe, und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen

zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe“.

Nachdem der Commandant der unglücklichen Stadt die Capitulation abgeschlossen hatte, begann am Nachmittag des 24. Juli der Ausmarsch der 17000 Mann starken französischen Besatzung, der unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, mit allen Kriegsehren abzuziehen zugestanden worden war. Goethe gedenkt des „ergreifenden“ Moments, wo eine Abtheilung französischer Jäger unter den Klängen des Marseillermarsches, dessen langsames, melancholisches Tempo zu den ernsten Gesichtern der Veteranen stimmte, an ihm vorüberritt. Für die Clubbisten war ein gleiches Zugeständniß nicht zu erlangen gewesen; gegen sie, die eigentlichen Urheber des Unheils, wandte sich der Haß der Bürger, vornehmlich der Vertriebenen, welche jetzt mit den Verbündeten wieder einzogen. Einigen Clubbisten gelang es zu entfliehen. Goethe war Augenzeuge, wie einer derselben von der Volkswuth, die man gewähren ließ, fürchterlich gemißhandelt wurde. Eine ähnliche Scene hätte sich beinahe unter den Fenstern seines Quartiers ereignet. Es erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architecten, der erst die Dombechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat“. Die Wuth galt einem Mann zu Pferde, der sich in dem Zuge der Franzosen befand; es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und die That war geschehen. Ohne die Gefahr, in die er sich begab, zu überlegen, sprang Goethe hinaus nnter die Menge, und auf sein gebieterisches

Halt! trat die vollkommenste Stille ein. Dann fuhr er laut und heftig sprechend fort: „hier sei das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Wer sie auch seien, so hätten sie mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und er leide an dieser Stelle durchaus keine Gewaltthätigkeit“ — und was er noch weiter in ähnlichem Sinne hinzusetzte. Das Volk war nach und nach weiter zurückgetreten und ließ den Bedrohten ungefährdet seines Weges ziehen. Georg Forster, einer der wenigen Clubbisten, welche durch edle Motive verleitet worden waren, mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache zu machen, befand sich damals in Paris, wo er, bitter enttäuscht, im nächsten Jahre sein Leben beschloß; sein Schicksal ging Goethe sehr zu Herzen.

Am 26. ritt Goethe mit einigen Freunden in die verwüstete Stadt, schmerzlich bewegt von der Erinnerung an glückliche friedliche Stunden, die er hier in Freundeskreisen verlebt hatte und von dem Anblicke der Verwüstung, die ihm auf allen Schritten entgegentrat. „In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang“; die Bevölkerung von Mainz war auf 6000 herabgesunken. Sein Freund Sömmering war wieder in das ausgeplünderte und übelzugerichtete Akademiegebäude eingezogen; wehmüthig betrachtete Goethe die verwüsteten Zimmer, „wo sie vorm Jahre so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen“. Gleichwohl fand man Muße, sich über die glücklich geborgenen werthvollen Präparate in belehrenden Gesprächen zu unterhalten. Mit Gore und Kraus begab er sich auf die Citadelle und gedachte der heiteren Jugendtage, wo er hier das Drusudenkmal abgezeichnet hatte. Vom Wall sowie vom Dom

aus entwarf Gore eine Zeichnung der ganzen von der Belagerung entstellten Stadt. Goethe war froh dem Anblick des Jammers wieder zu enteilen und besuchte das gegenüberliegende Castel; „auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Athem wie vor Alters und betrog sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen könne“.

Bald darauf zogen die Regimenter ab. Goethe ward zu seiner Freude der Verpflichtung entlassen, als Begleiter des Herzogs an dem Ungemach des Feldzuges noch ferner theilzunehmen; er erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren. Indeß wünschte er zuvor noch einige Wochen bei Freunden in den Rheingegenden zuzubringen. Schon aus dem Lager vor Mainz schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Wie gern käme ich wieder zu Euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurm ans Land. Ich sah dem Flusse nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt und wünschte mit ihm zu Euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweitenmal sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind“. Am 19. meldete er demselben Freunde, er wolle nun doch Schlosser besuchen, da die arme Julie unterdessen [5. Juli] verschieden sei. Schlosser, damals Director des Hofgerichts zu Karlsruhe, befand sich mit seiner Familie auf der Heimkehr von einer Rheinreise und traf mit ihm in Heidelberg im Hause der alten treuen Freundin Delph zusammen. In den wissenschaftlichen Unterhaltungen kam auch die Farbenlehre zur Sprache, über die ihm Goethe einen ausführlichen Vortrag hielt, ohne ihm seine Theorie ganz einleuchtend machen zu können. Auch ein Aufsatz über wissenschaftliches Zusammenwirken der Fachgelehrten (wahrscheinlich der obenerwähnte) ward mitgetheilt,

worauf jedoch Schlosser sehr ungläubig erwiderte, daß Goethe im Irrthum sei, wenn er sich einbilde, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und zu dem seinigen machen, und es könne überhaupt in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden. Daß zwischen beiden auch manche verletzende Aeußerungen vorfielen, hebt Goethe's Bericht wohl allzu scharf hervor; an Jacobi schrieb er am 10. August: „Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben". Goethe verweilte dann noch einige Tage bei der Mutter in Frankfurt und kehrte gegen Ende des Augusts in die behagliche Stille seines Hauses zurück, wohin er sich längst gesehnt. Auch jetzt wiederholte er sich die Worte seines in freundlicheren Tagen niedergeschriebenen Gedichtchens (Venedig, 1790):

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,
 Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
 Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

## Viertes Capitel.

### 1794 — 1796.

Die Weltgeschichte ging im Sturmschritt einher; alle Gemüther blickten mit ängstlicher Spannung in die Zukunft. Die Zeit war in Deutschland vorüber, wie man in politischen Gesprächen sich über Aristokratie und Volksrechte gegenseitig erhitzte und in naiver Unerfahrenheit mit dem Feuer der Freiheitsideen spielte; die Gräuel des Terrorismus hatten die Enthusiasten enttäuscht. Wenn sich nun in dem Augenblick, wo der Krieg bereits an Deutschlands Grenzen pochte, der Blick des Patrioten auf das eigene Vaterland wandte, so erregte hier die Schwäche und Haltlosigkeit der Vertheidigungsanstalten die größte Besorgniß. Innerer Zwiespalt lähmte die Kriegsunternehmungen; im Baseler Frieden (1795) trat Preußen von der Coalition zurück, und die Reichsverfassung ging ihrer völligen Auflösung entgegen. Die kleineren Staaten schwankten zwischen preußischen und östreichischen Interessen. Weimar ging mit Preußen. Ward es auch durch seine Lage im Norden der Demarcationslinie gegen die französischen Armeen gesichert, so machte doch die Stellung von Kursachsen, welches sein Contingent noch ferner bei der Reichsarmee ließ, auch fernere Unterhandlungen und Rüstungen nöthig. Der Herzog von Weimar war indeß schon nach beendigtem Feldzuge von 1793 aus dem preußischen Dienst ausgetreten. Goethe war im Lager bei Aschersleben gegenwärtig, als der Herzog von seinem Armeecorps Abschied nahm. „Das Wehklagen

des Regiments“, berichtet er, „war groß durch alle Stufen. Sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.“

Indeß hatte sich Goethe über die dadurch auch für ihn herbeigeführte Aenderung seiner Lebensweise nur zu freuen, indem er sich von jetzt an ungestörter seinen friedlichen Beschäftigungen hingeben konnte. Einen Auftrag, der ihn noch einmal auf den Schauplatz des Krieges geführt haben würde, lehnte er ab. Doch ward während der Kriegsstürme sein Gemüth durch Sorge und Schmerz stets dort zu verweilen genöthigt, wo theure Angehörige und Freunde von den Ereignissen unmittelbar berührt wurden. Ihm wurden von dort her manche Schatzkästchen und Kostbarkeiten zum Aufbewahren eingesandt, Zeugnisse sowohl des Zutrauens, als der dort herrschenden Angst und Noth. Viele seiner Freunde flüchteten damals, um vor den Drangsalen des Krieges sich zu retten, vom heimischen Herde. Jacobi verließ, um dem Kriegslärm auszuweichen, im Herbst 1794 sein freundliches Pempelfort, von wo er noch vor kurzem, die Trennung von der friedlichen Wohnung, zu der er nicht wieder zurückkehren sollte, nicht ahnend, in der Widmung des Woldemar dem Freunde in der Ferne den Gruß wärmster Liebe und Verehrung hinübergesandt hatte. „Es war mir so schmerzlich,“ schrieb ihm Goethe am 31. October, „als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen.“ Jacobi lebte seitdem mehrere Jahre in Freundeskreisen zu Hamburg und im Holsteinischen, namentlich mit Claudius, Stolberg und der geistvollen Gräfin Julie von Reventlow, bis er 1799 Eutin zu seinem Wohnsitz wählte und zur Ruhe seiner Studien zurückkehren konnte. Goethe wurde mehrmals dringend nach Eutin

eingeladen, und die Verheirathung seiner Nichte Luise Schlosser mit Ludwig Nicolovius, der sie in Pempelfort kennen gelernt hatte und mit ihr nach Eutin zog, schien dazu eine noch nähere Veranlassung zu sein. Allein ihn lockte nicht die pietistische Beschränktheit jener Kreise sowie die scheinheilige Geziertheit und Prüderie, welche er beim Erscheinen seines Wilhelm Meister von neuem zu erfahren Gelegenheit hatte, „nach den nordischen Sumpf- und Wassernestern“, vor denen er seinen Jacobi warnte, weil er ihnen „nichts Gutes zutraute“. Neue Lectionen dort persönlich entgegenzunehmen, fühlte er keinen Trieb.

Um dieselbe Zeit wie Jacobi verließ auch Schlosser die Rheingegenden. Er trat 1794 aus dem markgräflich-badischem Staatsdienst und siedelte nach Ansbach über, welches er 1796 mit Eutin und im folgenden Jahre mit seiner Vaterstadt vertauschte, wo ihn 1799 ein unerwarteter Tod abrief. Goethe's Mutter hielt in Frankfurt standhaft aus, obwohl der Sohn bereits Vorbereitungen getroffen hatte, sie bei sich aufzunehmen. Auf sein Anrathen verkaufte sie den wohlbesetzten Weinkeller, die Bibliothek und die werthvolle Gemäldesammlung, endlich auch das Haus und das entbehrliche Mobiliar und bezog ein schönes neues Quartier an der Hauptwache, das sie bald darauf, beim Bombardement 1796 nach Offenbach flüchtend, wieder verlassen mußte; ihre Habseligkeiten hatte sie in feuerfeste Keller gerettet. Goethe selbst beschäftigte manchmal der Gedanke an die Möglichkeit, bei annähernder Gefahr fortziehen zu müssen, und wenn er dennoch mitten in bedrohlichen Zeitläuften mit emsiger Thätigkeit seinen Geschäften und Studien nachging, mochte er sich wohl mit jenem Bauer vergleichen, der während der Mainzer Belagerung im Bereich der Kanonen hinter einem Schanzkorbe, den er von Stelle zu Stelle schob, ruhig sein Feld bestellte.

Nach der Rückkehr von der Campagne des Jahres 1793 war des Dichters nächste Beschäftigung, an den Reineke Fuchs die letzte Hand zu legen, so daß gegen den Winter der Druck beginnen konnte. „Es macht mir noch viel Mühe“ schreibt er am 18. November an Jacobi — „dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag es aber gehen, daß ich ihn los werde.“ Er theilte Wieland und Herder die Handschrift zur Durchsicht mit und bat sie, Verbesserungsvorschläge anzumerken. Wie sich erwarten ließ, fand J. H. Voß, als Hexameter-Fürst in großem Ansehen, an den Goethe'schen Hexametern viel auszusetzen. Allein obgleich Goethe selbst sie sehr bescheiden in Vergleich mit Voß' philologischer Technik herabsetzt und offen bekennt, sie nur dem Gehör nachgebildet zu haben, so wird man doch trotz mancher prosodischen Mängel den leichthinfließenden Rhythmus des Goethe'schen Verses dem Genius unserer Sprache angemessener finden, als die steifleinene Structur der Vossischen Hexameter. Dies erkannte Knebel, der feine Kenner antiker Metrik, schon damals an, indem er Goethe's Reineke Fuchs „das beste und der Sprache eigenthümlichste Product deutscher Prosodie“ nannte.

Der Leitung des Theaters widmete Goethe auch ferner viel Zeit und Kräfte. Seitdem er mit Sinn und Neigung wieder auf das Bühnenwesen einging und auch dieser Sphäre seiner Thätigkeit einen poetischen Reiz abgewann, war ihm sein Roman Wilhelm Meister um vieles näher getreten, welchen er beständig, selbst in Italien, als ein Gefäß, worin er einen Theil seiner Kunst- und Weltbetrachtungen niederzulegen gedachte, im Auge behalten hatte. Seit 1791 begann er das Vorhandene gelegentlich zu ordnen und zu überarbeiten. Er betrachtete es auf seinem jetzigen Standpuncte als seine Aufgabe, den früheren Entwurf, der sich allzu ausführlich in

der Darstellung der dramatischen Kunst erging und zu sehr in den Kreisen des Schauspielerlebens verweilte, mehr zusammenzudrängen (er ward fast um ein Drittel verkürzt), damit dieser Theil der Lehrjahre des Helden nur als ein einzelnes Moment, als der Durchgangspunct zu höherer Geistes- und Charakterbildung erscheine. Aus des Dichters eigener Bildungsgeschichte ist die Idee des Romans entnommen. Es ist die Versöhnung der poetisch-phantastischen Auffassung des Lebens mit der Wirklichkeit, die Erziehung für die Welt. Der Held wird durch die Conflicte des Lebens, durch eine Reihe sich stufenweise steigender Verhältnisse hindurchgeführt, damit er durch sie lerne, sein Inneres mit den Bedingungen der Außenwelt, wenn auch mit manchen Entsagungen, in Harmonie zu setzen, und die Kraft gewinne, sich durch seine Thätigkeit für das Verlorene neue Stellungen des Lebens zu schaffen. Es ward daher dieser Roman, wie Faust, eine Dichtung, die sich nicht in sich selbst abschließt, sondern immer vorwärts weist. Froh, über den Anfang hinaus zu sein, ließ Goethe, da der Verleger ihn drängte, 1794 den Abdruck des ersten Bandes vor sich gehen. Wegen der Fortsetzung war er nicht ohne Sorge; doch hoffte er, daß die Nothwendigkeit der beste Rathgeber sein werde.

Ungeachtet dieser umfangreichen Production fand er dennoch in diesen Jahren, deren hohe geistige Anspannung nur mit der italienischen Studienzeit verglichen werden kann, noch Muße für viele poetische Nebenarbeiten. Er vermochte auch seine übrigen Geistesrichtungen zu verfolgen und den Geschäften, die ihm neben der Theaterleitung oblagen, die gewohnte Thätigkeit zu widmen. Seine anderweitigen Amtsgeschäfte zogen ihn oft auch nach Ilmenau und Jena hinüber, und es bewährte sich die frühere Erfahrung, daß er von solchen Ausflügen stets den besten Gewinn für Poesie und Wissenschaft heimbrachte.

Nach Ilmenau riefen ihn mehrmals die Bergbauangelegenheiten, die ihm gemeinschaftlich mit dem Geheimrath von Voigt oblagen. An und für sich boten sie wenig Erfreuliches, da es sich mehr und mehr herausstellte, daß bei den beschränkten Mitteln von dem isolirt gewagten Unternehmen kein Gewinn zu erreichen sei. Nur durch neue Bewilligung von Zuschüssen ward verhindert, daß das Bergwerk schon eher ins Stocken gerieth, als bis der Stollenbruch von 1795 dem dortigen Bergbau ein Ende machte. Es ward jedoch unserm Dichter auch jetzt noch recht jugendlich wohl in dem stillen Thal zwischen den sanften waldbewachsenen Höhen, besonders da er häufig seinen Knaben dort mit sich herumführen konnte, „der diese Gegend mit frischem kindlichen Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.“ Hier ward Wilhelm Meister fortgeführt, und man erkennt aufs neue, wie das eigene Erlebniß den Einschlag zum Gewebe des Romans darbot; hier ward Hermann und Dorothea entworfen.

Zu den wissenschaftlichen Beziehungen, die Goethe seit Jahren mit den Lehrern der Universität Jena unterhielt, war jetzt auch ein neues engeres Band hinzugekommen, seit ihm die Leitung und Oberaufsicht der dortigen wissenschaftlichen Anstalten übertragen war. Bei dem einsichtsvollen Eingehen des Herzogs auf die Naturstudien ward es Goethe's Verwaltung möglich, selbst bei nicht reichlich fließenden Mitteln, diesen Zweig der Universitätsstudien aus der Abhängigkeit von der medicinischen Fachwissenschaft zu befreien und die darauf bezüglichen Anstalten theils zu erweitern, theils neu zu gründen. Er ordnete und vergrößerte die naturhistorischen

Sammlungen und ließ unter seiner Leitung 1794 den neuen botanischen Garten anlegen, der in dem kenntnißreichen, thätigen Professor Batsch einen trefflichen Vorsteher erhielt. Goethe bemühte sich überall selbst zu lernen und an Strebende sich anzuschließen; daher schämte er sich auch nicht als Lernender zu den Füßen der Meister zu sitzen. Regelmäßig wohnte er den Sitzungen der unter Batsch' Leitung gebildeten naturforschenden Gesellschaft bei. Als er sich im Januar 1795 einige Wochen in Jena aufhielt, wanderte er in Begleitung Meyers so wie der zur Zeit dort anwesenden Brüder Humboldt in den frühen Morgenstunden, oft durch tiefen Schnee, zu dem Hörsaal des Hofraths Loder, der über Bänderlehre, einen höchst wichtigen Theil der Anatomie, Vorlesungen hielt. Zugleich wurden mit Göttling chemische Versuche angestellt. Fichte, vor kurzem an Reinhold's Stelle nach Jena berufen, zog Goethe durch seine tüchtige Persönlichkeit und seinen wissenschaftlichen Ernst sehr an, wenn gleich seine Vertheidigung der französischen Revolution und seine Angriffe auf die supernaturalistische Religionslehre sowie seine Streitigkeiten mit der jenaischen Facultät gleich anfangs zu manchen unangenehmen Händeln Veranlassung gaben, wobei Goethe gemäß seiner amtlichen Stellung vielfach zu vermitteln und einzugreifen veranlaßt war. Durch Fichte's „Wissenschaftslehre" wurde in ihm der Trieb aufs neue erregt, die Fortschritte der deutschen Philosophie aufmerksam zu verfolgen.

In Verbindung mit den jugendfrischen, kräftig emporstrebenden Talenten, welche sich damals auf der rasch aufblühenden Universität Jena sammelten und sie zu einem leuchtenden Mittelpuncte deutschen Geisteslebens machten, erhielt Goethe, was sein vorwärtsdringender Geist im Verkehr mit den gealterten Freunden in Weimar seit lange entbehrt hatte, lebendige Anregung, und seinem Geiste wuchsen neue Schwingen. War dies vielleicht das Gefühl, welches ihn antrieb,

im Jahre 1795 ein Drama der befreite Prometheus zu beginnen? Jena wurde seit der Zeit sein Asyl, sobald sich sein Geist in die Stille zurückzog, um ungestört arbeiten und schaffen zu können. Er fühlte sich in eine erquickendere Atmosphäre versetzt, die Rede floß offener und lebendiger von seinen Lippen, und sein ganzes Wesen erschien liebenswürdiger, als wo ihn die steifen Formen der Residenz beengten. Als ein Beweis seiner Uneigennützigkeit verdient angeführt zu werden, daß er stets die Kosten seines Aufenthalts in Jena, auch wenn er zunächst durch amtliche Verhältnisse dorthin gerufen ward, aus eigenen Mitteln bestritt.

In den Wochen, welche er im Januar 1795 mit Alexander von Humboldt verlebte — schon von Baireuth aus hatte dieser mit ihm einen naturwissenschaftlichen Briefwechsel unterhalten — wurde das ganze Gebiet der Naturwissenschaft durchsprochen. Seitdem berührten sie sich mehrmals. Jeder Besuch Humboldt's war für Goethe von reichem Gewinn. Wie er ihn in späteren Jahren einem Brunnen mit vielen Röhren vergleicht, wo man nur Gefäße unterzuhalten brauche und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströme, in gleichem Sinne urtheilte er auch damals bei dessen Besuche im Jahre 1797 (in einem Briefe an Knebel): seine Gegenwart reiche allein hin, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen; sie bringe Alles in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant sein könne. Goethe's morphologische Ansichten begegneten bei dem jugendlichen, geistvollen Naturforscher einer ermuthigenden Auffassung. Da er den Brüdern Humboldt seine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mittheilte, so ward er dringend aufgefordert, sie niederzuschreiben. Daraus entstand der „erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie“ (1795), worin er einen anatomi-

schen Typus für den organischen Bau der Thiere aufstellte; zur Erläuterung schrieb er im folgenden Jahre „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs“. [15])

Ueber die gleichzeitige Beschäftigung mit den Problemen der Farbenlehre giebt uns Goethe in einem Briefe an Jacobi vom 20. December 1794 ein Bekenntniß, in welchem uns der hohe Ernst seines geistigen Strebens entgegentritt: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schritts mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei dem Zweiten so genau als möglich zu sein, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung des armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst keine Idee gehabt habe“. Wenn er dabei die Klage über die Fachgelehrten wiederholt, so hat er doch namentlich von Sömmering zu rühmen, daß sein Eingreifen geistreich und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sei. Eher hatte er sich über Lichtenberg zu beklagen, der ungeachtet ihrer Correspondenz über optische Gegenstände in seiner neuesten Ausgabe von Erxleben's Naturlehre der Versuche Goethe's auch nicht mit einem Worte gedachte.

Indeß muß Goethe selbst eingestehen, daß durch die wissenschaftlichen Beschäftigungen ein Zwiespalt in seinem Dasein entstanden sei, indem die Anrechte, welche Poesie und Kunst geltend machten, sich mit jenen nicht ganz versöhnen ließen. Völlig ward dieser erst ausgeglichen, als sich mit dem

Jahre 1794 das Verhältniß zu Schiller zu einer innigen Freundschaft gestaltete und jenen herrlichen Geistesbund zwischen den beiden größten Dichtern herbeiführte, die für die Entwicklung ihres Geistes und dadurch für unsere Literatur überhaupt von der segensreichsten Bedeutung ward. In freudiger Erinnerung blickt Goethe auf jene Jahre zurück, als auf einen „neuen Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging“. Werfen wir einige Rückblicke auf die vorangegangenen flüchtigen Berührungen beider Dichter [16].

Im Jahre 1787 verweilte Schiller zum erstenmal in Weimar, damals schon ein gefeierter Dichtername und seit dem Erscheinen des Don Carlos auch über die Kreise hinaus, in denen die Räuber und verwandte Erzeugnisse des stürmenden Jugenddranges gezündet hatten. In den literarischen Cirkeln Weimars und bei den dortigen Notabilitäten, Herder und Wieland, fand er ein freundliches Entgegenkommen; Goethe war in Italien. Der scharfe Ton, mit dem er in seinen Briefen an Körner Einzelheiten von Goethe erzählt, die einfach referirende Weise, womit er die aus Herder's Munde in den wärmsten Ausdrücken hervorströmende Charakteristik mittheilt, beweisen hinlänglich, daß er Goethe nicht mit der Begeisterung eines Verehrers, nicht mit dem Verlangen, durch den Umgang mit ihm in eine neue Schule der poetischen Kunst zu kommen, entgegensah; vielmehr hatte er schon bei seinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie sie nach seinem seltsamen Geständniß Brutus und Cassius dem Cäsar gegenüber gehabt haben müßten. In diese Zeit fiel die Recension des Egmont. In dem Sommer 1788, wo Goethe aus Italien zurückkehrte, wohnte Schiller in Rudolstadt und dem nahen Volkstädt, beschäftigt mit der Bearbeitung der Geschichte des Abfalls der Niederlande und zugleich beglückt durch den Umgang in dem edlen Familienkreise der

Frau von Lengefeld, deren jüngste Tochter Charlotte nachmals seine Lebensgefährtin ward. Am 7. September, einem Sonntag, traf Goethe, der in Begleitung von Caroline Herder und Frau von Stein zu einem Besuche bei dieser auch ihm befreundeten und ihn innig verehrenden Familie herübergekommen war, mit Schiller zusammen. Zu einer herzlichen Annäherung, wie die jungen Freundinnen gehofft hatten, konnten diese Stunden nicht führen. Schiller's erste dramatische Werke, die letzten Nachklänge der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, waren Goethe zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte“. Wenn er auch anerkannte, daß der Dichter im Don Carlos sich bemüht habe, „sich zu beschränken und dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen“, so war er doch nach dem Läuterungsprocesse, den seine Kunstansichten in Italien durchgearbeitet hatten, nicht fähig, sich mit dieser Dichtung zu befreunden. „Den redlichen und so seltenen Ernst,“ — so äußert er sich jedoch später offen gegen Schiller — „der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, habe ich immer zu schätzen gewußt.“ Die Freundinnen erwarteten von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen. Dieser aber befand sich damals im Zenith des jugendlichen Dichterstolzes, und wie er mit dem Selbstgefühl eines Marquis Posa vor Könige hingetreten wäre, so stand er auch jetzt als ein kalter schweigsamer Beobachter im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Dichter gegenüber, dessen „erster Anblick schon die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief herunterstimmte“. „Im Ganzen genommen“ — äußert er in der bekannten Stelle an Körner — „ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen

Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren". Weit herber lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Als Schiller im November nach Weimar zurückgekehrt war, lebte er sehr zurückgezogen. Ob er gleich seinem Freunde Körner mittheilt, daß Goethe "die Götter Griechenlands" sehr günstig beurtheilt habe und ihm an dessen Urtheil viel liege, so suchte er ihn doch nur selten auf, und in den Worten "dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat" — bricht wieder die Empfindung des Cassius hervor. Auch Goethe gesteht Schiller gemieden zu haben (ein Freund war späterhin Zeuge, daß die reuige Erinnerung ihm Thränen kostete) und besonders im Verkehr mit Moritz in der Abneigung gegen Schiller's Dichtungen leidenschaftlich bestärkt worden zu sein. Dessenungeachtet wandte er seinen Einfluß keineswegs gegen ihn. Als auf Anregung der Frau von Stein und des Coadjutors von Dalberg, der Schiller sehr hochschätzte, beim Herzoge die Berufung Schiller's an die Universität Jena betrieben wurde, leitete er in Gemeinschaft mit von Voigt die Sache ein. Sein Rescript rühmt Schiller's Gaben und seine Leistungen im Fach der Geschichtsschreibung, zu welcher die "Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande" eine vorzügliche Befähigung dargethan hatte. Er sprach dem angehenden Docenten Muth ein und ermunterte ihn in Gemeinschaft mit von Voigt mit dem docendo discitur. Schiller trat im Frühling 1789 sein

Amt an und führte im nächsten Jahre seine Charlotte heim. Es folgten die glücklichen Jahre der tieferen Durchbildung, der Läuterung und Reife seines Geistes.

Im Herbst erhielt Schiller einen Besuch von Goethe, der von Dresden kam, wo er Körner's Bekanntschaft gemacht und sich viel mit ihm über Kunst und Kantische Philosophie unterhalten hatte. Diese war auch der Gegenstand seiner Unterredung mit Schiller, dem dabei „interessant war, wie er Alles in seiner eigenen Manier kleide und, was er lese, überraschend zurückgebe.“ Sie führte noch zu keiner Annäherung. Schiller gefiel die Goethe'sche Philosophie nicht: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole“ — „aber,“ fügt er doch anerkennend hinzu, „sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Manne.“ Goethe schien aufs neue eingesehen zu haben, daß eine „ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte“ und „an keine Vereinigung zu denken“ sei. Die Kantische Philosophie, welche Schiller mit Freuden in sich aufnahm, „entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten.“ Diesen Gegensatz sprach Schiller's Abhandlung „über Anmuth und Würde“ deutlich aus, und wenn er dort das Genie als Günstling der Natur gegen die durch Anstrengung erworbene Kraft des Geistes mit einigen bittern Seitenbemerkungen herabsetzt, so waren seine Worte unstreitig direct gegen Goethe gerichtet. Es blieb daher auch das Zureden gemeinschaftlicher

Freunde, unter andern Dalberg's, vergeblich. Die beiden großen Geister mußten sich im rechten Zeitpuncte selbst finden.

Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der Horen vor, einer Zeitschrift, welche, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur gewidmet, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen sollte. Auf das zur Mitwirkung einladende Schreiben antwortete Goethe unterm 24. Juni mit freundlicher Zusage und sprach die Hoffnung aus, es werde eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Im Juli kam Goethe nach Jena, und es dürfte erst in diese Tage das von Goethe erzählte folgenreiche Zusammentreffen in Batsch' naturforschender Gesellschaft zu verlegen sein, indem die Briefe an Körner diese Juli-Unterhaltungen als den ersten offenen Gedankenaustausch, als die erste Mittheilung der Hauptideen, zwischen denen sich eine unerwartete Uebereinstimmung gefunden habe, bezeichnen. Aus den obigen Angaben wissen wir schon, daß es nicht, wie Goethe's Worte schließen lassen, das erste Mal war, wo sie auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ihre Ansichten einander mittheilten.

Aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gingen sie („zufällig"?) beide zugleich heraus. Ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller bemerkte unter Anderm, „wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne". Hiemit berührte er den Angelpunct der Naturbetrachtung Goethe's, der darauf erwiderte: „daß es wohl eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen". Goethe ward dadurch veranlaßt, seine morphologischen Theorieen aus einander zu setzen, und fühlte sich durch das Gespräch so

lebhaft angezogen, daß er Schillern auf sein Zimmer folgte, wo die Ideenentwickelung nach den beiderseitigen verschiedenen Gesichtspuncten fortgesetzt ward. „Es war eine merkwürdige Stunde“, sagt Schiller's Schwägerin, Caroline von Wolzogen, „über die ein günstiges Geschick den reichsten Segen ausschüttete“.

In Folge des freundschaftlichen Austausches ihrer Gedanken sahen sie nicht mehr bloß die Linien, die sie trennten, sondern mehr die Beziehungen, die zwischen ihren Standpuncten obwalteten, das Ziel, worin ihre verschiedenen Wege zusammentrafen. Es war die künstlerische Productivität, welche die Radien ihres Wesens um einen Mittelpunct vereinigte. Sie zog Schiller mehr und mehr aus den ideellen Regionen der Speculation und lehrte ihn die reelle Welt mit Liebe ergreifen; sie schützte Goethe gegen mikrologisches Hingeben der Aufmerksamkeit an die äußeren Gegenstände und ließ ihn den innern Menschen mit mehr Wärme erfassen. Jeder hob daher und stärkte die Dichterkraft des Andern, und es gilt von der ganzen Zeit ihrer Freundschaft, was Schiller von jenen ersten Gesprächen sagt: „Ein jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen“. Goethe äußerte in einem Briefe an Meyer über das Zusammensein mit Schiller, er habe lange nicht solch einen geistigen Genuß gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte Schillers freundschaftliche Worte mit dem Geständniß, daß auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne. [17]).

Nach der Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Dessau, die ihn auch nach Dresden und zu ihrem gemeinschaftlichen Freunde Körner führte, erhielt Goethe von Schiller einen ausführlichen, mit der Absicht vertraulicher Annäherung verfaßten Brief (vom 23. August), worin er „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz gezogen“ sah und den Beweis fand, daß seine Eigenthümlichkeit als solche nicht

nur von Schiller begriffen, sondern auch anerkannt sei. „Lange schon hab' ich“ — schreibt Schiller — „obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung betrachtet. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält“. Mit eben derselben Klarheit und Selbsterkenntniß zeichnet Schiller in dem folgenden Briefe (31. August), auf Goethe's Veranlassung, seine eigene geistige Individualität. „Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft“, heißt es im Eingange, „ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden,

und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer Reise sich immer am meisten zu sagen haben“. Bescheiden stellt er sodann den kleinen Kreis seiner Anschauungen und Begriffe neben die große Ideenwelt, die Goethe beherrsche, und gesteht von sich ein, er schwebe zwischen dem Begriffe und der Anschauung, zwischen der Reflexion und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Gewöhnlich habe ihn der Poet übereilt, wo er philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte. Ein schöneres Loos, meint er, würde ihm noch zu Theil werden, wenn er dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden könne, daß er einer jeden mit Freiheit ihre Grenzen zu bestimmen vermöge. Goethe übersandte an Schiller einen Aufsatz, worin er die Erklärung der Schönheit, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwandte; Schiller theilte ihm das Manuscript seiner Abhandlung über das Erhabene mit. „Ueber alle Hauptpuncte, sehe ich“, — konnte Goethe jetzt erwidern (4. Sept.) — „sind wir einig, und was die Abweichungen der Standpuncte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, so zeugen diese von dem Reichthum des Objects und der ihm correspondirenden Mannigfaltigkeit der Subjecte“.

Am 14. September kam Schiller auf Goethe's dringende Einladung in Begleitung Wilhelms von Humboldt nach Weimar und wohnte vierzehn Tage bei ihm. Da der Hof sich auf einige Zeit in Eisenach aufhielt, so konnte Goethe ungestört ganz seinen Freunden angehören. „Jeden Augenblick,“ — schreibt Schiller an Körner, — „wo ich zu irgend etwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen.... Ich bin sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden, und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat.“

Dies waren die ersten jener gedankenreichen „Conferenzen", die seitdem abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden und oft einen Wilhelm und Alexander von Humboldt und andere ausgezeichnete Männer jener großen Literaturepoche zu Genossen hatten.

Schiller wurde durch die Herausgabe der Horen und durch die Bearbeitung des Wallenstein, Goethe durch die Vollendung des Wilhelm Meister in den nächsten Jahren in der höchsten Anspannung der productiven Kräfte gehalten. Die ersten beiden Bücher des Wilhelm Meister sah Schiller erst im Abdruck, die folgenden begleitete er schrittweise mit seiner rathenden Kritik, deren Forderungen Goethe durch mehrere Aenderungen Genüge zu thun suchte; über manche Bücher wurden förmliche Berathungen gehalten. Die Ausarbeitung der „Bekenntnisse einer schönen Seele", jenes bewundernswerthen Mittelgliedes in den Schilderungen des Romans, fällt in die erste Hälfte des März 1795. Goethe schreibt darüber unterm 16. März an Schiller: „Vorige Woche bin ich von einem sonderbaren Instinct befallen worden, der glücklicherweise noch fortdauert. Ich bekam Lust, das religiöse Buch des Romans auszuarbeiten, und da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjectiven und Objectiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem andern Theile. Und doch wäre, wie Sie seiner Zeit sehen werden, eine solche Darstellung unmöglich gewesen, wenn ich nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte."

Die Bewunderung, womit Schiller den Roman aufnahm, das Lob, das er allen einzelnen Theilen desselben spendet, selbst denen, die den Helden in niederer Sphäre des Lebens sich bewegen lassen, ist ein Zeugniß, daß Schiller die Einseitigkeit seiner idealen Natur überwunden hatte und auf der jetzt gewonnenen Stufe seiner ästhetischen Ansicht mit dem Aus-

spruch: „sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf“ — den engherzigen moralischen Standpunct der Jacobi'schen Kritik von sich wies. Schon der erste Theil, worin die Schilderung der lockeren Schauspielerwirthschaft manchen Anstoß selbst bei einem Freunde wie Herder erregte, hatte, wie er an Körner schreibt, seine Erwartungen weit übertroffen. „Es giebt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung“ — was ihm die Aeußerung abnöthigt, daß der Dichter der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph nur eine Caricatur gegen ihn sei. Sein Entzücken steigt mit dem Fortgange des Romans: er möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen nicht zu schätzen wüßte. In solch freudigen Antheil stimmen Körner und W. von Humboldt ein; das war der Freundeskreis, in dem Goethe jetzt seine Welt sah; ihr Beifall war ihm eine belebende Stärkung seiner Dichterkraft und entschädigte ihn für manche unfreundliche Stimmen des Publicums, die selbst durch die engherzige Moralansicht eines Schlosser, Jacobi und Stolberg, bei dem nur die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ Gnade fanden, verstärkt wurden. Daß er sich nunmehr zu Jacobi und Herder minder hingezogen fühlte und diese alten Freundschaftsbande zwar nicht löste, aber doch lockerte, war die natürliche Wirkung nicht sowohl des momentanen Unwillens, als überhaupt des Geistesfrühlings, von dem er sich jetzt wie neubelebt fühlte.

Zuletzt fast ermüdet von den Anstrengungen, welche die letzten Bücher des Romans in Anspruch genommen hatten, brachte Goethe im Sommer des Jahres 1796 das Werk zum Abschluß, ließ jedoch „Verzahnungen“ stehen, die auf künftige Fortsetzung deuteten. Schiller rechnete es zu dem schönsten

Glück seines Daseins, daß er die Vollendung dieses Meisterwerkes erlebe, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen könne. Das Verhältniß der Freunde und ihr inniges Verständniß spricht sich am schönsten in den Worten Schiller's aus: „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es, und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist.“

Um Schiller bei der Herausgabe der Horen und des demnächst hinzutretenden Musenalmanachs behülflich zu sein, ward Goethe veranlaßt, manches Aeltere hervorzusuchen und zu redigiren, sowie durch kleinere Dichtungen sich von der Arbeit am Roman eine Ausspannung zu gewähren. Die römischen Elegieen erschienen in den Horen, eine Auswahl von Epigrammen der letzten Jahre, mit den venetianischen zu einem Cyklus verbunden, brachte der Musenalmanach. Auch die Episteln, welche eine größere Folge anmuthiger Lehrdichtungen eröffnen sollten, wurden dadurch hervorgerufen, und die Elegieen fortgesetzt. Alexis und Dora, ein reizendes lyrisch-idyllisches Gemälde, ursprünglich daher Idylle überschrieben, tritt schon an den Eingang zur epischen Dichtung, zu der er sich jetzt mehr als zur dramatischen hinge-

zogen fühlte. Daß Hero und Leander nicht in ähnlicher Behandlungsweise zur Ausführung gedieh, ist zu bedauern, da dieser Stoff weit mehr für ihn, als für Schiller, vorhanden war.

Es war für Goethe ein erwünschtes Ereigniß, daß Voß, dessen Homerübersetzung und Luise er sehr hoch hielt, auf seiner Reise im Jahre 1794 auch Weimar berührte, wenn auch nicht von den literarischen Größen dorthin gezogen, von denen er bei seiner beschränkten Bildung und einseitigen Richtung nicht geeignet war zu lernen und neue Geistesanregung zu empfangen. Von Goethe hielt ihn anfangs sogar das Vorurtheil zurück, daß er aus Verachtung des bürgerlichen Standes sich habe adeln lassen, bis man ihn über das wahre Sachverhältniß aufklärte. Wiederholt las Voß in Gegenwart der Dichter Weimars aus seinem Homer vor und war erfreut, seinen Hexametern Freunde zu gewinnen. Goethe ließ sich ganz besonders angelegen sein, aus den Erörterungen seiner Ansichten über deutsche Prosodie und Metrik Gewinn zu ziehen. „Voß war hier“, — schreibt er an Meyer in seiner alles Tüchtige bereitwillig anerkennenden Humanität — „ein recht wacker liebenswürdiger Mann, und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut..... Es war mir sehr lieb, ihn gesehen, gesprochen und die Grundsätze, wonach er arbeitet, von ihm selbst gehört zu haben. So läßt sich nun das, was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen“. Goethe gab sich seitdem der Homerischen Dichtung mit wachsendem Interesse hin. Bei mehreren Abendversammlungen der gelehrten Freitagsgesellschaft, die sich in seinem Hause versammelte, las er die Ilias in so schönem Vortrage vor, daß Humboldt und Böttiger mit Entzücken von jenen genußreichen Stunden sprechen. Daher fühlte er sich zu einem ähnlichen Versuch der Bearbeitung Homerischer Gedichte angetrieben und übersetzte

den Hymnus auf Apollo, den die Horen anonym brachten [18]).

Die Erzählungen deutscher Ausgewanderten kamen durch die Horen ebenfalls wieder in Fluß und gestalteten sich zu einem Novellenkranz, der durch die Unterhaltungen der Gesellschaft zusammengehalten ward. Ein Theil fließt aus ältern Novellenstoffen, andere sind freie Erfindungen des Dichters. An vier gespenstische und mysteriöse Erzählungen reihen sich zwei moralischen Inhalts, unter denen die Geschichte vom Procurator dem Dichter am längsten im Sinn gelegen zu haben scheint. Den Schluß macht „das Märchen“ von der Erlösung der verzauberten Lilie, eine meisterhafte Dichtung, in der die beweglichste Phantasie mit symbolischen Räthseln heiter spielt, doch voll tiefen Sinnes, dessen Deutung damals wie jetzt den Auslegern viel zu schaffen gemacht hat [19]).

Mit der dichterischen Productivität gingen die theoretischen Erörterungen Hand in Hand. Ueber das Wesen der künstlerischen Composition und die Grenzen der Dichtungsarten ward viel zwischen beiden Dichtern verhandelt. Die schönste Frucht ihrer ästhetischen Erörterungen ist Schiller's Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Goethe übersetzte für die Horen, als geistige Beschäftigung während des zerstreuenden Aufenthalts am Hofe zu Eisenach, den „Versuch über die Dichtungen“ von Frau von Stael, hauptsächlich weil Schiller eine Beigabe von Anmerkungen und Abhandlungen beabsichtigte, was nicht zur Ausführung kam. In Betreff der kunstgeschichtlichen Studien war ihm Meyer als kenntnißreicher Freund zur Seite. Von ihm begleitet, „schwelgte“ er, als er 1794 nach einem kurzen Aufenthalt in Dessau auch Dresden besuchte, in dem Genuß der dortigen Gemäldegallerie. Im October 1795 reiste Meyer nach Italien. Auch Goethe's Sinn stand dorthin; er hoffte seinem Freunde im

nächsten Jahre folgen zu können. Nicht nur den Werken der Kunst, sondern auch dem Lande und der nationalen Cultur des älteren und des neueren Italiens wollte er aufs neue ein umfassendes Studium widmen, weßhalb er sich noch durch eine längere gründliche Vorbereitung zu dieser Aufgabe zu befähigen unternahm. Als sich jedoch im Sommer 1796, wo die Reise vor sich gehen sollte, die Fluthen des Revolutionskriegs über Italien ergossen, mußte er die Hoffnung aufgeben; was er damals ahnte, daß sie damit für immer vernichtet sei, erfüllte sich; er betrat Italiens Boden nicht wieder. „Was ich noch an Cultur bedarf“ — schrieb er an Schiller — „konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nutzen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden“. Die Vorstudien waren indeß nicht ohne Gewinn. Unter Anderm arbeitete er sich aufs neue in die Werke Palladio's hinein und war erfüllt von Bewunderung für das Genie, den Reichthum und die Grazie dieses außer-außerordentlichen Künstlers. Durch die Beschäftigung mit florentinischer Kunstgeschichte wurde er zu der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini geführt und von dem „naiven Detail eines bedeutenden Lebens“ so lebhaft angezogen, daß er im Februar 1796 eine Uebersetzung derselben begann, welche nach und nach bruchstückweise in die Horen eingerückt und 1803, mit kunst- und culturgeschichtlichen Erläuterungen vervollständigt, herausgegeben ward.

Unterdessen wurde in der Werkstatt der beiden Dichter ein poetisches Feuerwerk vorbereitet, das im Sommer 1796 leuchtend und zündend über die deutsche literarische Welt daherfuhr, die Xenien [20]). Schiller war verdrießlich über die Kälte und das Mißwollen, womit seine unter so großen Er-

wartungen begonnene Zeitschrift aufgenommen und in elenden, meist von niedriger Mißgunst eingegebenen Kritiken heruntergerissen wurde. Goethe hatte ebenfalls von der Gleichgültigkeit des großen Literatenhaufens und der Beschränktheit der pietistischen Kreise so viel zu erdulden, daß es ihm nicht zu verargen war, wenn er das Publicum mit Verachtung behandelte. Er gab in einem Briefe vom 28. October 1795 Schiller den Rath, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und beim Jahresschlusse ein literarisches Gericht zu halten: „wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser". Da sich Schiller in Folge neuer Angriffe sehr niedergeschlagen und leidenschaftlich erregt aussprach, ermunterte ihn Goethe zu energischer Abwehr, indem er äußerte, ein rechter Dichter müsse auch den Aerger productiv zu machen verstehen. Als er darauf zufällig im December 1795 über die Xenien des Martial gerieth, (einen Cyklus von Epigrammen in einzelnen Distichen, deren jedes eins der Leckerbissen, welche von nah und fern auf die römische Tafel gebracht wurden, bespricht,) kam ihm der Einfall, den er am 23. December sogleich dem Freunde mittheilte, auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme in eben solcher schlagenden Kürze zu machen und im nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Als Probe übersandte er Schiller am 26. December vierzehn satirische Distichen. Dieser ergriff den Vorschlag mit Freuden; „der Gedanke der Xenien ist prächtig", antwortet er augenblicklich darauf, „und muß ausgeführt werden...... Ich denke aber, wenn wir das Hundert vollmachen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da!" Er studirte sogleich den Martial, und in der Gewitterwolke seines gerechten Zorns sammelten sich rasch die leuchtenden Blitze seiner Distichen, die bald über die nichtsahnenden Häupter verderbend niederfallen sollten. Außer Körner und Wilhelm von Humboldt wurde niemand ins Geheimniß

gezogen. Bei Goethe's mehrmaligem Aufenthalt in Jena in der ersten Hälfte des Jahres 1796, wo ihm die Beendigung des Wilhelm Meister als Hauptaufgabe vorlag, und Schiller's Anwesenheit in Weimar während des Aprils wurden die Epigramme mit frischer Lust und Laune in freundschaftlichem Wetteifer, wobei oft der Eine die Idee, der Andere die Form an die Hand gab, in rascher Folge producirt. Auch während der Zeit der Trennung wanderten die Xenien-Collationen hin und her. Immer mehr erweiterte sich der Plan über die anfängliche Tendenz hinaus. Jeder geistreiche Einfall ward in einem Monodistichon fixirt, und außer den satirischen Invectiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte körnige Form gefaßt. Diese letzteren wuchsen nach und nach zu solcher Zahl an, daß sie für die Epigramme des Hasses und Zorns eine zu gute Gesellschaft zu sein schienen. Goethe gab daher dem Wunsche seines Freundes nach, die „unschuldigen und gefälligen“ Xenien, in verschiedene Gruppen vertheilt, unter die übrigen Gedichte in den ernsten Theil des Almanachs zu stellen und die satirischen unter der Bezeichnung Xenien als Schluß anzuhängen. Uebrigens ward der Grundsatz festgehalten, „sich so in einander zu verschränken, daß sie niemand ganz aus einander scheiden und absondern solle.“ Unter den Epigrammengruppen trägt nur die „Eisbahn“ (jetzt in Goethe's vier Jahreszeiten der „Winter“) die alleinige Chiffre G. Die übrigen unter den Aufschriften Votivtafeln, Vielen, Einer sind mit G. und S. unterzeichnet. Ueber das Eigenthumsrecht, das sie anfänglich für ewige Zeiten auf sich beruhen lassen wollten, haben sie zum Theil durch Aufnahme in die Sammlungen ihrer Gedichte entschieden, wobei jedoch einige Epigramme von beiden in Anspruch genommen und einige Schiller'sche Distichen zur Vervollständigung des Goethe'schen Cyklus der vier Jahreszeiten verwandt worden sind; mehrere der treffendsten

Epigramme haben nachmals in den Werken der beiden Dichter kein Unterkommen gefunden.

Die eigentlichen Xenien, etwas über vierhundert Monodisticha, greifen ohne Schonung die auf dem Markte der Literatur sich hervordrängende Mittelmäßigkeit, Anmaßung und Gemeinheit an. Auf breiter Fläche stellt sich die gesammte Autorenwelt der damaligen Literaturepoche vor uns auf. Schlagend trifft nach allen Seiten der geistvolle Witz der scharfgespitzten Epigramme; sie durchstreifen die verschiedenartigsten Gebiete der Wissenschaft und der Literatur, um die Schwächen und Erbärmlichkeiten an einzelnen Büchern und den falschen Notabilitäten der Literatur aufzudecken. Hier erscheinen die aus der Leipziger und Berliner Schule hervorgegangenen schalen Zeitschriften, voran der geschwätzige Chorführer der veralteten Kritik, der Buchhändler Friedrich Nicolai, den Schiller schonungslos vernichtete; dort wird in Friedrich Schlegel die dünkelhafte Verschrobenheit der Jung-Fichtianer schwer getroffen. Gegen die frömmelnden Coterieen sandten beide Dichter ihre scharfgespitzten Pfeile, und selbst alte Freunde wurden nicht geschont; Lavater, Jung-Stilling, Claudius, Graf Friedrich Stolberg und „die ganze Stolbergische Secte“, wie Schiller sie bezeichnet, in der Schlosser, ohne genannt zu werden, mitbegriffen war, wurden reichlich bedacht und selbst Klopstock leise gestreift. Demokratische Worthelden erhielten in der gegen den Capellmeister Reichardt, den Herausgeber der Journale „Deutschland“ und „Frankreich“, gerichteten Xenien-Salve ihre Abfertigung. Die Zustände der poetischen Literatur wurden nach verschiedenen Seiten durchleuchtet. Gegen das bürgerliche Schauspiel der Iffland-Kotzebueschen Manier rief Schiller den zürnenden Schatten Shakspeare's herauf und hatte damit sich von seiner eigenen dramaturgischen Vergangenheit losgesagt. Einige Schlaglichter fielen zugleich auf die damalige Gelehrtenrepublik:

Goethe griff die auf angelernten Meinungen bequem ruhenden Optiker und Geologen an, Schiller traf die Beschränktheit der nachbetenden Schulphilosophie.

Freundschaftliche Beziehungen, besonders in der nächsten Umgebung, suchte man möglichst zu schonen. Friedrich Jacobi's und Vossens ward in Ehren gedacht; Herder blieb unberührt, und Wieland wurde nur mit einigen heitern Anspielungen geneckt. Allein die jüngere Wieland'sche Schule, Heinse, von Thümmel, Manso wurden von den Xenien aufs härteste behandelt, und Böttiger entging durch seine intrigante Schmiegsamkeit nicht der verdienten Züchtigung. Uebrigens lagen in den Aussprüchen der negativen Kritik so viele Hindeutungen auf das höhere Ziel, dem die Literatur entgegenzustreben habe, daß sie sich in ihrer Tendenz an die ernsten Votivtafeln anschließen, welche die edelsten Maximen des Lebens und Dichtens enthalten. In den meisten Fällen sind die Xenien das offene Urtheil einer gereiften, durchgebildeten ästhetischen Kritik, die das Schlechte beim rechten Namen nennt; nur in einzelnen Fällen hat persönliche Gereiztheit zu Ungerechtigkeiten verleitet. Die schärfsten Angriffe rühren von Schiller her, der im Hasse wie in der Strenge des Urtheils energischer war, als Goethe, obwohl man diesem bei dem ganzen Handel die Rolle des Verführers zuschrieb.

Die Presse gerieth bald nach dem Erscheinen des Almanachs (gegen den Anfang des Octobers) in Bewegung, um den Darbringern der Xenien die Bitterkeiten zurückzugeben und die Angriffe abzuwehren. Ueberall erhob sich ein gewaltiger Lärm. Der gothaische Hof zürnte, weil seinen Günstlingen übel mitgespielt war. Selbst Wieland und Herder [21]) verhehlten ihren Verdruß nicht, und sogar der in eigenen Angelegenheiten so rücksichtslose Polemiker Voß ward sentimental. Seufzend schrieb der alte Gleim: „Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön“. Im Beginn des

Jahres 1797 sind die Zeitschriften voll von Aufsätzen über die Xenien; eine Schmähschrift folgt der andern; es sind die Fluthen in Goethe's „Zauberlehrling“. Nicolai schrieb ein ganzes Buch gegen die Xenien, und aus den Titeln anderer Repliken „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“ von dem zornwüthigen Manso, der von dem Leipziger Buchhändler Dyk gehetzt war, „Ochsiade“ und dergleichen, mag man schon auf die Urbanität schließen, womit man die Wiedervergeltung übte. Die beiden Dichter, der erwarteten Wirkung froh, ließen schweigend das Unwetter vorüberziehen und antworteten nur durch neue Meisterwerke. Besonders bewahrte sich Goethe seine olympische Ruhe und stärkte seinen reizbaren Freund durch seinen unverwüstbaren Humor. „Es ist lustig zu sehen,“ schreibt er am 5. Decbr. an Schiller, als er die Manso'schen Grobheiten gelesen hatte, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist.“ Als Schiller darauf mit etwas kleinlauter Empfindlichkeit antwortet, behält Goethe die stolze Haltung gegen seine Angreifer in den für seine Persönlichkeit charakteristischen Worten: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt?

Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde.“ In solch hohem Selbstgefühl konnte er die herrlichen Worte seinen Gegnern erwidern:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten:
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich redlich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.
Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.

## Fünftes Capitel.

### Von 1797 bis zum Frühjahr 1799.

Goethe führte mit der Raschheit jugendlichen Feuers sein idyllisches Epos Hermann und Dorothea aus; Schiller wandte sich mit dem endlich entschiedenen Bewußtsein, daß seine poetische Anlage nur im Drama ihren Gipfelpunct erreichen könne, zur Bearbeitung des Wallenstein. Ihre Geister richteten sich an einander auf, überall sich liebevoll fördernd und zum höchsten Streben ermuthigend. Ihr Briefwechsel verbreitete sich über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer geistigen Thätigkeit, und wiederholte Zusammenkünfte bald in Jena, bald in Weimar unterhielten den lebhaftesten Ideenaustausch.

Der erste Entwurf zu Hermann und Dorothea schloß sich unmittelbar an die lyrische Idylle „Alexis und Dora" an, indem, wie Goethe bemerkt, ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, sich zu einem größern ausdehnte und ihn dadurch in das verwandte epische Feld führte. Ihm schien der Gegenstand äußerst glücklich zu sein, den er, wie Schiller an Körner berichtet, schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen hatte, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet". Diese Worte machen es wahrscheinlich, daß die zum Grunde liegende epische Begebenheit nicht reine Erfindung des Dichters ist, sondern eine ähnliche Erzählung von der Heirath einer auswandernden Salzburgerin in der „ausführlichen Historie der

Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg" (1732) ihm die Grundlinien dazu an die Hand gegeben hat.[22]) Der Plan der epischen Dichtung wurde gleichzeitig mit den darin vorgeführten Zeitereignissen im August des Jahres 1796 ausgedacht und während des Aufenthalts in Jena seit der Mitte des Augusts so rasch ausgeführt, daß gegen den October schon mehr als die Hälfte fertig war. "Die Ausführung," — schreibt Schiller an Körner (28. Oct.) — "die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb". Weitere Förderung brachte ein kurzer Herbstaufenthalt in Ilmenau, der Wiege mancher Goethe'schen Dichtung; in jenem stillen Asyle dürften auch die ersten Grundzüge unsers idyllischen Gemäldes zu suchen sein. "Sie können dort" — meint Schiller mit Recht — "das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit giebt es dort wohl auch". Die nächsten Monate waren der sorgfältigen Durcharbeitung der ersten Gesänge gewidmet. Es entstand zugleich die als Zueignung dienende schöne Elegie, welche uns des Dichters gemüthliche Theilnahme an seiner Dichtung, so wie Idee und Tendenz derselben in ergreifenden Worten ans Herz legt:

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
  Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
  Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
  Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!

Während der Reise nach Leipzig und Dessau, die Goethe in den letzten Decembertagen in Gesellschaft des Herzogs unternahm, wurde der Entwurf der letzten Gesänge vollständig

ins Reine gebracht. Er rühmt den guten Einfluß dieser Reise auf seine Stimmung. Ungeachtet eines anhaltenden Katarrhs arbeitete er in den Wintermonaten, die sonst seiner poetischen Production nicht günstig zu sein pflegten, fleißig daran fort, so daß er im April seinem Freunde Meyer das Gedicht als fertig ankündigen konnte. Die vier ersten Gesänge wurden zum Druck abgesandt, nachdem mit Wilhelm von Humboldt „noch ein prosodisches Gericht gehalten und so viel als möglich gereinigt worden war". An die übrigen Gesänge legte der Dichter während seines Aufenthalts in Jena vom 20. Mai bis 21. Juni die letzte Hand, Schiller's und Humboldt's Bemerkungen nutzend.

Mit diesem Gedichte erwarb sich Goethe aufs neue die ungetheilte Bewunderung seiner Nation. Auch war es eine durchaus nationale Dichtung, in der die Verhältnisse deutschen Familienlebens mit den alles erschütternden Zeitbewegungen in die innigste Verbindung gebracht waren. Obwohl der Dichter selbst anerkennt, daß ihn „der Geist des Dichters der Luise dabei begleitet habe", so führt er uns doch von dem beschränkten Standpunct des idyllischen Familienlebens auf den weitern Schauplatz der Völkerbewegung, des Schicksals der Nationen hinaus, läßt in belebten Gruppen alle bedeutenden Momente des Lebens an uns herantreten und erhebt uns wiederum durch das Gefühl, daß mitten im wechselnden Geschick Liebe und häusliches Glück ein Dauerndes und Unzerstörbares zu begründen und den Wogen der Zeit das feste Ufer entgegenzustellen vermögen. Des Dichters Subjectivität war mit dem Gegenstande seiner Dichtung so innig verwebt, daß ihn beim Vorlesen der ersten Gesänge in Schiller's Hause die Rührung übermannte; so „schmilzt man" — äußerte er, seine Thränen trocknend — „an seinen eigenen Kohlen!" Es war beim Gespräche Hermanns mit der Mutter am Birnbaum, welches die Erinnerung an bewegte Momente

der Jugend lebhaft erneuern mochte. In ähnlicher Veranlassung sah man ihn einsmals tief ergriffen, als er, Vossens Luise vorlesend, an die Trauungsscene kam. Thränen traten in seine Augen; er gab das Buch einem Nachbar. „Eine heilige Stelle!“ rief er aus mit einer Innigkeit, die alle Anwesenden erschütterte.

Die künstlerische Form von Hermann und Dorothea zeigt uns Goethe auf der klaren Höhe epischer Plastik. „Es sind,“ urtheilt Wieland mit Recht, „Figuren in Marmor gehauen; alles im großen Stil.“ Goethe selbst bekennt gegen Schiller, er verdanke alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunst, und an Meyer spricht er den Wunsch aus, daß das Gedicht vor ihm die Probe aushalten möge; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden könne, sei die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringe.

Seitdem Goethe durch dieses Meisterwerk sein Talent für die epische Dichtung zu seiner eigenen Ueberraschung kennen gelernt hatte, folgte eine Reihe epischer Entwürfe, ohne daß es gelungen wäre, dem Hermann ein Seitenstück zu geben. Durch seine philosophirende Umgebung mehr und mehr in die Speculation hineingezogen, machte er sich jetzt mit der Theorie des Epos und der Bestimmung der Grenzen des Epischen und Dramatischen viel zu schaffen und verzehrte seine productive Kraft durch Theoretisiren, Schematisiren und mancherlei dadurch veranlaßte Abschweifungen. Die Resultate der mit Schiller über jenes ästhetische Problem gepflogenen Unterhaltungen sind in dem Aufsatze über epische und dramatische Poesie aufgezeichnet; die Dichtkunst des Aristoteles wurde zu diesem Zwecke wieder mit erneutem Interesse studirt. Wolf's Prolegomena regten ein kritisches Studium der Homerischen Gedichte an, und das Nachdenken über die epischen Anfänge der Völkergeschichten führte in das

verwandte Gebiet der alttestamentlichen Patriarchenidylle. Eichhorn's Einleitung in's alte Testament zog ihn an: „die wunderbarsten Lichter gingen ihm auf“. Er versuchte eine neue Berechnung und Erklärung des Zugs der Kinder Israel durch die Wüste und schrieb darüber eine Abhandlung nieder, welche er später in die Erläuterungen zum westöstlichen Divan einschaltete.

Indeß war mit dem Abschluß des Hermann zugleich der Entwurf zu einem zweiten epischen Gedicht die Jagd entstanden [23]; doch mochte er keinen Vers davon niederschreiben, ehe er über das Wesen des Epos ganz im Klaren sei. Es ist, wie kaum zu bezweifeln ist, dasselbe Sujet, welches Goethe späterhin in der Novelle vom Kind mit dem Löwen behandelte. Daß sich dieses zu einer Behandlung in antiker Hexameterform nicht eigene, leuchtete Goethe bald ein; er war daher geneigt, es in achtzeiligen Stanzen auszuführen. Uebrigens theilten sowohl Schiller als Humboldt das in ihm rege gewordene Bedenken, ob überhaupt dieser Stoff sich zu einer epischen Darstellung eigene; er selbst spricht die Besorgniß aus, daß das „eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte“. Das neue Epos wollte keine Gestalt gewinnen und machte andern Entwürfen Platz.

Der modernen Reimpoesie war Goethe dadurch wieder näher gebracht und ergriff in Gemeinschaft und im Wetteifer mit Schiller die Balladendichtung, so daß Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnen konnte. Goethe wählte vorzugsweise seine Stoffe aus dem Kreise antiker Vorstellung, während Schiller sich mehr an romantisch-sentimentale hielt. Von jenem erhielten wir die meisterhaften Dichtungen die Braut von Korinth, der Zauberlehrling, der Schatzgräber, der Gott und die Bajadere. Ibykus ward an Schiller überlassen, gleichwie später Hero und Leander. In die anmuthigste dramatisch-

elegische Form kleidet sich der neue Pausias und sein Blumenmädchen. Die Elegie, welche seine „Sehnsucht ein drittes Mal über die Alpen zu gehen“, enthalten sollte, ist er uns schuldig geblieben.

Goethe fand sich jetzt (im Juni 1797) wieder in geeigneter Stimmung, den Faust fortzusetzen. „Unser Balladenstudium“, schreibt er dem Freunde, „hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht“. In der Spannung, in der ihn das Project der Reise nach Italien erhielt, fühlte er sich zu keiner größeren zusammenhangenden Composition aufgelegt; dagegen ließen sich bei den fragmentarischen Scenen des Faust einzelne günstige Momente nutzen, und es gelang ihm, diese Dichtung „in Absicht auf Schema und Uebersicht in der Geschwindigkeit recht vorzuschieben“. In diesen Tagen ward die Zueignung — „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten“ — und der Prolog im Himmel gedichtet, auch das xenienartige Intermezzo Oberons und Titania's goldene Hochzeit, womit die Brockenscene ausgestattet ward. Das Vorspiel auf dem Theater dürfte derselben Zeit angehören.

Die Liebe zum Faust verschwand bald wieder, als gegen Ende des Juni Hofrath Hirt, der gelehrte Kenner antiker Kunst, zum Besuch nach Weimar kam; „die nordischen Phantome wurden durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt“. Hirt's Aufsatz über Laokoon (in den Horen 1797) regte Goethe an, seine Ansichten über diesen schon früher behandelten Gegenstand zusammenzustellen, und er konnte nach wenig Tagen seine Abhandlung an Schiller übersenden. „Sie haben“ — erwiderte Schiller — „mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge in diesem Aufsatz ausgesprochen und eine wirklich bewundernswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreitet. In der That, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen

soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll; in Rücksicht auf beides habe ich sehr viel daraus gelernt". Nebenher nährte Goethe sein Verlangen nach den Kunstgenüssen des Südens durch den Entwurf zu einer Schilderung der Peterskirche und die Fortsetzung des Benvenuto Cellini. Vornehmlich regten die Briefe seines Freundes Meyer seine Sehnsucht immer von neuem an, indem er sich durch dessen Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt sah und sich zugleich bewußt war, daß auch der Freund das, was seine Briefe schilderten, ohne ihn nur halb genösse. So lange der Krieg sich über Oberitalien daherwälzte, war an eine Ausführung des Reiseplans nicht zu denken, und die Freunde mahnten dringend ab. Als aber im Frühling 1797 der Waffenstillstand von Leoben Ruhe brachte, lebte die Hoffnung, den Freund auf italienischem Boden wiederzusehen, aufs neue auf: „seitdem bin ich mit aller Welt Freund".

Schiller versprach sich für Goethe von einem längern Aufenthalt in Italien nicht viel Gewinn „für seinen höchsten und nächsten Zweck". Er war überzeugt, daß Goethe auf dem Gipfel, wo er jetzt stehe, mehr darauf denken müsse, die schöne Form, die er sich gegeben habe, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, und die Folgezeit bewies, daß er richtig geurtheilt habe. Goethe's Aeußerung: „nicht eher will ich wiederkommen, als bis ich wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen" — deutet auf die Gefahr hin, welche die realistische Tendenz seines diesmaligen Reiseunternehmens seiner poetischen Productivität zu bringen drohte. Meyer war inzwischen seiner leidenden Gesundheit wegen in seine Heimat zurückgegangen, und Goethe schickte sich daher an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an

einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen". Da Goethe die Rückkehr des Herzogs, der ihn über Manches zu sprechen wünschte, abwarten mußte, so verzögerte sich seine Abreise bis zum Ende des Juli. Kurz zuvor verbrannte er noch "aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen Theil der seit 1772 an ihn gesandten Briefe — keineswegs, wie er sagt, alle; — er legte noch in seinen letzten Lebensjahren die großen Convolute der "seit 1780" (denn 1779 hatte er eine Menge Briefschaften vernichtet) von den bedeutendsten Männern Deutschlands an ihn eingegangenen Briefe vor.

Fast möchten wir, wenn wir ihn auf seiner diesmaligen Reise begleiten, dem Autodafé mancher Jugenddenkmale eine symbolische Deutung geben. Er scheidet von der poetischen Fülle seiner Jugendwelt, die noch zuletzt in Hermann und Dorothea herrlich vor uns ausgebreitet lag. Der Strom des Lebens reißt ihn nicht mehr anregend und erwärmend in seine Mitte hinein. Man darf wohl sagen, es ist ihm nach der ersten Trennung von Italien nie jene geniale Frische der Empfänglichkeit wiedergekehrt, wodurch jene Reise in seinem Leben ein verjüngender Frühlingssonnenblick geworden war. Wenn wir seine diesmaligen brieflichen Relationen und Tagebuchsskizzen [24]) mit den früheren Berichten aus der Schweiz und Italien vergleichen, in denen selbst das flüchtig hingeworfene Blättchen von der Lebenswärme der Poesie durchdrungen ist, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß er an jene Scheide der Lebensperioden gelangt war, wo der dichterische Genius die Flügel zu senken beginnt. Noch bewahrte sich der Geist den klaren, scharfbeobachtenden Blick und die Lust des Forschens; allein wir begegnen nicht mehr der lebendigen Auffassung, welche, das Einzelne leicht und rasch phantasievoll überfliegend, an das Große und Bedeutende sich heftet. "Für einen Reisenden", bekennt er, "geziemt sich ein

skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt, wie jenes Undinische Pygmäenweibchen". Dies Idealistische erscheint nicht mehr als der tiefinnerliche Drang der genialen Individualität, die über die Welt ihrer Anschauungen und Empfindungen frei gebietet; es tritt jetzt an die Gegenstände mehr als ein Hang zu symbolischer Deutung heran, wodurch eine Neigung zum Sentimentalen gefördert wird, während der Dichter zu größeren poetischen Productionen sich wenig aufgelegt fühlt. Deutlich genug ist die Aenderung in seiner Auffassung der Außenwelt dadurch bezeichnet, daß er auf den Einfall geräth, „eine sentimentale Reise" zu schreiben. Durch symbolisch-sentimentale Auffassung wird das Kleine bedeutend, und das Große verliert seine Erhabenheit, es tritt mit dem Alltäglichen auf gleiche Fläche.

Schon die Hinreise nach Frankfurt ward mit einer Bedächtigkeit betrieben, wie nie zuvor; vier Tage war er unterwegs. Christiane und seinen Sohn führte er zum erstenmal der Mutter zu, welche sich über die neue Bekanntschaft sehr erfreut zeigte und ihnen viel Liebe bewies; von Frankfurt sandte er die Seinigen wieder nach Weimar zurück. Die Schilderungen aus Frankfurt führen uns in seine neue umständliche Reisemethode ein, in die unbegrenzte Breite des Stoffsammelns, wobei ihm die Ueberzeugung wohlthut, daß er jetzt erst reisen lerne und zum Bewußtsein seiner Besonnenheit komme. Er glaubte einzusehen, worin gewöhnlich der Fehler der Reisebeschreibungen liege. „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter,

Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen". Wie sehr diese anschwellen mußte, wird uns erklärlich, wenn wir selbst in den zum Druck redigirten Auszügen weitläufige Berichte über Lage und Bauart der einzelnen Städte, Betragen, Kleidung und Beschäftigung Einheimischer und Fremder bis zu dem Feldbau und den Holz- und Butterpreisen herab angemerkt finden. Während ihm nach dieser Seite hin alles Kleinliche „bedeutend" vorkommt, zieht er dagegen aus den Stürmen jener welterschütternden Zeit, wo nach Schiller's Worten „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit gerungen ward", seine Fühlhörner so bedächtig in sein Schneckenhäuschen zurück, daß wir den Dichter von Hermann und Dorothea kaum wiedererkennen, wenn er von Frankfurt aus unterm 10. August an Knebel schreibt: „Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk treiben und das Uebrige alles lustig nehmen soll. Ein Paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr, als sehr viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohlstehen".

Von Frankfurt, wo Goethe sich drei Wochen aufgehalten hatte, ging am 25. August die Reise weiter nach Heidelberg, wo er sich freute die Freundin früherer Jahre, Fräulein Delph, wiederzusehen, und dann über Heilbronn nach Stuttgart, wo er neun Tage verweilte. Hier bot sich seinem Kunstsinn in den Werkstätten Dannecker's und anderer Künstler manches Bemerkenswerthe dar. Da man gerade damals mit dem weimarischen Schloßbau beschäftigt war, so zogen besonders die Zimmerdecorationen des neugebauten Schlosses zu Stuttgart seine Aufmerksamkeit auf sich. Er sandte darüber an den Herzog einen ausführlichen Bericht und unterrichtete sich über das Einzelne durch wiederholte Unterhaltungen mit dem Professor Thouret, der später zur Decoration des herzoglichen Schlosses in Weimar herbeigerufen ward. Da sich Goethe auch mit dem Plane der Erweiterung und Verschönerung des Weimarer Theaters trug, so fand er hier, wie in Frankfurt, Gelegenheit sich über Decorationsmalerei und andern theatralischen Apparat genauer zu unterrichten. Seine Poesie, die bei dem Allen wenig Anregung fand, pflückte sich wenigstens in diesen Tagen ein duftiges Blümchen „der Edelknabe und die Müllerin“ („der Junggesell und der Mühlbach“), ein lyrisch-dramatisches Gedichtchen, das der Anfang einer Reihe von romanzenartigen „Gesprächen in Liedern“ sein sollte. In den Liedern „der Müllerin Verrath“, der Bearbeitung eines französischen Gedichts, und „der Müllerin Reue“ ward später dieser idyllische Roman weiter geführt.

In Tübingen logirte er bei dem Buchhändler Cotta, in welchem er bei näherer Bekanntschaft „so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit fand“, daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen mußte. Er gewann in ihm einen Verleger seiner Werke. Die Besuche bei einigen Professoren der Universität bereicherten seine natur-

historischen Kenntnisse, und mehrere Naturaliencabinette gaben Stoff zu neuen Beobachtungen.

Von Tübingen fuhr er am 16. September über Tuttlingen, wo er übernachtete, nach Schaffhausen. Hier stand er am 18. wieder an dem Rheinfall, wo er vor achtzehn Jahren mit Lavater sich über das Erhabene mit poetischem Feuer unterhalten hatte. Jetzt genügten ihm die allgemeinen Eindrücke der großartigen Naturerscheinung nicht. Mit der Ausdauer eines Naturforschers bemühte er sich, sie im Einzelnen zu zergliedern und verwendete fast den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne, um die Bewegungen der brausenden Wassermassen, die ihren Sturz begleitenden Farbenerscheinungen von den mannigfaltigsten Standpuncten aus, bald an den Ufern, bald vom Strome aus aufzufassen, das Detail der Phänomene und Prospecte zu beobachten und mit den dadurch erregten Ideen in Skizzen niederzuschreiben. An Schiller schrieb er, daß der Vers des Tauchers „es wallet und siedet und brauset und zischt“ rc. sich dabei vortrefflich legitimirt habe und die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreife.

Auf dem Wege nach Zürich erblickte Goethe einen Apfelbaum, der unter dichter Epheuumrankung verkrüppelt war. Er ward ihm ein Symbol der in der Umschlingung der Fesseln der Liebe ermattenden männlichen Kraft, welche es nicht über sich gewinnen kann, das harte Heilmittel anzuwenden, die Schlingen der verderblichen Ranken zu zerstören, und es entstand die Elegie Amyntas. Diese schmerzvolle Klage des Leidenden, dem „der gefährliche und doch geliebte Gast“ die strebende Kraft abschmeichelt, so daß die gewaltige Wurzel nur zur Hälfte lebendigen Saft hinaufsendet, läßt eine unsern Dichter sehr nahe berührende Deutung zu, wenn wir eine spätere Aeußerung Schiller's an Körner, mit der er Goethe's geschwächte Productivität zu erklären sucht, damit zu-

sammenhalten: „Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen“, worauf Körner erwidert: „Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe; es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht.“ Eine Bestätigung von Schiller's Bemerkung liegt in den etwas später geschriebenen Worten Goethe's: „daß sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite.“

Am 20. September traf er mit seinem Heinrich Meyer in Zürich zusammen. In Gesellschaft des Freundes begab er sich am folgenden Tage nach Stäfa, dessen Wohnorte. Es folgten genußreiche, geistanregende Stunden, wo er die von seinem Freunde verfertigten oder mitgebrachten Kunstwerke betrachtete und an seiner Seite, zum Theil auf Wanderungen an den freundlichen Ufern des Sees „was Ehrliches zusammen durchschwätzte.“ Lavater, den er auch das Jahr zuvor bei dessen Durchreise durch Jena gemieden hatte, besuchte er in Zürich nicht, obwohl dieser in den Gasthof kam und seinen Namen an die Thür schrieb. In einer Allee sah ihn Goethe an sich vorübergehen, ohne von ihm erkannt zu werden. Er scheute die peinlichen Momente, wo man versuchen würde, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Damals war Goethe in seinen Abneigungen schroffer. Einige Jahre später, wo er überaus duldsam zu werden begann, würde er die dargebotene Hand nicht zurückgestoßen haben; davon zeugt die nachmalige liebevolle Zeichnung des Charakterbildes seines vordem so hochverehrten Jugendfreundes.

Inzwischen hatten die fortdauernden Unruhen in Italien ihm bereits den Plan einer italienischen Reise verleidet. Er

begnügte sich, mit Meyer eine Reise durch die Urkantone auf den Gotthard zu machen und dann „vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers zu folgen und sich wieder nach Norden zu bewegen“, jetzt durch die Aussicht beglückt, im nächsten Winter wieder mit Schiller „vergnügt am Fuße des Fuchsthurms zusammen zu wohnen.“ So befand er sich denn wieder auf der Straße seiner ersten Schweizerreise, als er Lili's Bild im beglückten jungen Herzen trug, als „goldene Träume“ das auf dem klaren Spiegel des Züricher See's dahingleitende Schiff umschwebten, und der schönste Schmuck im Schatz der Kirche zu Einsiedeln ihn an ihre wallenden Locken erinnerte. Mancher Denkstein der Jugenderinnerung stand am Wege; doch fühlte er zugleich, wie er an Schiller schreibt, daß er ein anderer Mensch geworden sei, und die Gegenstände ihm anders erscheinen mußten. Als er am 1. October in Altorf beim Erwachen den nahen Berg, der noch Tags zuvor ihm den braunen Gipfel gezeigt, mit dem über Nacht gefallenen Schnee bedeckt sah, war es wohl ein tief aus dem Herzen quellendes elegisches Gefühl, das in den zart hingehauchten Distichen sich ausspricht:

War doch gestern dein Haupt noch so braun, wie die Locke der Lieben,
  Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
  Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
  Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Am 3. October stand er zum letzten Mal auf dem Gipfel des Gotthard, noch ein rüstiger Bergwanderer. Mineralogische Schätze wurden reichlich zusammengeladen; er verspricht seinem Freunde von Voigt unter mehreren bekannten Dingen auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen heimzubringen. Von da wandte er sich mit seinem Gefährten aufs neue dem Vierwaldstättersee zu, dessen Umgebungen er

diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und sich die einzelnen Localitäten so genau einprägte, daß seinen mündlichen Schilderungen Schiller nachmals die treffenden Landschaftszeichnungen in seinem Tell entnehmen konnte.

Goethe hatte nämlich während seiner Schweizerreise die Idee zu einem Epos Wilhelm Tell erfaßt und studirte daher das Local und die Natur des Schweizer Landvolks um so sorgfältiger. Er las zu diesem Zwecke gleich nach seiner Rückkehr nach Stäfa (8. Oct.) Tschudi's Schweizerchronik und besprach mit Meyer die Behandlung des Stoffs. Es war sein Wunsch, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen. „Eine solche Ableitung und Zerstreuung" äußert er, „war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geschieden" [am 22. Sept.]. Diese hoffnungsvolle junge Schauspielerin war Goethe zuerst werth geworden, da er sie als Kind in der Darstellung der Rolle des Arthur (in Shakspeare's Johann) unterrichtete, in der sie das Publicum zur Bewunderung hinriß. Seitdem hatte er ihr wachsendes Talent mit innigster Theilnahme begleitet und gefördert. [25]) „Sie war mir", schreibt er unterm 25. October an Böttiger, „in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres ...... Liebende haben Thränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten. Ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte." Das war die Elegie Euphrosyne, eine Dichtung in edler, streng antiker Haltung, der letzten Elegie des Properz verwandt: der Dichter läßt den scheidenden Geist mitten zwischen den düstern Gebirgsmassen zu sich heranschweben

um von ihm die kindlichen Worte dankbarer Erinnerung und den Auftrag zu vernehmen, ihn nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehn zu lassen, da nur die Muse dem Tode einiges Leben zu gewähren vermöge. Knebel, der Uebersetzer der Properzischen Elegieen, schrieb ihm die schönen Worte des Beifalls: „Sie ist eines der naturseligsten, zartesten Werke, die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen, einzig, eigen und schön, die Verse frei wie die Natur.“

Neue Anhaltpuncte für das Studium der Kunst gewährte die Ankunft des letzten Kastens von Rom, der über Triest, Villach und Constanz endlich glücklich in die Hände des Eigenthümers gelangte. Er enthielt die Copie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, wozu Meyer einen ausführlichen Commentar geschrieben hatte. „Das Bild“, schreibt Goethe, „nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung“. Es ward, sorgfältig eingepackt, auf der Heimreise mitgeführt, um diesen Schatz nicht fremden Händen und neuen Zufällen auszusetzen. Daneben ward auch wieder viel theoretisirt und mit Meyer ein Schema über die zulässigen Gegenstände der bildenden Kunst entworfen. Meyer's Studien waren vornehmlich dahin gerichtet, die Geschichte der Kunst im Sinne Winckelmann's fortzuführen. Mit großer Genauigkeit hatte er die Kunstschätze Italiens verzeichnet, und Goethe war erfreut, „aus diesen Trümmern eine Kunstgeschichte aufsteigen zu sehen, gleichsam wie einen Phönix aus einem Aschenhaufen.“ Pläne wurden bereits entworfen, den gewonnenen Stoff in ansprechender Form für das deutsche Publicum zu verarbeiten.

Am 26. October brach Goethe mit seinem Freunde zur Heimreise auf. Sie wandten sich über Schaffhausen nach

Stuttgart und wählten von da die Straße über Nürnberg, wo sie einige Tage (6. — 15. Nov.) mit Knebel zubrachten und sich an den alten Kunstwerken und sonstigen Merkwürdigkeiten dieser interessanten Stadt erfreuten. Im nächsten Jahre wählte Knebel, der sich mit der Kammersängerin Luise von Rudorf verband, Ilmenau zu seinem Wohnsitz und blieb somit in des Freundes Nähe. Die Unterhaltung mit Meyer ließ zu ausführlichen Tagebuchs-Aufzeichnungen nicht Zeit und Lust, so daß der Reisebericht zuletzt in kleine Blättchen ausläuft.

Die Nachwirkung dieser Reise erwies sich für Goethe's Productivität nicht günstig. Hatte er gleich während seiner Reise die Meinung gehegt, bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, reich geworden zu sein, ohne beladen zu sein, und von dem Stoff nicht incommodirt zu werden, weil er ihn gleich zu ordnen und zu verarbeiten wisse, so vernehmen wir doch bald nach seiner Rückkunft die Klage, daß er das Reisematerial zu nichts brauchen könne und außer aller Stimmung gekommen sei etwas zu thun, so daß ihm kaum gelingen wolle, einen erträglichen Brief zu dictiren. Er erinnerte sich dabei früherer ähnlicher Wirkungen. Eindrücke, meinte er, müßten bei ihm lange im Stillen wirken, ehe sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden ließen. Allein Jahre vergehen, ohne daß es Goethe gelingt, aus dem reichen Schatze seiner Ideen ein neues Kunstwerk zu gestalten, und all sein dichterisches Bemühen kommt nicht über Entwürfe und fragmentarische Anfänge hinaus.

Die Freundschaft mit Schiller war vornehmlich das Band, das ihn an die Poesie fesselte. In dem Briefe, der jene Klage enthält, erkennt Goethe zugleich dankbar an, daß ihn Schiller von der allzustrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt: „Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine

zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“ Schiller war aufs eifrigste mit der Bearbeitung des Wallenstein beschäftigt, und Goethe begleitete dies Werk schrittweise mit seinem Rath und seiner aufmunternden Anerkennung. Es war Schiller darum zu thun, sich Goethe's Natur möglichst anzunähern und eine Dichtung zu Stande zu bringen, die dessen Anforderungen Genüge leiste; er war sich's bewußt, daß nur der fortgesetzte Verkehr mit einer ihm objectiv so entgegengesetzten Natur und sein lebhaftes Hinstreben danach ihn fähig gemacht hatten, über seine subjectiven Grenzen so weit hinauszugehen. In längeren Conferenzen wurden alle einzelnen Theile durchgesprochen, ein schöner Beweis, wie bereit stets Goethe war, das Treffliche neidlos zu fördern und anzuerkennen.

Da Goethe sich während des Winters „von aller Production beinahe abgeschnitten“ fühlte, so warf sich sein unruhiger Geist in eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit. Faust trat ihm wieder nahe; Märchen und Novellen wurden ausgesonnen, die er als einen zweiten Theil den Unterhaltungen der Ausgewanderten anzuschließen gedachte; die Ilias ward wieder vorgenommen, und ein Schema derselben sorgfältig verfaßt, „worin alle Motive Schritt vor Schritt ausgezogen“ wurden. Die Bemerkung, daß zwischen Ilias und Odyssee ein Epos der Tod des Achilles mitten inne liege, führte ihm ein neues Sujet zu einer epischen Dichtung zu, deren Entwurf viel durchdacht und mit den Freunden besprochen wurde. Meyer zog ihn zu Betrachtungen der Kunst und zu den Studien der Kunstgeschichte, und da er über florentinische Kunstgeschichte schrieb, so nahm Goethe den Cellini wieder vor und schrieb kleine historische Aufsätze dazu. Beide bereiteten gemeinschaftlich eine archäologische Zeitschrift vor, deren erstes Heft im Jahre 1798 unter dem Titel Propyläen

ans Licht trat. Goethe bezeichnet sie als eine wahre Wohlthat für seinen Geist, indem sie ihn endlich nöthige, die Ideen und Erfahrungen, welche er so lange mit sich herumschleppe, auszusprechen. Schiller's Horen, im letzten Jahrgange schon ermattet, hörten auf zu erscheinen.

Neben diesen Beschäftigungen blieb auch der Naturforschung ihre Stelle. Abwechselnd zogen ihn Insecten, Mineralien und Farben an. Er schrieb seine Ideen über Metamorphose der Insecten nieder, theilte in dem Aufsatze „über pathologisches Elfenbein“ das Ergebniß seiner Beobachtungen der Elephantenzähne mit, nahm die weitschichtigen Papiere zur Farbenlehre wieder vor und machte den Entwurf zur Geschichte derselben. Schiller's reflectirender Geist griff auch hier fördernd und ordnend ein. Physikalische und philosophische Lectüre schloß sich daran. Von Schelling's naturphilosophischen Schriften fühlte Goethe sich lebhaft angezogen, da sie mit seiner speculativen Naturforschung sich nahe berührte. „Die Philosophie“ — schreibt er — „wird mir immer werther“. Durch den Verkehr mit Meyer trat die Farbentheorie wieder in engere Beziehung zur bildenden Kunst, und in den Propyläen beabsichtigte man die ästhetische Seite der Farbenlehre näher zu beleuchten.

Ein kurzer Aufenthalt in Jena, im März 1798, während dessen über Wallenstein berathen ward, regte die Neigung zu poetischen Arbeiten wieder an. Goethe benutzte „die lyrische Stimmung des Frühlings“, um den Faust fortzusetzen, und „brachte ihn um ein Gutes weiter.“ „Das alte noch vorräthige höchst confuse Manuscript ist abgeschrieben, und die Theile sind in abgesonderten Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schema's hinter einander gelegt; nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Theile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen.“ Da Goethe gegen Schiller äußert, daß

ihn die tragischen Scenen sehr angegriffen hätten, so sind unstreitig um jene Zeit die Abschnitte entstanden, welche den ersten Theil schließen. Jene Prosascene zwischen Faust und Mephistopheles dictirte Goethe in raschem Fluß, wie sie jetzt dasteht. Weimar ließ aber Sammlung und ruhige Stimmung nicht aufkommen. Der Ankauf des Oberroßlaer Freiguts, das er im Juni in Besitz nahm, brachte neue Wirthschaftssorgen mit sich. Der Schloßbau nahm ihn, seit Thouret in Weimar angelangt war, gleichfalls in Anspruch. Für Iffland's Gastspiel, auf das wir später zurückkommen, mußten Vorbereitungen getroffen werden. Uebrigens ließ die Anwesenheit des geschätzten Künstlers eine gute Nachwirkung zurück, und Goethe fühlte sich wieder zu dramatischen Arbeiten aufgelegt. Doch war es nur ein Zeitverlust, wenn er sich durch Iffland zur Wiederaufnahme der Bearbeitung eines zweiten Theils der Zauberflöte bestimmen ließ, was ihm Schiller mit einem „Trachtet nach dem, was droben ist" auszureden suchte. Goethe meinte, es könne nicht schaden, die schon vor drei Jahren angefangene Arbeit in Zeiten mittlerer Stimmung durchzuführen. Er hat es jedoch nicht über sich vermocht, diese Nebenarbeit fertig zu machen.

Der Sommer, in den wieder ein längerer Aufenthalt in Jena fiel, gewährte einige poetische Lichtblicke. Achill und Tell, die antike und moderne Welt, stritten um den Vorrang, und noch zögerte die Ausführung, weil die Bedenklichkeiten in der Theorie noch nicht überwunden waren. Das Studium der Ilias „hatte ihn wieder in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt"; gleichwohl, so sehr ihn der Achilles-Mythus anzog, drückte ihn die Furcht, sich im Stoffe zu vergreifen, der mehr tragisch-sentimental, als Homerisch-antik sei. Schiller hielt es eher für eine Tugend als einen Fehler des Stoffs, daß er den Forderungen unseres Zeitalters entgegenkomme, indem es für den Dichter

ebenso unmöglich als undankbar sei, seinen vaterländischen Boden ganz zu verlassen. Goethe hielt den Plan fest; im Beginn des nächsten Jahres hatte sich das Gedicht bis in seine kleinsten Theile organisirt; fünf Gesänge waren motivirt, so daß Schiller erstaunt war, wie deutlich der Dichter Alles vor sich sehe, ohne es aufzuschreiben. Endlich entschloß er sich, den ersten Gesang auszuführen, welchen er am 2. April 1799 an Schiller übersandte. Er hatte so guten Muth zur Fortsetzung, daß er im Lauf des Jahres fertig zu sein hoffte. Allein die Aussicht verschwand ihm bald wieder, indem er einsehen mochte, daß die sorgfältigste künstlerische Behandlung dem antiken Stoff nicht das warme Interesse von Hermann und Dorothea zu leihen vermochte. Jener erste Gesang ist uns als Probe geblieben, wie sehr er sich der Homerischen Behandlung zu nähern gesucht hatte, ohne jedoch die heroische Haltung der Ilias sich zu eigen machen zu können. Ein späterer Vorsatz, das Sujet als Roman zu bearbeiten, zeigte sich noch weniger ausführbar.

Um jene Zeit dachte er wiederholt über die Möglichkeit eines großen Naturgedichtes, um die Resultate der neueren Wissenschaft in ein anmuthigeres Gewand zu kleiden. Der glückliche Versuch mit der didaktischen Elegie „die Metamorphose der Pflanzen,“ welcher er, wie oben erwähnt, ein ähnliches Gedicht über die magnetischen Kräfte anzuschließen gedachte, konnte zu einem solchen Unternehmen ermuthigen. Später führte ihn besonders die Beschäftigung mit Lucrez' Lehrgedicht „über die Natur der Dinge“, welches Knebel zu übersetzen und mit ihm zu besprechen angefangen hatte, mehrmals auf diesen Entwurf zurück, ohne daß er Zeit gewann ihn auszuführen.

In den Juni 1798 fallen außer dem Abschluß der Elegie Euphrosyne die kleineren lyrisch-didaktischen Gedichte Bakis' Weissagungen, ein Cyklus von Räthsel-Epigram-

men, die an poetischem Werth hinter den früheren Epigrammen weit zurückstehen, und deutscher Parnaß (anfangs Sängerwürde überschrieben), sowie die nähere Motivirung der ersten Gesänge des Tell. Die Behandlung des Gedichts trat jetzt klarer hervor und ward in den Unterhaltungen mit Schiller viel hin und her überlegt. Tell war in dem Goethe'schen Entwurf als ein kräftiger Lastträger dargestellt, der die rohen Thierfelle und sonstigen Waaren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen beschäftigt ist; ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu kümmern, treibt er sein Gewerbe und ist fähig und entschlossen, die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren. In diesem Sinne ist er seinen Landsleuten bekannt und harmlos auch unter den fremden Bedrängern. Der Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben assen, dabei auch humoristisch dies oder jenes verüben, was gelegentlich zu Nutzen oder Schaden wirken kann. Diese beiden Charaktere sollten persönlich gegen einander stehen und unmittelbar auf einander wirken. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitz und Ehre verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung und zum endlichen Ausbruch treiben. Daß die Ausarbeitung dieses epischen Gedichts unterblieben ist, haben wir weniger zu bedauern, indem uns in dem dramatischen Gemälde Schiller's, dem Goethe sein Sujet förmlich abtrat, ein hinlänglicher Ersatz geworden ist, wobei wir zugleich den Einfluß der Goethe'schen Local- und Sittenschilderungen sehr hoch anzuschlagen haben, das Siegel des zehnjährigen Bundes unsrer größten Dichter.

„Sobald ich mich von Jena entferne“ — klagt Goethe gleich nach dem kurzen jenaischen Juniaufenthalt — „werde ich gleich von einer anderen Polarität angezogen, die mich

dann wieder eine Weile festhält.« Die Propyläen, zu deren erstem Hefte das Manuscript redigirt und abgesandt werden mußte, gestatteten der Muse der Poesie nur flüchtigen Besuch. Ueberdies zerstreute ihn der neue Theaterbau. Die Nothwendigkeit einer Veränderung war längst fühlbar geworden; die Anwesenheit des Baumeisters Thouret beschleunigte die Ausführung, welche so rasch betrieben wurde, daß das erweiterte Haus, welches zweihundert Zuschauer mehr, als bisher, faßte, am 12. October eröffnet werden konnte. Es begann damit eine neue Epoche der deutschen Bühne; denn Wallensteins Lager von Schiller ward zur Aufführung gebracht, eingeleitet durch den köstlichen Prolog, welcher die dem Drama durch die gewaltigen Zeitbewegungen gebotene höhere Aufgabe in glänzender Rede hervorhebt. Goethe hatte nicht die Vorstellung einer eigenen Dichtung jemals mit solchem Eifer betrieben, wie diese. Er selbst hatte bei den Proben die äußeren Anordnungen übernommen, Meyer bei den Costümen und Decorationen mitgewirkt. Die Generalprobe wurde im Theatercostüm gehalten. »Wir waren« — berichtet Schillers Schwägerin, Caroline von Wolzogen — »mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt, und Goethe's herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig.« Die Artikel über den Werth des Werkes und die erste Aufführung waren von Goethe selbst für die Cottaische allgemeine Zeitung schon im Voraus abgesandt, um schiefen Beurtheilungen anderer Scribenten zuvorzukommen.

Wenn ein lange Zeit in Deutschland verbreitetes Gerücht Goethe einen großen Antheil an der Bearbeitung dieses Drama's zuschrieb, so lag dem allerdings das richtige Gefühl zum Grunde, daß es im Goethe'schen Geiste gedichtet sei.

Unmittelbar sind nur von Goethe hie und da einige „Pinselstriche“ hinzugethan. Zur Capuzinerpredigt, welche man vornehmlich auf seine Rechnung gesetzt hat, übersandte er seinem Freunde nur einen Band Predigten des Abraham a Sancta Clara, wonach Schiller die nachträglich eingeschobene Scene rasch ausgeführt hat.[26]) In gleicher Weise machte sich Goethe's freundschaftlicher Beistand im Verlauf des Werkes geltend, indem er überall mit seinem Rathe dem Dichter zur Seite stand. Besonders fühlte sich Schiller durch Goethe's inhaltsschweren Brief über das astrologische Motiv in einem der schwierigsten Puncte der Dichtung gefördert, so daß er erwidert: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs neue erfahren.“ Wenn ihn unter der Last der Arbeit manchmal ein Mißtrauen in seine Kräfte anwandeln wollte, so gab ihm Goethe's Beifall stets neuen Muth.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der Herzogin Luise, konnten die Piccolomini zur Aufführung gebracht werden, zu welcher auch Schiller nach Weimar herüberkam. Am 20. April folgte Wallensteins Tod. „Schiller's Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden ist“ — so äußerte sich Goethe mehr als zwanzig Jahre nach des Freundes Tode. „Es ist mit diesem Stücke“, bemerkte er bei anderer Gelegenheit, „wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen“.

## Sechstes Capitel.

### 1799 — 1805.

Seit Schiller durch den Wallenstein das Feld wieder gewonnen hatte, auf dem seinem poetischen Talent noch die schönsten Erfolge vorbehalten waren, stand bei ihm der Gedanke fest, durch die anregende Anschauung der Bühne seine dramatische Production zu beleben und auszubilden und daher Jena, wo er sich besonders seit der Abreise Wilhelms von Humboldt (1797) sehr vereinsamt fühlte, mit Weimar zu vertauschen. Der Herzog kam seinen Wünschen mit liberalen Anerbietungen entgegen, und Schiller zog im December 1799 nach Weimar herüber. Die Freunde kamen dadurch in unmittelbare Nähe und sahen die jenaischen Abende mit ihren gehaltvollen Geistesgenüssen nach Weimar verpflanzt, wenn nicht etwa die mehrmals wiederkehrende Abwesenheit Goethe's sie wieder zu der Aushülfe des brieflichen Verkehrs zu greifen nöthigte. Die Innigkeit ihres Verhältnisses erlitt auch in den folgenden Jahren keine Beeinträchtigung und Störung, wie sie sich's in den letzten Stunden des Jahres, welches sie enger zusammengeführt hatte, in ernstem Gespräche gelobten und gern der Ansicht huldigten, daß mit dem Jahre 1800 das neue Jahrhundert begonnen werde.

Gleichwohl konnte ihre gegenseitige geistige Einwirkung nicht mehr ganz so bedeutend, wie früher, sein, nachdem ihre Naturen sich mehr und mehr dergestalt ausgeglichen hatten, daß sie fast die Rollen vertauscht zu haben schienen. Nicht

mehr arbeitete Schiller schüchtern und bedächtig an Goethe's Hand, sondern schritt im Selbstgefühl rüstiger Productionskraft von einem dramatischen Werke zum andern. Goethe dagegen war jetzt mehr der Zögernde, Unschlüssige, der einen Entwurf von dem andern verdrängen ließ, ohne jene freudig schaffende Kraft, die ihm den Wilhelm Meister und seinen Hermann rasch vollenden half, wieder zurückrufen zu können. Während jener alles Theoretisiren bei Seite warf, um nicht in der Production gehemmt zu werden, und beides jetzt „im Süd- und Nordpol“ von einander geschieden sah, stieg Goethe tiefer und tiefer in die philosophische Speculation hinein. Ob er gleich sein Glaubensbekenntniß auch jetzt noch dahin ausspricht, daß die Forderungen von oben herein den unschuldigen productiven Zustand zerstören und das Werk des Genie's unbewußt entstehe, so wagte er doch kaum noch einen Schritt zu thun, bevor er in der Theorie mit sich im Reinen sei; die Reflexion und ihre Tochter, die Symbolik, beginnt seine Poesie zu trüben.

Goethe war durch Schiller's Thätigkeit fürs Drama und ihr gemeinschaftliches Wirken für die deutsche Bühne ebenfalls in diese Sphäre der Dichtung wieder zurückgeführt worden. Die epischen Entwürfe blieben liegen, wenn auch „Tell“ noch zu Zeiten sein Nachdenken beschäftigte. Faust, zu dessen Fortsetzung Schiller wiederholt ihn antrieb, rückte „sachte“ vor; der Dichter konnte am 1. August 1800 melden, daß darin ein Knoten gelöst sei. Dies war die Motivirung des Erscheinens der Helena. Die Ausarbeitung dieses Theils der Dichtung, jetzt des zweiten Theils dritter Act, ward zum größeren Theil bei einem Herbstaufenthalt in Jena ausgeführt. Da Wilhelm von Humboldt gleichzeitig mit der Uebersetzung von Aeschylus' Agamemnon beschäftigt war, so ließ Goethe sich bestimmen, bei dem Uebergange zum antiken Stoff den Trimeter der griechischen Tragödie in Anwendung zu bringen.

Aus der hier beabsichtigten symbolischen Vermittlung des Antiken und Modernen entsprang auch das kleine Festspiel Paläophron und Neoterpe. In einem frohen Cirkel bei Fräulein von Göchhausen dictirte Goethe, auf- und abschreitend, den Entwurf des Stücks, wie es ihm gerade einfiel. Am 24. Oct. 1800 ward es zur Feier des Geburtsfestes der verwittweten Herzogin von einem aus jüngeren Mitgliedern damals gebildeten Liebhabertheater aufgeführt. [27]) Es war der erste Versuch eines neuen Genre dramatischer Vorstellungen, indem man die Masken des antiken Drama's anwandte.

Schon diese Versuche sind uns ein Beweis, daß Goethe seit einigen Jahren und besonders seit der Aufführung des Wallenstein darauf bedacht war, das Theaterrepertorium von den momentanen Launen des genießenden Publicums zu emancipiren und für die Bühne die Forderungen eines ausgebildeten Kunstgeschmacks zur Geltung zu bringen. Diese höhere Richtung gewann Goethe's Theaterleitung, seit sein künstlerischer Genius im Bunde mit Schiller die volle Energie wiedergewonnen hatte. Vornehmlich bezeichnet Iffland's erster Gastrollencyklus im März und April des Jahres 1796, wo er in vierzehn Vorstellungen auftrat, eine Epoche in der Entwickelung der weimarischen Bühne. „Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele", sagt Goethe in den Annalen, „wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher kennen zu lernen." Ein bedeutender Schritt dazu war, daß zum Schluß des Iffland'schen Gastspiels Goethe's Egmont zum erstenmal auf die Bühne gebracht wurde. Schiller war die Redaction überlassen. Vergleicht man die Aenderungen und Verkürzungen des Stückes in der jetzt gedruckt uns vorliegenden Bearbeitung, so war sein Verfahren allerdings „grausam", wie Goethe

selbst es nennt, ohne daß in dieser Bemerkung ein Vorwurf gekränkter Autoreitelkeit liegen soll. Nicht nur die Scenen, in denen die Regentin auftritt, wurden weggelassen; auch sonst wurden manche Scenen ohne Noth verrückt und viele Stellen verändert; selbst die Traumerscheinung Clärchens war nicht nach Schiller's Sinne. Somit ist diese Redaction ein Pendant zu der Recension des Egmont.

Iffland gefiel sich in Weimar so sehr, daß er auf Unterhandlungen wegen eines dortigen Engagements einging. Man gewährte die von ihm gestellten Bedingungen, auch die, daß er nur in herzoglichen Landen zu spielen verpflichtet sein solle; als Regisseur wurde ihm eine ausgedehnte Vollmacht zugestanden. Die Absicht war sogar, ihm gegen Contract die Direction zu überlassen, so daß ihm beim Engagement des Bühnenpersonals freie Hand gelassen werden sollte. Iffland wollte sich indeß erst in Mannheim erklären, wie er sich losmachen könne. Die Hoffnung ward vereitelt. Iffland entschied sich für Berlin, von wo man ihm die glänzendsten Anerbietungen machte. Der Herzog und Goethe gestanden zu, daß er sie nicht habe ausschlagen können, und zürnten ihm deßwegen nicht. Im April 1798 kam Iffland zum zweitenmal nach Weimar auf sechs Gastrollen. Er nahm kein Honorar; nur die Kosten der Reise und des Aufenthalts wurden von der Theatercasse bestritten. „Was ich dort sehe und empfinde“, schrieb er, „ist das edelste Honorar.“

Inzwischen hatte das weimarische Theater manche bedeutende Talente herangebildet und neue gewonnen. Caroline Jagemann, durch schöne Gestalt, edle Züge und künstlerisches Talent ausgezeichnet, kehrte 1797 von Mannheim nach Weimar zurück; zuerst trat sie als Sängerin in Wranitzky's Oper Oberon auf und erlangte noch größere Bedeutung im recitirenden Drama. Sie ward bald der Liebling des Publicums und — des Herzogs. Zu ihm trat

sie, ohne jedoch ihre Stellung am Hoftheater aufzugeben, in ein vertrauliches Verhältniß und ward nachmals als Frau von Heygendorf in den Adelstand erhoben. Die Herzogin billigte die Wahl ihres Gatten, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte wieder Mutter zu werden. Dies zur Milderung des Urtheils wie zur Erklärung späterer Vorgänge. Denn es leuchtet ein, daß durch den persönlichen Einfluß der Jagemann dem Intendanten das Geschäft der Theaterleitung oft erschwert und verleidet wurde.

Von anderen Notabilitäten der weimarischen Bühne, welche größtentheils ihre künstlerische Ausbildung Goethe verdanken, nennen wir Becker, Graff, Vohs, Oels, Grüner, Wolff nebst dessen Frau, ein treffliches Künstlerpaar, das nachmals zu Goethe's großem Verdrusse nach Berlin gezogen wurde, Frau Vohs und die ihr an Lieblichkeit gleichende Christiane Becker, geb. Neumann, welche durch Goethe's „Euphrosyne“ verewigt worden ist. Goethe stiftete eine förmliche Theaterschule, welche im Jahre 1803 auf zwölf Mitglieder angewachsen war.

Seit Schiller nach der Vollendung des Wallenstein in Weimar seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, leistete er in der Förderung und Fortbildung des Hoftheaters seinem Freunde den thätigsten, erfolgreichsten Beistand. Sie theilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Vorstellungen und fanden bei dem Hofrath Kirms, der Goethe in der Theaterintendanz untergeordnet war, die bereitwilligste Unterstützung, am meisten aber in der Begeisterung und Hingebung der Künstler selbst. „Da ward“, sagt Kanzler von Müller, der ein Zeuge jener Jahre war, „keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefaßt,

erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten."

Nachdem früher auf der Bühne der Conversationston und ein gewisser Naturalismus, der für Einfachheit und Natürlichkeit galt, geherrscht hatte, war man durch Iffland's erstes Gastspiel zu der Einsicht gelangt, daß es des Künstlers Aufgabe sei, seine Individualität zu überwinden, aus jeder Rolle ein in sich abgerundetes Ganzes zu machen und dadurch sein Talent zu einer künstlerischen Vielseitigkeit auszubilden. Eine andere Bemühung war mit der Vorstellung des Wallenstein glücklich durchgeführt: die lange von der Bühne verbannte rhythmische Declamation wurde hergestellt und der dramatische Vers wieder in seine Rechte eingesetzt. Seitdem war das Bestreben der beiden Dichter dahin gerichtet, die

Bühne mehr und mehr einer idealen Classicität anzunähern. Von nationalen Tendenzen gänzlich absehend, suchte man das Beste verschiedener Zeiten und Völker zur Anschauung zu bringen, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne.“

Zuerst wandte man sich zu dem französischen Drama, von dessen Erneuerung namentlich Karl August sich eine Verbesserung des Geschmacks versprach. Goethe übersetzte 1799 Voltaire's Mahomet, mit dessen Aufführung das Theater den Geburtstag der Herzogin (30. Jan. 1800) feierte. Das Gedicht Schiller's an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, läßt einiges Mißwollen gegen die Wiederbelebung des französischen Pathos blicken, obwohl auch er späterhin mit der Bearbeitung von Racine's Phädra sich anschloß. Daß Goethe nicht zur Bewunderung des einst geschmähten französischen Trauerspiels (die Lustspiele Moliere's hielt er stets in Ehren) zurückgekehrt war, sieht man genugsam aus seiner Aeußerung bei Gelegenheit einer Vorlesung der Phädra nach dem französischen Original: „Der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben.“

Im Jahre 1800 vollendete Goethe die Bearbeitung von Voltaire's Tancred, wobei er bemüht war, dem Anfang und dem Ende des Stücks mehr Fülle, als im Original, zu geben. Aus dem nämlichen Bestreben, einige werthvolle Dramen des Auslandes der deutschen Bühne anzueignen, entstanden Schiller's Bearbeitungen von Macbeth, Turandot und Phädra. Bei der Aufführung von Lustspielen des Terenz wurden, wie in „Paläophron und Neoterpe“, griechische Masken angewandt. Die Ausschreibung eines Preises für das beste Lustspiel (1801) zeugt von dem Bestreben der beiden Dichter,

die Production anzuregen, war aber ohne sonderlichen Erfolg, da nur mittelmäßige Stücke einliefen.

Je größere Ansprüche die großen dramatischen Schöpfungen Schiller's an den Schauspieler machten, desto mehr ließ sich das Repertorium classischer Dramen erweitern, indem man keine Schwierigkeiten mehr zu scheuen hatte. Zu Lessing's Emilia und Minna trat im November 1801 auch Nathan der Weise hinzu. Im folgenden Jahre erschien Goethe's Iphigenie in ihrer edeln metrischen Form auf der Bühne, gerade um die Zeit, als die erste Darstellerin der jungfräulichen Priesterin, Corona Schröter, aus dem Leben schied (†23. Aug. 1802). Daneben machte man, nicht ohne Widerspruch des Publicums, den gewagteren Versuch, die Dramen der Brüder Schlegel, Ion und Alarkos, vorzuführen.

Der Höhestand der weimarischen Bühne fiel in die letzten Lebensjahre Schiller's, und die Glanzpuncte ihrer Leistungen waren jene classischen Dramen, welche der Dichter gleichsam im Hinblick auf sie und durch sie ermuthigt in rascher Folge schuf. In Betreff der Bühnendarstellung der Jungfrau von Orleans hatte Schiller einiges Bedenken und war der Ansicht, das Stück werde sich nicht zur Aufführung eignen, während Goethe der Meinung war, man habe schon größere Schwierigkeiten überwunden. Dennoch kamen diesmal die Leipziger, Berliner und andere Bühnen der weimarischen zuvor, indem der Herzog unter höflich ausweichenden Vorwänden die Aufführung in Weimar verweigerte, weil seiner Caroline Jagemann darin eine, wie ihm schien, zweideutige und undankbare Rolle zufallen würde. Goethe bewährte aufs neue seine discrete Freundschaft, indem er die Ursache der Verzögerung möglichst verheimlicht und den Verdacht der Mißgunst gegen seinen von der Gunst des Publicums gefeierten Freund lieber auf sich genommen hat [28].

Unterbrechen wir hier die Schilderung von Goethe's dramaturgischer Thätigkeit, um einen Blick auf einige persönliche Vorgänge der letzten Jahre und auf des Dichters anderweitige geistige Beschäftigungen zu richten, die uns zu seiner Wirksamkeit für die Bühne zurückführen werden.

Goethe hatte bis dahin eine sehr feste Gesundheit genossen. Wenn er gleich im Sommer 1795 eine Cur in Karlsbad zu seiner Stärkung für rathsam hielt, so war doch eine erhebliche Störung nicht eingetreten. Von einem gefahrvollen Krankheitsleiden wurde er zum erstenmal im Beginn des Jahres 1801 befallen. Wir erinnern uns aus der früheren Erzählung, daß er um jene Zeit mit der Bearbeitung des Tancred beschäftigt war. Um mit dieser Arbeit, welche er Iffland für die auf den 18. Januar in Berlin vorbereitete Feier des preußischen Krönungsfestes versprochen hatte, rascher zum Abschluß zu kommen, begab er sich im December 1800 nach Jena. Die geistige Thätigkeit ließ ihn das Unangenehme der kalten Räume des dortigen herzoglichen Schlosses vergessen; selbst eine heftige Erkältung, die durch gewaltsame Mittel schnell unterdrückt ward, machte ihn in seinem Vorsatz nicht irre. Bald nach seiner Rückkehr nach Weimar ward er von einer Fieberkrankheit befallen. Einige Tage verlor er das Bewußtsein, und sein Leben war ernstlich bedroht; seine Freunde fürchteten für ihn. Die Kraft seiner Natur und ärztliche Pflege ließen ihn die Gefahr glücklich überstehen. In den Tagen der Genesung begann er am 19. Januar Theophrast's Büchlein von den Farben zu übersetzen. Zu den Vorbereitungen der am 30. Januar 1801 in Weimar stattfindenden Aufführung des Tancred vermochte er schon Einiges mitzuwirken. Schiller leitete die Proben. Mit Anfang des Februars war er seiner frühern Thätigkeit zurückgegeben und wandte sich mit erneuerter Lust zum *Faust*, der eine Strecke vorwärts geschoben ward.

Erquickende Frühlingstage genoß er in dem ruhigen ländlichen Aufenthalt zu Oberroßla. Seit drei Jahren war er durch Ankauf im Besitz des dortigen Freiguts; doch hatte ihm die Verwaltung des ersten Pachters nur Verluste gebracht. Jetzt war ein neuer Verwalter eingesetzt, dessen lebhafte Neigung zur Baumzucht auch Goethe's Interesse für Parkanlagen wieder belebte. Dies veranlaßte manche Hin- und Herfahrten; die heitere Gastlichkeit des Besitzers zog viele Freunde herbei, Wieland war ein geselliger Nachbar in seinem nahgelegenen Gute Osmannstedt. Goethe konnte dankbar rühmen, daß der ländliche Aufenthalt ihm zu manchen kleinen poetischen Productionen Stimmung verlieh; das Gedicht „Wanderer und Pachterin" ist unstreitig unter diese zu zählen. Indeß war er froh, im Jahre 1803 das kleine Besitzthum wieder los zu werden „ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte".

Mit Anfang des Juni 1801 reiste Goethe in Begleitung seines Sohnes ins Pyrmonter Bad, dessen Gebrauch Aerzte und Freunde ihm zu fernerer Stärkung seiner Gesundheit angerathen hatten. Die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt unter den Gelehrten und den wissenschaftlichen Schätzen der Göttinger Universität machte ihm diese Reise besonders anziehend. Ein Lebehoch der Studirenden empfing ihn, als er am 7. Juni spät Abends in Göttingen eintraf. Einige Tage verflossen im Verkehr mit dortigen Gelehrten, vornehmlich Blumenbach und Heyne, mit denen er von früher her befreundet war, und im Beschauen der naturhistorischen und archäologischen Sammlungen; weitere Studien wurden einem zweiten Aufenthalt vorbehalten. Wie ihm Alles zum Studium ward, so beschäftigte er sich auch während seines Badeaufenthalts mit jener Umständlichkeit, die wir von seiner letzten Schweizerreise her kennen, mit der Natur, dem Geschichtlichen

und den gegenwärtigen Zuständen Pyrmonts, so daß auch Badelisten und Komödienzettel zu den Acten gesammelt wurden. Die Muse kam nur zu seltenem Gruß. Einsame Stunden wurden mit der Fortführung der Uebersetzung des Theophrast und der Collectaneen zur Farbenlehre ausgefüllt; doch entspann sich daneben ein Märchen, in welchem das Jahr 1582, wo auf einmal ein Zug von Gästen aus allen Weltgegenden nach Pyrmont strömte, die sich bei völlig mangelnden Einrichtungen auf die wunderlichste Art behelfen mußten, als prägnantes Moment ergriffen war, freilich nur ein Entwurf, dessen Grundzüge uns der Dichter in einem späteren Aufsatze aufgezeichnet hat.

Es war ein Fehlgriff der Aerzte, den kaum von einer entzündlichen Krankheit Genesenden einem so entschieden aufregenden Bade zuzuschicken. Er war auf einen solchen Grad reizbar geworden, daß ihn Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ und leichte Anlässe in einen excentrischen Zustand versetzten. Wenig befriedigt daher von den Resultaten seines Aufenthalts, verließ er Pyrmont am 17. Juli und fühlte sich wohler in der Nachcur gelehrter Göttinger Studien, welche er bis Mitte August fortsetzte. Er hatte ein Verzeichniß aller in sein naturwissenschaftliches Fach schlagenden Bücher, deren er bisher nicht hatte habhaft werden können, mitgebracht und verwandte nun die meisten Stunden des Tages dazu, theils auf der Bibliothek, theils in seiner Wohnung eine Reihe von Werken, besonders in Bezug auf die Geschichte der Farbenlehre, durchzugehen und auszuziehen, nicht selten in Gefahr, durch die Masse von Gelehrsamkeit, der er nahe war, auf Seitenwege abgelockt zu werden; denn was ließ sich aus dem Bereich seiner Collectaneen ausschließen? Die übrigen Stunden verlebte er in heiterster Geselligkeit. „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften,

Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte". Die Nächte waren weniger anmuthig; es gab hier keine römischen Nächte, "von weichen Gesängen durchklungen"; sondern die Cadenzen einer eifrigen Sängerin, Hundegebell und der Lärm der Nachtwächterhörner brachten ihn bei seiner noch anhaltenden Nervenreizbarkeit oft um den Schlaf, bis die Polizei um des geehrten Gastes willen mehrere der Hörner zum Schweigen brachte. Am 14. August begab er sich über Dransfeld, wo er die Basaltbrüche besuchte, und Münden nach Cassel, wo er die Seinigen in Begleitung Meyer's antraf. Seinen Geburtstag feierte er in Gotha, wo ihn Prinz August in seinem freundlichen Sommerhause mehrere Tage gastlich bewirthete, und langte am 30. August wieder in Weimar an.

Im Herbste dieses Jahres stiftete Goethe die Mittwochsgesellschaft, einen geselligen Kreis, an dem auch die gebildetsten Frauen Weimars (Gräfin Henriette von Egloffstein, Frau von Wolzogen, Frau von Schiller, Amalie von Imhof und andere) Theil nahmen. "Es geht sehr vergnügt dabei zu", schreibt Schiller an Körner, "obwohl die Gäste sehr heterogen sind. Der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt; auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen". Mehrere gesellige Lieder Goethe's [20]) und Schiller's haben daher ihre Veranlassung. Zu dem 22. Februar 1802, wo der Erbprinz vor seiner Abreise nach Paris zum letztenmal in diesem Kreise verweilte, dichtete Schiller das Lied "So bringet denn die letzte volle Schale" und Goethe das bekannte "Mich ergreift ich weiß nicht wie", dessen dritte Strophe durch die näheren Umstände erst ihr rechtes Licht erhält.

Um diese Zeit hatte sich August von Kotzebue nach einem kurzen Aufenthalt in Rußland wieder nach Weimar

gewandt und erwartete nichts Geringeres, denn in seiner Vaterstadt als der Dritte im Triumvirate der dramatischen Poesie zu glänzen. Als ein gefeierter Bühnendichter und überdies durch seine letzterlebten Abenteuer der unfreiwilligen Reise nach Sibirien die interessante Persönlichkeit des Tages, fand er in den höheren Kreisen Weimars eine zuvorkommende Aufnahme. Goethe jedoch, der zwar sein Talent anerkannte und ihm in früheren Jahren sehr zugethan gewesen war, hielt sich jetzt aus Abneigung gegen seinen Charakter in kalter Entfernung, und Kotzebue's Wunsch, in die Mittwochsgesellschaft aufgenommen zu werden, wurde durch ihn vereitelt, was denn Kotzebue veranlaßte eine ähnliche Gesellschaft an den Donnerstags-Abenden in seiner Wohnung zu empfangen. Außerdem war Kotzebue gereizt durch Goethe's offene Parteinahme für die Brüder Schlegel, mit denen er bitter verfeindet war. Die Aufführung des Jon hatte Goethe mit großer Sorgfalt betrieben; in Kotzebue's „Kleinstädtern" strich er die Angriffe auf die ihm befreundeten jungen Dichter, und der Aufsatz, worin Böttiger, jetzt ein dienstfertiger Knappe Kotzebue's, den Dichter des Jon und die Theaterintendanz angriff, mußte, auf Goethe's Veranlassung, von Bertuch, dem Herausgeber des Journals für Luxus und Moden, noch nach erfolgtem Abdruck zurückgezogen werden. Durch alles dies gegen Goethe aufgebracht, warb er Partei und suchte an ihm durch eine öffentliche Demonstration zur Verherrlichung Schiller's Rache zu nehmen, zugleich mit der geheimen Absicht den Bund der Freunde zu sprengen. Gerade dazu schien ein geeigneter Zeitpunct gekommen zu sein, da man auch bei Schiller eine Verstimmung gegen Goethe wegen der Verzögerung der Aufführung der Jungfrau von Orleans voraussetzte.

Mehrere der ersten Damen Weimars, welche die geheime Absicht nicht durchschauten, hatten sich zur Theilnahme bereit erklärt; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Darstellung der

„Jungfrau“, Amalie von Imhof die der „Maria Stuart“ übernommen, und Sophie Mereau sollte das „Lied von der Glocke“ vortragen. Kotzebue beabsichtigte zum Schlusse als Meister Glockengießer aufzutreten; der Schlag seines Hammers sollte die Form zertrümmern, und aus der fallenden Hülle Schiller's Büste hervortreten, um von schönen Händen mit dem Lorbeerkranze gekrönt zu werden. Schiller selbst war so sehr Feind solcher eiteln Demonstrationen, „daß er vor Ekel darüber fast krank wurde“ und sein Erscheinen bei der Feier, auf das man gerechnet hatte, zweifelhaft ließ. Schon war indeß das Fest auf den 5. März angesetzt und Alles vorbereitet; Einladungen waren ergangen; selbst die Prinzessin Caroline hatte ihre Gegenwart zugesagt. Allein — der Bürgermeister weigerte sich den neudecorirten Saal des Stadthauses, der dazu unentbehrlich war, für die Errichtung der Bühne herzugeben, die Bibliothekverwaltung lieferte die Dannecker'sche Büste Schiller's nicht aus, und da noch andere Hindernisse hinzutraten, konnte das beabsichtigte Fest nicht zu Stande kommen. Indem man dabei Goethe aus triftigen Gründen für das feindliche Princip hielt, so richtete sich gegen ihn der geheime Grimm der Gegenpartei. [30]) Bedauernswerther war, daß in Folge dieser Spaltungen der von Goethe gestiftete gesellige Kreis sich auflöste. Das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller litt jedoch nicht die geringste Störung. Kotzebue begab sich bald darauf nach Berlin und benutzte seitdem „den Freimüthigen“, den er in Verbindung mit Merkel herausgab, zur Polemik gegen Goethe und die jüngere an ihn sich anlehnende Schule.

Nach denselben Grundsätzen, wie Goethe in Gemeinschaft mit Schiller für die idealen Kunstzwecke der Bühne thätig war, suchte er mit seinem Freunde Meyer den reineren Geschmack in der bildenden Kunst zu fördern. Die Propyläen wurden bis 1800 fortgesetzt und erhielten sehr viele

Beiträge von Goethe's Hand. Eine seiner ausgezeichnetsten Leistungen in der theoretischen Darstellung ist die Abhandlung **der Sammler und die Seinigen**, worin unserm Dichter, dem die philosophisch-systematische Entwicklung der Begriffe noch weniger, als Schiller, geläufig war, die Behandlung in Briefform und Dialog eine freiere Bewegung gestattete. Da bei der Theilnahmlosigkeit des Publicums der Absatz nicht über 300 Exemplare stieg, so sahen sich die Herausgeber zu ihrem Verdrusse genöthigt, die Zeitschrift eingehen zu lassen; einige nachfolgende Aufsätze über bildende Kunst wurden in die allgemeine Literaturzeitung eingerückt. Während die „weimarischen Kunstfreunde“ (wie sie sich jetzt zu bezeichnen pflegten) bei der ästhetischen Erörterung ihrer Ansichten und Grundsätze den Zweck verfolgten, von dem Sentimental-Unbedeutenden und Platt-Natürlichen auf die höheren Anforderungen idealer Kunst, d. h. in ihrem Sinne auf die unbedingte Anerkennung des griechischen Kunstprincips, hinzuarbeiten, erkannten sie das Bedürfniß, um auf die großen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen, diese durch **Preisaufgaben** zu erleichtern, um bei Gelegenheit der Erläuterung und der Beurtheilung derselben bestimmter auf das im Einzelnen zu verfolgende Ziel hinweisen zu können. Zu den Preisaufgabeu wählte man vorzugsweise Scenen aus Homer's Gedichten, „welche von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben.“ Die erste Aufgabe war die Scene aus dem dritten Buch der Ilias, wo Venus dem Paris die Helena zuführt. Sie hatten die Freude, neun Preisstücke eingehen zu sehen, deren Zahl mit jeder neuen Preisaufgabe stieg. Hektors Abschied von Andromache und der Ueberfall des Rhesus waren für das Jahr 1800 ausgeschrieben. Außer den Concurrenzstücken wurden auch mehrere andere Arbeiten neuerer und älterer Meister zu den öffentlichen Ausstellungen in Weimar eingesandt.

In den nächsten Jahren ließ man Scenen aus dem Leben des Achill, Perseus' Befreiung der Andromeda, Odysseus und Polyphem folgen. Dann ging man 1804 zu einem allgemeinen Problem, dem Kampf der Menschen mit dem Elemente des Wassers, über. Die siebente und letzte Kunstausstellung im Jahre 1805 war den Thaten des Hercules gewidmet. Goethe gab in den Abhandlungen über die Ausstellungen, anfangs in den Propyläen, dann in der allgemeinen Literaturzeitung, eine sorgfältig eingehende Kritik über die eingegangenen Zeichnungen und Gemälde. Um sich zu dieser Beurtheilung besser vorzubereiten, studirte er die Schilderungen griechischer Gemälde von Philostrat und schrieb die Abhandlung über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi, mit denen uns die Schilderungen des Pausanias bekannt machen; sie enthielten die bedeutendsten Scenen aus den Homerischen Gedichten.

Es leuchtet aus allem diesen hervor, daß die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Eifer für antike Plastik zu weit gingen und von Einseitigkeit nicht freizusprechen waren. Von der Hoheit der griechischen bildenden Kunst erfüllt, würdigten sie zu wenig den idealen Gehalt des modernen Lebens, aus dem unsere neuere Malerkunst eine neue Fülle von Kunstleistungen schöpfte. Ihr Wirken für die Verehrung classischer Kunst hielt consequent die Richtung Winckelmann's fest. Diesem setzten sie daher, als Resultat mehrjähriger kunstgeschichtlichen Studien und gleichsam als Schlußstein ihrer Bemühungen für die Kunst, in der Hoffnung, durch historische Darstellungen „der fast ganz falschen Richtung der Zeit“ entgegenwirken zu können, gemeinschaftlich mit Wolf ein Denkmal in dem 1805 erschienenen Werke Winckelmann und sein Jahrhundert. Die erste, von Goethe's Hand herrührende, Abtheilung ist dem Vollendetsten beizuzählen, was er in deutscher Prosa geschrieben hat; denn er schilderte ein Stück des eigenen innern und äußern Lebens. Im Ganzen

genommen waren alle diese wohlgemeinten Anstrengungen für die Aufrechthaltung des antiken Kunstprincips vergeblich und ihre Wirkung auf die Künstler gering. Das Zeitalter wandte sich von der Antike ab und erfüllte sich mit dem Geiste der christlich-mittelalterlichen Romantik. Die daraus sich entwickelnde Kunst, welche den „Weimarer Kunstfreunden“ als eine Verirrung, als ein Rückschritt erschien, war bei manchen Fehlgriffen im Einzelnen die Entfaltung einer neuen Kunstblüthe, eine Ansicht, der auch Goethe sich später nicht ganz zu verschließen vermochte. [31])

Wenden wir uns von der einige Jahre vorausgreifenden Schilderung der dramaturgischen und antiker Plastik gewidmeten Bemühungen der „Weimarer Kunstfreunde“ zu dem Januar des Jahres 1802 zurück, so finden wir Goethe wiederum im Schlosse zu Jena in Knebel's alter Stube, wo er immer „ein glücklicher Mensch ist, weil er keinem Raume auf der Erde so viele productive Momente verdankt“. An einem weißen Fensterpfosten hatte er angemerkt, was er von einiger Bedeutung in diesem Zimmer seit dem 21. November 1798 gearbeitet hatte; dies interessante Autographon des Dichters hat man leider! bei späterer Restauration des Zimmers verlöscht. Diesmal rief ihn nach Jena ein lästiges Geschäft, das ihn den größten Theil des Jahres von Weimar entfernt hielt. Die nachgelassene Bibliothek des verstorbenen Hofraths Büttner war, größtentheils schon bei Lebzeiten des Besitzers, von der herzoglichen Regierung angekauft. In einer Reihe von Zimmern im Seitengebäude des herzoglichen Schlosses, die ihm zur Wohnung angewiesen waren, lagen die Bücher, zum Theil noch ungebunden, massenweis über einander gestapelt; andere Kammern waren mit physikalisch-chemischem Apparat angefüllt. Goethe's persönliche Anwesenheit war nöthig, um „die Herculische Bücherexpedition“ zu leiten, die um so schwieriger war, als die

nöthigen Räume für die Wiederaufstellung mangelten, indem das bisher benutzte Local im Schlosse geräumt werden sollte. Die nachgelassenen physikalischen, besonders optischen Instrumente dienten dazu, den Grund zu einem physikalischen Cabinet zu legen.

Goethe wandte seinen längern Aufenthalt in Jena nach gewohnter Weise zugleich dazu an, im Verkehr mit den vielen ausgezeichneten Männern, die damals die Zierde der blühenden Universität waren, fortwährend zu lernen und sich geistig anzuregen; auch der aufstrebenden Jugend schloß er sich mit freudiger Theilnahme an. Fichte war bereits 1799 von der Universität geschieden, nachdem er die Regierung, die ihn aufs rücksichtsvollste schonte und ihn gern dem Lehrstuhl erhalten hätte, durch sein ungestümes Benehmen fast gezwungen hatte, ihm die Entlassung zu ertheilen. Niethammer, ein Anhänger Fichte'scher Philosophie, hatte Goethe schon bei einem früheren Aufenthalt in Jena förmlich philosophische Vorträge gehalten, um ihn in den Gang des neuesten Systems einzuführen. Schelling war unserm Dichter von Seiten seiner naturphilosophischen Speculation geistesverwandt; Goethe fand in ihm „große Klarheit bei großer Tiefe". Auf den phantasievollen jungen Denker und die an ihn sich anschließende Dichterjugend, Tieck und die Brüder Schlegel, setzte er große Hoffnungen und stand mit ihnen im besten Vernehmen. Hegel, damals Privatdocenten in Jena, widmete er eine wahrhaft väterliche Fürsorge, einer der Ersten, die dessen künftige Bedeutung für die Wissenschaft erkannten, wie denn überhaupt das strebende, hoffnungsvolle Talent bei Goethe stets die bereitwilligste Anerkennung und Förderung fand. Mit Ritter wurde Physik getrieben, mit Loder vergleichende Anatomie fortgesetzt, deren Probleme Goethe „immer mit sich in Gedanken herumführte". Mit Himly ward Vieles über das Sehen und über Farbenerscheinungen, oft

bis tief in die Nacht, verhandelt. Auch mit Mondbeobachtungen beschäftigte sich Goethe im Laufe jener Jahre mit besonderem Interesse. Im Herbste hatte er die Freude, das neuerworbene Mineraliencabinet, welches der Fürst Dimitri Galizin, als Präsident der neugestifteten mineralogischen Societät, der Akademie geschenkt hatte, in dem dortigen bereits höchst reichhaltigen Museum wohlgeordnet aufstellen zu lassen.

Mitten zwischen diese jenaischen Beschäftigungen fiel der Bau des Lauchstädter Theaters.[32]) Bis dahin hatte ein leicht von Brettern aufgeführtes kleines Schauspielhaus, in welchem es für Schauspieler und Zuschauer an aller anständigen Bequemlichkeit fehlte, der weimarischen Truppe zu ihren Darstellungen während der Badesaison gedient. Die Nothwendigkeit eines Neubaus hatte sich längst fühlbar gemacht. Auf Goethe's Anrathen bewilligte Karl August die nöthige Summe; doch war es schwierig, auf fremdem Grund und Boden ein solches Unternehmen auszuführen, indem die Stift-Merseburgischen Behörden den mit schön gewachsenen Bäumen gezierten Platz neben dem Bretterhause, welchen man ausgewählt hatte, nicht zum Bau eines Theaters hergeben wollten. Wenn Goethe bei einem gemeinnützigen Unternehmen auf eigensinnigen Widerstand stieß, half er sich manchmal durch einen Gewaltstreich. Er ließ in einer mondhellen Nacht die Bäume fällen. Die Bedenken waren jetzt gehoben. Es gelang die Concessionsurkunde zu erwirken und das Unternehmen ins Werk zu richten. Die tüchtigen Baumeister, welche beim Bau des nunmehr vollendeten Residenzschlosses — am 3. September 1803 wurde es von der herzoglichen Familie bezogen — thätig gewesen waren, leisteten Goethe beim Entwerfen des Planes zu dem neuen Theatergebäude ihre Beihülfe, und „mit leidenschaftlicher Kunstliebe“ betrieb er die rasche Ausführung. Im März lag das accordirte Holz noch bei Saalfeld eingefroren; dennoch konnte die

neue Bühne am 26. Juni mit der Vorstellung des Tasso eröffnet werden. Goethe's Vorspiel Was wir bringen, welches er Anfangs Juni in Jena in raschem Zuge durchdictirt und dann nur stellenweise noch nachgebessert hatte, leitete sie ein. Vor den Augen der Zuschauer ward die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen Palast dargestellt, und die verschiedenen Gattungen des Drama's mit besonderer Beziehung zu den Leistungen der weimarischen Gesellschaft auf symbolische und allegorische Weise vorgeführt. Das in munterer Laune leicht hingeworfene und lebendig durchgeführte Stück machte großes Glück und mußte mehrmals, nachher auch in Weimar mit einem Prolog des Dichters, wiederholt werden.

Indessen konnten die Freunde, und vor allen Schiller, das Bedauern nicht zurückhalten, daß Goethe auf dem Gebiete der Poesie so selten und höchstens mit unbedeutender Gabe erscheine, hatte man doch seinen „Hermann" als den Eintritt in eine neue dichterische Jugendfülle begrüßt. Noch bei der Uebersetzung der Voltaire'schen Tragödien hatten ihn die jenaischen Freunde ermahnt, nicht Fremdes zu bearbeiten, da er die Kraft habe, deutsche Meisterwerke selbst zu schaffen. Sie ahnten nicht, daß Goethe schon seit dem Erscheinen des „Wallenstein" mit einer größeren dramatischen Dichtung beschäftigt war, von der er diesmal selbst Schillern ein Geheimniß machte, weil er fürchtete, es werde ihm wieder gehen, wie mit der „Jagd" und der „Achilleis", bei denen er durch vieles Hin- und Herberathen unschlüssig und unsicher geworden war. Die erste Idee der Natürlichen Tochter war gegen Ende des Jahres 1799 durch die Lectüre der kurz zuvor erschienenen Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti angeregt und ein Schema sogleich ausgearbeitet worden. In dem Plane bereitete sich der Dichter ein Gefäß, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Bei der

Bedächtigkeit und Umständlichkeit, mit welcher er in der späteren Lebensperiode Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte, motivirte er die dramatische Handlung mit allzu großer Ausführlichkeit und erweiterte sie zu der Breite des Epos, so daß er nach dem Vorgange des Wallenstein eine Trilogie daraus gestaltete, welche, vollständig ausgearbeitet, funfzehn Acte umfaßt haben würde. Der erste Theil ward in den Jahren 1801 bis 1803 vollendet. Dieser enthält nur die Exposition der eigentlichen Handlung. In den Parteiungen und Ränken, welche in den höheren, den Thron umgebenden Regionen thätig sind, sieht man den Sturm der Revolution drohend herannahen; es ist die trübe Atmosphäre, welche das aufsteigende Gewitter verkündet. Die Personen, welche uns vorgeführt werden, können uns noch nicht durch ihr Handeln anziehen. Dazu kommt der Mangel individueller Charakteristik; selbst das historische Interesse ist verflüchtigt, indem die Charaktere nur symbolisch als Vertreter ihrer Standesinteressen uns entgegentreten. Unstreitig würden sie in der Fortführung der dramatischen Handlung durch schärfere Zeichnung in ein helleres Licht getreten sein; denn der zweite und der dritte Theil, über deren Anlage uns kurze Andeutungen gegeben sind, waren bestimmt, in die eigentliche Volksbewegung einzuführen und die daraus hervorgehende neue Gestaltung der Dinge zur Darstellung zu bringen. Das Urtheil über den Werth dieses Drama's bleibt daher unvollständig; als Ganzes kann es nicht befriedigen, da es keine in sich abgeschlossene Handlung hat; dagegen ist es reich an einzelnen tiefgedachten und herrlich entwickelten Scenen, in denen sich die volle Meisterschaft des Dichters aufs neue bewährt; die kunstvolle Sprache hat noch die Klarheit und den melodischen Wohllaut seiner Iphigenie und seines Torquato Tasso, nur nicht die gleiche Wärme.

Dem feinsinnigen weimarischen Publicum, dem die neueste Schöpfung des verehrten Meisters am 2. April 1803 zum

erstenmale vorgeführt wurde, entging ihr hoher dichterischer Werth nicht; sonst konnte jedoch das allzu weit ausgesponnene Drama, dessen letzten beiden Acten alle Bühneneffecte abgehen, kein Glück machen, weßhalb Schiller den Rath ertheilte, es zu diesem Zweck zu verkürzen. Die kalte Aufnahme, die es bei der Nation fand, trug viel dazu bei, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Er beklagt „den großen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war". Goethe konnte sich jedoch damit trösten „den Besten genug gethan zu haben". Schiller äußert in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt, der sich damals in Rom befand, (18. Aug. 1803): „Goethe's N. T. wird Sie sehr erfreuen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und Alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst, und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach meinem letzten Briefe, an seiner Productivität ganz verzweifeln mußten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso, wie mich selbst, überrascht haben". Noch enthusiastischer sprach Fichte in einem an Schiller gerichteten Briefe, der auch Goethe mitgetheilt wurde, seine Bewunderung über dies Drama aus, welches er für das Meisterwerk des Dichters erklärte. Selbst Herder, der sich sonst gern den Anschein gab, als bekümmere er sich um die neuern Producte der deutschen Literatur nicht, war von dem hohen Sinn, in welchem das Stück gedacht war, ergriffen. Wie sehr er es anerkannte, ersieht man aus Falk's, in diesem Falle wohl glaubwürdigem, Bericht, wonach er es „die köstlichste, gereifteste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes nannte, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höhern Ansichten entwickelt habe".

Herder stand in den letzten Jahren nicht mehr in einem innigen Verhältnisse zu Goethe. Mit seiner Kränklichkeit hatte

sich sein Widerspruchsgeist, der seit dem ersten Beginn ihrer Freundschaft ihrem Verhältniß zu einander so viel Herbes beigemischt hatte, vermehrt; „man kam nicht zu ihm“, bemerkt Goethe, der indeß nie aufgehört hat, seine edlen Eigenschaften in Ehren zu halten, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein“. Mit dem Erscheinen der Xenien hörte der freundschaftliche Verkehr völlig auf. Herder's Zerwürfniß mit Schiller und, in Folge seiner leidenschaftlichen Polemik gegen die Kantische Philosophie, mit den meisten Professoren der Universität Jena trug ebenfalls zu gegenseitiger Verstimmung bei. Indeß durch die Confirmation von Goethe's Sohn, welche Herder am 13. Juni 1802 im Innern des Hauses „nach seiner edlen Weise“ verrichtete, [33]) hatten sie sich wieder mehr genähert, so daß im folgenden Jahre ein „reines Vernehmen“ sich wieder herstellte; doch sollte ein letzter herber Mißklang nicht ausbleiben. Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Drama's wohnten beide im jenaischen Schlosse zusammen unter einem Dache und sahen sich häufiger. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräch auszulassen. Allein die schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: „denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward“ — vielleicht ein verletzender Scherz über die Aufschrift des Stückes, dem allerdings die anfängliche Benennung „Eugenie“ besser angestanden hätte. Goethe sah ihn an und schwieg. So trennten sie sich zum letzten Male im Leben; während Herder's letzter Krankheit kam auch Goethe, wurde aber, da der Kranke mit Besuchen verschont werden mußte, nicht vorgelassen. Am 18. December 1803 war Herder geschieden, der erste aus dem Sternenkranze, mit welchem Weimar ins neue Jahrhundert eingetreten war.

In einigem Zusammenhange mit den Vorstudien zu der „natürlichen Tochter“ steht die im nächsten Jahre unternommene Uebersetzung von Rameau's Neffen,[34]) einer damals noch ungedruckten Schrift Diderot's, worin uns das Treiben eines humoristischen Proletariers inmitten der aristokratischen Gesellschaftskreise des alten Frankreichs mit lebhaften Farben geschildert wird. Goethe stand um jene Zeit in enger Beziehung zur französischen Literatur; die dem Rameau beigefügten literarhistorischen Excurse verrathen nur zum Theil, welche genaue Kenntniß sich Goethe von dem Gange und dem Detail der französischen Literatur und ihrer Koryphäen erworben hatte. Die Vertreterin der modernsten Wendung derselben, Frau von Stael, mit ihr der treffliche Benjamin Constant fanden sich damals in Weimar ein, begierig, das gesellige und literarische Weimar, das jetzt zum Mittelpuncte deutscher Bildung geworden war, kennen zu lernen und die deutschen Ansichten in Wissenschaft und Kunst jenseits des Rheins zur Geltung zu bringen. Auch auf Constant's Schriften (er übersetzte Schiller's Wallenstein) läßt sich anwenden, was Goethe in Bezug auf das Werk der Frau von Stael „über Deutschland“ sagt, welches zum größeren Theil aus den weimarischen Gesprächen erwachsen ist: es sei als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer veralteter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, eine breite Lücke durchbrach. Dabei mußte mancher Zeitverlust, manches Unangenehme von der redseligen, oft zudringlichen und rücksichtslosen Französin, die vom 14. December 1803 bis zum Anfang des folgenden März in Weimar blieb, in Geduld ertragen werden. Goethe suchte sie möglichst zu vermeiden; sie fand ihn daher oft steif und abgemessen, kommt jedoch zu dem Urtheil, wenn man ihn zum Reden zu bringen wisse, sei er bewundernswürdig. Der Unterschied der französischen und deutschen Poesie war mehrmals Gegenstand ihrer längeren Unterredungen.

Ueberhaupt war um diese Zeit Weimar das Ziel literarischer Wallfahrten; das Salve an der Thürschwelle im Treppenvorsaal des Goethe'schen Hauses begrüßte die ausgezeichnetsten Zeitgenossen. Unter denen, welche damals in engere Beziehung zu Goethe traten, ist vor allen Musikdirector Zelter aus Berlin zu nennen; mit diesem wacker gesinnten Manne hatte Goethe in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen seiner Lieder einen Briefwechsel eingeleitet, der nachmals zu einer herzlichen Freundschaftsverbindung führte. [35]) Der Besuch Johannes von Müller's, welcher 1804 zwei Wochen in Weimar verweilte, hatte freundschaftliche Beziehungen zu dem gefeierten Historiker zur Folge. Besonders beachtenswerth für das Verständniß der Fortentwickelung der Poesie Goethe's ist sein inniges Anschließen an bedeutende Philologen, unter deren Einfluß seine Richtung zur antiken Form noch mehr verstärkt und er vornehmlich in die Technik der griechischen Dichter tiefer eingeführt wurde. Die Einwirkung der Aeschyleischen Studien Wilhelms von Humboldt haben wir oben schon berührt. Jetzt trat der Verkehr mit Friedrich August Wolf [36]) zu Halle hinzu, belebt durch Goethe's häufigen Aufenthalt in Lauchstädt, der auch zu Gegenbesuchen in dem nahen Halle einlud; einen Tag mit Wolf zuzubringen schien ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen"; das Freundschaftsband befestigte sich durch mehrmaliges Zusammensein und durch brieflichen Verkehr. Bei dem Besuche in Leipzig im Jahre 1800 lernte Goethe Gottfried Hermann, den scharfsinnigen Forscher auf dem Gebiete griechischer Metrik, kennen, mit dem er hernach mehrmals in Karlsbad wieder zusammentraf.

Im Jahre 1802 kam Voß, der sein Rectorat in Eutin niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe mit der aufmerksamsten Freundschaft behandelt. Man suchte ihn im Weimarischen durch möglichst liberale Anerbietungen festzu-

halten und gab seinem Sohne Heinrich eine Anstellung am weimarischen Gymnasium. Goethe pflegte bei seinem Aufenthalte in Jena viele Stunden in wissenschaftlichen Gesprächen mit ihm zuzubringen, in denen besonders Voß' metrische Theorieen und die in seiner kürzlich erschienenen Schrift von der Zeitmessung der deutschen Sprache niedergelegten Ansichten erörtert wurden. Die ausführliche Recension von Voß' Gedichten sprach die freundschaftlichste Anerkennung aus. Um so schmerzlicher war es für Goethe, daß Voß im Jahre 1805 einem Rufe nach Heidelberg folgte. Das herzliche Verhältniß hörte damit auf; doch geschah der Zuneigung zu dem Sohne, der mit kindlicher Liebe an dem verehrten väterlichen Freunde hing, dadurch kein Eintrag.

Als Erzieher von Goethe's Sohne trat Dr. Riemer, bisher der Genosse der Humboldt'schen Familie, in sein Haus welches Meyer um Weihnachten 1802, wo er sich verheirathete, verlassen hatte. Riemer war ein gründlicher Philolog und wurde dem Dichter bei vielen Arbeiten und Studien ein anhänglicher Gehülfe und häufig sein Secretär. Er erhielt 1812 eine Anstellung am Gymnasium und zuletzt die Stelle eines Oberbibliothekars.

Wenn des Menschen Wesen und Gemüth sich darin spiegelt, wie er geliebt worden ist, so können die, welche Goethe etwa noch für kalt, stolz und abgemessen halten möchten, aus den rührenden Bekenntnissen dieser und anderer jungen Männer, die ihm einer liebevollen Theilnahme würdig schienen, sich überzeugen, mit welcher Gewalt er offene Herzen durch die Sanftheit und Liebeswärme seines Gemüths an sich zog, „durch das Unnennbare“, wie der jüngere Voß sich ausdrückt, „das durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann.“ Wir können uns nicht versagen, noch einige charakteristische Stellen aus dessen Briefen [37]) hier folgen zu lassen: „Goethe hat die Kunst inne, Andere, ohne

daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es thut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewußt, hervorbringt. . . . . . . . . Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich existirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. . . . . . . Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf seinem Studirzimmer. Da sitzt der Goethe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sopha und unterhält sich oder läßt sich vorlesen; aber seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste. . . . . . . In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen, als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte.“

„Allerdings konnte Goethe zurückhaltend und steif sein“ — sagt Frommann, in dessen elterlichem Hause zu Jena der Dichter häufig verkehrte — „aber eben nur, wenn er in Lagen

und Umgebungen war, wo er sich nicht frei äußern konnte, und vorzüglich, wenn er verbildeten, anmaßenden oder neugierigen Menschen gegenüberstand. Am meisten waren ihm aufgespreizte, hohle Patrone zuwider, die nichts leisten konnten, aber doch viel vorstellen wollten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß gerade diese Menschengattung am meisten gethan hat, ihn in den üblen Ruf des Aristokratismus zu bringen.“ Diese Worte erinnern uns auch an einen früheren, viel herumgetragenen Vorfall mit Bürger. Als dieser bei seinem Besuche in Weimar (1789) sich mit der stolzen, derben Ansprache: „Sie sind Goethe; ich bin Bürger!“ vorstellte, wehrte Goethe die zudringliche Brüderlichkeit durch vornehme Haltung ab und unterhielt sich mit ihm, statt über Gedichte, über den Zustand und die Frequenz der Universität Göttingen. Bürger rächte sich hinterher durch ein Epigramm, mit welchem noch Nicolai seine Replik auf die Xenien würzte.

Mögen hier noch einige Worte über Goethe's Persönlichkeit von einem andern Zeitgenossen eine Stelle finden. „Man hat Goethen“ — schreibt Ernst Moritz Arndt — „oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, nichts ist ungerechter, als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrliche vor allem Anlauf und Ueberlauf der oft müssigsten und auflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitz und dieser Haltung ferner als was man gewöhnlich mit den Worten „vornehm“ und „vornehmes Wesen“ nennt. . . . . . Goethe drückte, wie kein anderer Mensch, in Gestalt und Wesen Wahrheit und Klarheit, kurz den ruhigsten, selbstbewußtesten Verstand aus — eine ernste, heitere, über das Leben hinschauende Besonnenheit, und wenn er lächelte, liebenswürdigste Freundlichkeit. Herrlicheres An-

gesicht konnte kaum ein Sterblicher haben, aber in seiner Haltung, wenn er ging oder vor einem stand, war allerdings ein gewisses Etwas, eine eigenthümliche Förmlichkeit und Steifigkeit, welche ungeübte oder falsche Betrachter und Beobachter wohl auch vornehme Hoffart gescholten haben.“

Seit 1803 wurde die jenaische Akademie von einem harten Schlage nach dem andern getroffen. Nicht nur verlor sie mehrere bedeutende Männer durch den Tod, unter ihnen den verdienstvollen Batsch: mehr noch entzogen ihr die lockenden Anerbietungen, welche vornehmlich von Preußen und Bayern ausgingen und bei den geringeren Mitteln der thüringischen Akademie nicht aufgewogen werden konnten. Mit Hufeland's Berufung nach Berlin, Paulus' Abgang nach der Universität Würzburg verlor Goethe die Nähe langjähriger Freunde. Schelling folgte ebenfalls einem Rufe nach Würzburg. Loder wurde von der Universität Halle gewonnen. Karl August war nicht minder als seine Räthe schmerzlich davon ergriffen, ohne im Stande zu sein, zu halten, was sich nicht durch Dankbarkeit fesseln ließ. Goethe und Voigt suchten der Universität, deren Frequenz sehr abnahm, durch neue Anstrengungen aufzuhelfen. Man berief mehrere tüchtige Gelehrte und erweiterte die vorhandenen Institute. Unter Leitung des von Heidelberg berufenen Professors Ackermann ward 1804 das anatomische Museum errichtet. Goethe selbst übernahm das nach Batsch' Tode erledigte Präsidium der naturforschenden Gesellschaft. Es erschien unter den bedenklichen Umständen, worin sich die Universität befand, als eine Lebensfrage, daß mit dem Abgang des Professors Schütz nicht, wie dessen Plan war, auch die Herausgabe der allgemeinen Literaturzeitung nach Halle verlegt werde. In dieser Angelegenheit schritt Goethe aufs thätigste ein und setzte es durch, daß die allgemeine Literaturzeitung in Jena selbst, unter Eichstädt's Redaction,

fortgeführt ward, wenngleich Schütz nicht gehindert werden konnte, ein ähnliches Institut in Halle zu gründen. Goethe übernahm einen Theil der Correspondenz, um die Mitarbeiter festzuhalten, neue zu gewinnen, und die literarischen Kritiken wieder zu beleben. Wie angelegentlich er die Sache betrieb, bezeugt ein dringlich bittendes Schreiben an den Historiker Johannes von Müller. Auch verfaßte er selbst in den nächsten Jahren mehrere und darunter manche sehr ausführliche Recensionen.

Böttiger's Weggang nach Dresden (1804) wurde sowohl von Goethe als von Schiller gern gesehen, da er die Achtung, in der er bei ihnen früher seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse halber stand, durch seine Klatschereien und intriganten Bündnisse mit den ihnen entgegenwirkenden Mittelmäßigkeiten völlig verscherzt hatte. Anfangs war er bei mehreren ihrer Arbeiten ins Vertrauen gezogen worden; als er aber hinterher als Ubique (wie er in ihren Briefen benannt wird) ihnen durch Aushorchen, Ausplaudern und versteckte Invectiven zu schaden suchte, überließen sie ihn den Kotzebue's und Merkel's. „Sie haben nicht Unrecht", sagte Goethe einmal zu einer Freundin, welche Böttigern wegen seiner schätzbaren Gelehrsamkeit vertheidigte, „er brauchte kein Lump zu sein, wenn er es nicht wollte". Gleichwohl möchte nicht in Abrede zu stellen sein, daß er in seinem Heroldsamte den Dichtern Weimars auch mehrfach genützt hat.

Bei den von vielen Seiten an Goethe sich herandrängenden Geschäften blieb für poetische Arbeiten nicht viel Raum, noch weniger Stimmung. Zu Zeiten gewann der Unmuth solche Macht über ihn, daß er beim Uebergange in das Jahr 1804 an Frau von Schiller schrieb, er möchte sich am liebsten mit Herder begraben lassen. Die Scenen der Fortsetzung der natürlichen Tochter besuchten ihn nur manchmal noch „wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich

nach Erlösung seufzen.“ Nebenbei kam ihm auch wohl der Gedanke, „aus dem Ganzen der erst intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen.“ Er mochte indeß wohl fühlen, daß die Bewältigung der in größeren Dimensionen weltgeschichtlicher Ereignisse fortschreitenden Handlung in jener Lebensepoche schon seine productiven Kräfte überstieg und zog für immer seine Hand von dem angefangenen Werke. Nachmals sollte der Dichter noch erfahren, daß er mit der schönen Abenteurerin, die seine Dichtung verherrlicht hatte, durch besonderen Zufall und ohne es zu ahnen, in nähere Berührung gekommen sei. Eine talentvolle und gebildete Französin, die sich unter dem Namen einer Madame Guachet einige Zeit in Berlin aufhielt, entdeckte sich der Frau Rahel von Ense als die natürliche und später anerkannte Prinzessin von Bourbon-Conti und erzählte, wie sie auf ihren Reisen auch nach Weimar gekommen sei und den Herzog für ein technisches Unternehmen zu interessiren gesucht habe; Goethe habe davon abgerathen und ihr sei der fernere Aufenthalt in Weimar untersagt worden. Als Goethe mitgetheilt wurde, wer unter der Fremden verborgen gewesen sei, war er tief ergriffen, blieb einige Zeit schweigend und lenkte dann das Gespräch auf etwas Anderes.

Während seine eigenen dramatischen Arbeiten ruhten, begleitete er inzwischen mit seinem Rathe Schiller's Bearbeitung des Drama's „Wilhelm Tell“, auf das er mehr Einfluß geübt hat, als auf die übrigen dem Wallenstein folgenden Stücke. Schiller war jetzt darin vor ihm bevorzugt, daß er sich ungestörter seinem poetischen Schaffen überlassen konnte, während sein Freund durch Verhältnisse und Geschäfte hin und her gezogen ward. Goethe beschäftigte sich zu gleicher Zeit nebenher mit der Bühnenredaction des Shakspearischen Julius Cäsar und seines Götz von Berlichingen, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche

Publicum allenfalls auf einmal hinunterschlucke.“ Die Scenenveränderungen wurden vermindert, das Darzustellende ward in größere Massen vereinigt; jedoch opferte er allzuviel von dem früheren Stücke, und die hinzugefügten Scenen entbehren der Jugendfrische. Ueberdies war er nicht einmal mit besonderer Liebe an die Redaction gegangen überzeugt, daß beim Lesen niemand die neue Arbeit billigen werde. Des Dichters eigene Bearbeitung hat daher dem Stücke einen eben so schlechten Dienst geleistet, wie früher beim Egmont die Redaction Schiller's, welcher diesmal sich dem mißlichen Geschäft nicht hatte unterziehen wollen. Am 22. September 1804 ging das Stück in seiner neuen Form zum ersten Mal über die Bühne, ohne mit seinen Aenderungen Beifall zu finden. Noch weniger gefiel die von Schiller redigirte Stella.

Bei dem Mangel an productiver Stimmung fiel für Goethe die poetische Ausbeute des Jahres 1804 nur gering aus. Sogar bei den Festlichkeiten, welche im November ganz Weimar in freudiger Aufregung erhielten und Goethe nebst andern Geheimräthen den Titel „Excellenz“ brachten, reichte ihm die sonst so gefällige Muse der Feste, die noch in den letzten Jahren zu der Geburtsfeier der Herzogin einige Gedichte zu Maskenzügen hervorgerufen hatte, keine poetische Gabe dar. Der Erbprinz hielt mit seiner jungen Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Maria Paulowna, am 9. November seinen Einzug, bewillkommt von dem diesmal aufrichtigen Jubel der Weimaraner, welche das neuvermählte Fürstenpaar in festlichem Zuge durch eine Ehrenpforte in die Residenz einführten. Wie hätten die Dichter Weimars, der Metropole deutscher Poesie, inmitten dieser Festlichkeiten sich stumm verhalten können? Die ganze Welt, wie Schiller an Körner schreibt, erwartete etwas von ihnen. Da Goethe nichts vorbereitet hatte, so half Schiller aus; rasch arbeitete er das kleine inhaltsschwere Festspiel die Huldigung der Künste

aus, in welchem er in würdigster Weise die Huldigung, die der liebenswürdigen Fürstin dargebracht wurde, mit den erhabensten Ideen des Schönen umkränzte. Bei der Aufführung am 12. November (als Vorspiel zu Racine's Mithridates) ward die edle Dichtung gewürdigt, wie sie es verdiente. Die Fürstin vergoß Thränen der Rührung und Freude; Alle fühlten sich ergriffen und erhoben von dem Gefühl, daß die Hoffnung, die des Dichters Phantasie in reizenden Bildern vorführte, sich erfüllen und der das Edle und Schöne liebevoll pflegende hohe Sinn des weimarischen Fürstenhauses in seinen jüngeren Gliedern fortleben werde. „Ich danke dem Himmel", schreibt Wieland, „daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahre zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche in Weimar angehen; sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat."

Die „Huldigung der Künste" war die letzte Dichtung, welche Schiller vollendete. In den besseren Stunden, die ihm noch gewährt waren, arbeitete er an seinem Demetrius, dessen Plan mit Goethe bis ins Einzelne berathen ward; aber unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit brach der letzte Rest seiner physischen Kräfte zusammen. Auch Goethe litt während der Wintermonate schwer an einer von Krämpfen begleiteten Nierenkolik, welche zweimal zurückkehrte; sein Arzt zweifelte, ihn ganz herstellen zu können. Seine Stimmung war daher sehr niedergedrückt; trübe Ahnungen stiegen auf. Als ihm beim Neujahrsbriefe an Schiller zufällig die Worte „zum letzten Neujahrstage" aus der Feder geflossen waren und er den Brief deßhalb zerrissen hatte, äußerte er an Frau von Stein, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Es war ein wehmüthiges herz-

liches Wiedersehen, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethe's Zimmer trat. Heinrich Voß, welcher dabei zugegen war, konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Sie fielen sich um den Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kusse aus. An guten Tagen war Goethe mit Rameau und Winckelmann beschäftigt und begann einige Capitel zur Geschichte der Farbenlehre zu dictiren. Beide hofften auf den Genesung bringenden Frühling; aber Schiller's Auge sollte sich nicht mehr an der ersehnten Blüthe des Maies erquicken. Am 30. April sahen sich die Freunde zum letzten Mal. Schiller ging ins Schauspiel; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin zu begleiten, und konnte in den nächsten Tagen das Haus nicht verlassen; so schieden sie vor Schiller's Hausthür, um sich nie wiederzusehen. Während Schiller's Krankheit war Goethe sehr niedergeschlagen. Voß traf ihn einmal weinend in seinem Garten; er erzählte ihm viel von Schiller; Goethe hörte es mit Fassung an: „das Schicksal", war seine einzige Aeußerung, „ist unerbittlich, und der Mensch wenig." Am Abend des 9. Mai war Schiller nicht mehr.

Niemand hatte den Muth, Goethe bei seinem jetzigen krankhaften Zustande die Nachricht von dem Tode des Freundes zu bringen. Meyer war gerade bei ihm, als die Trauerkunde draußen anlangte; er ward herausgerufen, wagte aber nicht zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Verwirrung indeß, die Besorgniß, welche Goethe um sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen; „ich merke es", äußerte er, „Schiller muß sehr krank sein." Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu seiner eintretenden Freundin: „nicht wahr, Schiller war gestern s e h r krank." Diese Betonung wirkte so heftig auf sie, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er ist todt?"

sagte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ war ihre Antwort. „Er ist todt!“ wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte sich die Augen mit den Händen.[36])

Sein erster leidenschaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geistige Zusammenwirken fortzusetzen und den mit Schiller durchdachten und durchsprochenen Demetrius in seinem Geiste zu vollenden; so schien es ihm, als ob er den geschiedenen Freund ins Dasein zurückrufe und sich seinen Verlust ersetze; so dünkte er sich gesund und getröstet. Allein in diesem Zustande, wo ihn überdies körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten und er in traurigster Einsamkeit seinem Schmerze überlassen war, konnte nicht ein Werk gedeihen, das nur durch die höchste Anspannung productiver Kraft einigermaßen möglich gemacht und auch dann noch ein bedenkliches Unternehmen geblieben wäre. „Meine Tagebücher“, berichtet Goethe, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.“

Gleich nach Schiller's Hinscheiden eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten, wie von mehreren Seiten gewünscht ward, schien ihm verletzend; gegen Zelter machte er einige bittere Bemerkungen über „die Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden.“ In gefaßterer Stimmung veranstaltete er zu würdiger Feier des Andenkens am 10. August auf dem Theater zu Lauchstädt die Aufführung der Schiller'schen Glocke. Die mannigfaltigen einzelnen Rollen waren unter die Gesellschaft vertheilt, und die Vorstellung des Glockengusses belebte das Ganze durch dramatische Handlung. Am Schlusse trat unter

der emporschwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den Epilog Goethe's, jene bekannte Elegie in hohem Stil, eingegeben von inniger Liebe und hochherziger Anerkennung des mit ihm ringenden großen Dichtergeistes. „Von seinem Grabe her“ — so schloß er den ihm wie später auch Winckelmann gewidmeten Nachruf — „stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“

Dieser trüben Stimmung, in der er mit dem Verlust des Freundes die Hälfte seines Daseins verloren zu haben beklagte, entrissen ihn im Juni einige erheiternde und geistvoll anregende Freundesbesuche. Am 30. Mai langte Wolf von Halle in Weimar an, „begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte“, und brachte vierzehn Tage in Goethe's gastlichem Hause zu. Die tief eingehenden Unterhaltungen über alte Kunst und Literatur wurden durch den heitersten Humor und selbst den Widerspruchsgeist, welcher Wolf eigen war, gewürzt, so daß Goethe bekannte, „durch die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes in jedem Sinne gestärkt zu sein.“ Bald darauf ward er durch die Anmeldung Jacobi's erfreut, der nach vielen prüfungsreichen Jahren, seit er sein idyllisches Pempelfort verlassen hatte, jetzt auf der Reise nach Süddeutschland begriffen war, um in seine neue Stellung an der Akademie der Wissenschaften in München einzutreten. Goethe, seit einigen Jahren in seinem Urtheil über Andere milder geworden, hatte schon in den ersten Tagen des Jahres 1800 die mehrere Jahre unterbrochene Correspondenz mit seinem Jugendfreunde, dem er trotz ihrer abweichenden Ansichten im Grunde des Herzens stets zugethan blieb, wieder angeknüpft. Er macht dabei das für seine damalige Lebensepoche charakteristische Bekenntniß: „Sonst machte mich mein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung auch

gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich an der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber wie über manches Andere belehrt uns die Zeit, und man lernt, daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein kann. Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und Du kannst denken, wie mich der Gedanke an Dich erfreuen muß, da Deine Richtung eine der reinsten ist, die ich jemals gekannt habe." Goethe war daher durch Jacobi's persönliche Gegenwart sehr beglückt; die alte Freundschaft war wieder lebendig wie sonst; es zeigte sich, wie Goethe schreibt, „das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit." Freilich that sich im Verlauf der Unterhaltungen, da Jacobi in ausführliche Erörterungen über sein philosophisches System einging, die geistige Differenz wieder hervor; Goethe verstand nicht mehr die Sprache seiner Philosophie, und Jacobi konnte sich in der Welt der Goethe'schen Dichtung nicht recht behagen. In Jacobi's Frage, was er denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe, war es ihm vor Allem deutlich geworden, wie weit sie in allen geistigen Beziehungen von einander gekommen seien. Ließ sich gleich hier keine Vereinigung vermitteln, so bekräftigten sie doch wieder treulich und liebevoll den alten Bund.

Der Sommeraufenthalt in Lauchstädt brachte Goethe wieder in Wolf's Nähe, mit dem er von neuem heitere Tage verlebte. Außer den höchst lehrreichen Unterhaltungen mit dem gründlich gelehrten Freunde (mehreren seiner Vorlesungen hörte er hinter einer Tapetenthür zu) hatte er noch den Gewinn, daß Dr. Gall in den ersten Augusttagen in Halle seine Vorlesungen über Schädellehre begann, welche mit Goethe's Naturforschung in inniger Berührung stand und von ihm als der Gipfel vergleichender Anatomie anerkannt ward. Goethe suchte von Gall's öffentlichen Vorlesungen wie von seinen Privat-

unterhaltungen den möglichsten Nutzen zu ziehen. Die geistige Anstrengung wirkte jedoch ungünstig auf seinen körperlichen Zustand. Während dieser Krankheitsanfälle behandelte ihn Dr. **Reil**, mit dem er dadurch in ein engeres Freundschaftsverhältniß trat. Gall hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder [illegible]lesung auf das Zimmer des Erkrankten zu schaffen und [illegible]m den Verfolg seiner Theorieen mitzutheilen, so daß er seinen ferneren Unterricht nicht vermißte. Es versteht sich, daß bei diesen Unterhaltungen die Gall'sche Schädeltheorie auch an den Mitgliedern erprobt ward, bei welcher Gelegenheit Gall unserm Dichter ganz ernstlich versicherte, er sei nicht sowohl zum Dichter, als zum Volksredner geboren.

An diese vielseitig belebten Tage, in welche auch ein Besuch Zelter's in Lauchstädt fiel, schloß sich gegen Ende des Augusts ein Ausflug in die **Harzgegend**. Begleitet von seinem Sohne August und Wolf, reiste Goethe nach **Magdeburg**, wo er sich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms beschäftigte, und von da nach **Helmstedt**, welches, zu jener Zeit noch braunschweigische Landesuniversität, mehrere tüchtige Männer besaß. Ueber die originelle Persönlichkeit des gelehrten Sonderlings Hofrath **Beireis** und seine confuse Raritätensammlung, über die lustige Excursion zum Landrath **Hagen** auf der Nienburg (in der Gegend gewöhnlich „der tolle Hagen" genannt), sowie über manche Specialitäten dieser Reise hat uns Goethe in seinen Annalen eine anziehende Schilderung aufgezeichnet, auf die wir der Kürze wegen hier verweisen müssen. Auf dem Rückwege brachte er mehrere Tage in **Halberstadt** zu, wo er in **Gleim's** Wohnung und an seinem Grabe sich das Bild des liebenswürdigen, verdienstvollen Mannes, mit dem ihn das Leben nur in flüchtige Berührung gebracht hatte, mit jener alles edle Streben und Wirken anerkennenden Pietät vergegenwärtigte, die in seiner letzten Lebens-

periode als ein Grundzug seines Charakters mehr und mehr hervortritt. Darauf berührte er noch einmal den Harz und ging, zum drittenmale in seinem Leben, an dem rauschenden Wasser der von Granitfelsen eingeschlossenen Bode hin, ergriffen von bedeutenden Momenten vergangener Jahre.

# Viertes Buch.

# Goethe im Alter.

## Universalismus geistiger Interessen.

---

Noli turbare circulos meos!

## Erstes Capitel.

### 1806 — 1813.

Die Literaturperiode des letzten Jahrzehends, in deren Mittelpunct Goethe und Schiller standen, hatte reiche Früchte getragen. Eine jüngere Generation hatte sich an ihnen emporgearbeitet und den Kampf gegen die abgestandenen Literaturtendenzen, welchen die Xenien eröffneten, erfolgreich fortgekämpft. Ueber Schiller's Grabe schwieg die Stimme der Mißgunst, und einzelne Anfechtungen der ästhetischen Kritik, welche namentlich von einigen Wortführern der romantischen Schule ausgingen, konnten der Anerkennung und Verehrung der Nation keinen Eintrag thun. Um Goethe schaarten sich enger die Genossen der jüngeren Dichterschule; jedoch verschmähte er es, ein Parteihaupt zu sein, und ließ sich von ihrem anhänglichen Lobe nicht bestechen, da die Absicht nicht zu verkennen war, ihre einseitige ästhetische Richtung durch berühmte Namen zu decken. Indeß waren sie die Ersten, welche den dichterischen Charakter Goethe's in helleres Licht setzten und die richtige Einsicht in seine Dichtungen eröffneten; kaum daß jetzt noch einer, wie zur Zeit des Xenienkampfes, seine Dichtergröße in Zweifel zu stellen wagte. Auch das hatte Goethe vor seinem frühgeschiedenen Freunde voraus, den Glanz des Ruhmes noch ein langes glückliches Alter hindurch genießen zu können.

Daß für ihn mit Schiller's Tode die Sonne der Poesie sich verhüllt habe, daß der productive Trieb, den des Freundes aufmunternde und anregende Gegenwart stets lebendig erhalten hatte, ermattet sei, fühlte er selbst, und in dem schwermüthigen Worte an Zelter: „ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise anfangen“, liegt eben das Bekenntniß, daß die Fäden, die ihn an die Poesie knüpften, fürs erste zerrissen seien. Es war ihm daher gewissermaßen der Abschluß einer Lebensepoche, daß er im Jahre 1806 zum erstenmal eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke zur Herausgabe ordnete, so daß im März des nächsten Jahres die erste Lieferung erscheinen konnte. Er blieb dabei seinem Grundsatze getreu „nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern“. Mit dieser Gesammtausgabe ward auch der erste Theil des Faust (im Winter 1806 bis zum Mai 1807) in der Form, wie er uns jetzt vorliegt, zusammengestellt; denn nur wenige Lücken waren noch auszufüllen. Es traf diese genialste der Goethe'schen Dichtungen gerade den rechten Zeitmoment, um in einer von philosophischen Bestrebungen erregten Generation zu zünden. An eine Fortsetzung des fragmentarisch begonnenen zweiten Theils wurde zunächst nicht gedacht. Den wieder auftauchenden Plan, das Epos Tell vorzunehmen und in Hexameterform auszuführen, drängten die Stürme der Zeit gleichfalls bald wieder zurück.

Schon mit dem Beginn des Jahres 1806 zog sich über das nördliche Deutschland, das sich während eines zehnjährigen Friedens über das Ziel der Napoleonischen Politik getäuscht hatte, die drohende Kriegswolke dichter zusammen. Der Rheinbund ward geschlossen; Preußen zog die kleineren norddeutschen Staaten zu einem engeren Bunde an sich. Während noch unterhandelt ward, sammelten sich die Heere m Centrum Deutschlands. Auch der Herzog von Weimar übernahm wieder das Commando eines preußischen Armeecorps.

Goethe verbrachte die Sommermonate in Karlsbad, dessen Heilquellen er diesmal eine besondere Stärkung seiner wankenden Gesundheit verdankte. Als er im September nach Thüringen zurückkehrte, fand er Alles in kriegerischer Aufregung und die nächsten Freunde in ängstlicher Erwartung der Entwicklung der Ereignisse. Mit seinem Collegen von Voigt hatte er „viele sorgenvolle Verhandlungen"; er war unzufrieden mit dem Gang der Dinge, und die Ahnung einer nahebevorstehenden trüben Zukunft war auch unstreitig der Inhalt der letzten „höchst prägnanten" Unterhaltung mit seinem Herzoge im Hauptquartiere zu Nieder-Roßla.

Nach dem unglücklichen Treffen bei Jena war man in Weimar auf das Schlimmste gefaßt, da Napoleons Zorn über die Parteinahme des Herzogs nicht unbekannt war. Die Herzogin-Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzessin hatten sich aus der Stadt geflüchtet. Nur die Herzogin Luise blieb im Schlosse zurück, inmitten von Plünderung und Brand, der auch das Schloßgebäude bedrohte, ein ermuthigendes Vorbild für die geängstigten Bürger [38]). In der ersten Nacht herrschte Todesangst in der der Plünderung preisgegebenen Stadt. Goethe erhielt nicht, wie Wieland, welcher Mitglied des Nationalinstituts war, eine Schutzwache; doch war sein Haus, das zum Quartier des Marschalls Augereau bestimmt war, von der Plünderung ausgenommen; der ihm die Nachricht brachte, war ein junger Husarenofficier von Türckheim, ein Sohn Lili's. Da der Marschall die Nacht nicht anlangte, so ward in Goethe's Haus mehrmals hereingestürmt. Zwei eingedrungene Tirailleurs, die er anfangs durch seine imponirende Persönlichkeit zur Ordnung gebracht hatte, schlichen, vom Wein erhitzt, ihm auf sein Zimmer nach und bedrohten sein Leben. Es gelang Christianen, welche sich überhaupt in diesen Stunden der Angst sehr standhaft benahm, einen andern der ins Haus Geflüchteten zu Hülfe

zu rufen, der ihn von den Wüthenden befreite. Er fand am nächsten Tage in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen; in einem Hause ihm gegenüber war förmlich Feuer angelegt, das nur durch Zufall entdeckt und gelöscht wurde. Am Morgen kam der Marschall, und sogleich trat eine Schutzwache vor das Haus. Napoleon langte am nächsten Vormittage im Schlosse an, wo ihn die Herzogin an der Treppe empfing. Nach einer rauhen Begrüßung begab er sich sogleich in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer. Bei der nachfolgenden Unterredung benahm sich die Herzogin ihm gegenüber mit solcher Würde und Festigkeit, daß sie ihm Anstand und Achtung abnöthigte, und er der Zügellosigkeit seiner Truppen Einhalt that. Dem Herzog wurde die kaiserliche Gnade in Aussicht gestellt, wenn er binnen 24 Stunden die preußische Armee verlasse; nur mit Mühe erlangte man, daß die Frist auf drei Tage ausgedehnt wurde. Goethe unterließ es bei der Audienz zu erscheinen, die Napoleon den Ministern gewährt hatte.

Von der Last der Einquartierung blieb er nicht verschont; zuweilen standen achtundzwanzig Betten bereit. Einige Tage logirte auch Denon, der Director der kaiserlichen Museen, bei ihm; sie hatten sich in Venedig kennen gelernt und freuten sich des Wiedersehens. Die Unkosten dieser bewegten Tage wurden auf 2000 Thaler berechnet. Gleichwohl war Goethe froh, nichts Aergeres erlitten zu haben. Am meisten hatte er den Verlust seiner Sammlungen und Papiere gefürchtet, welche ihm das Unersetzlichste seiner Habe waren; die Manuscripte zur Farbenlehre waren das Erste, was er in Sicherheit zu bringen gesucht. Auch erhielt er die tröstliche Nachricht, daß es seinem Knebel, der sich seit einem Jahre in Jena wieder niedergelassen hatte, bei der Plünderung leidlich ergangen war. Dagegen hatte sein Freund Meyer Alles verloren, auch seine Zeichnungen; Herder's handschriftlicher

Nachlaß war größtentheils vernichtet. „Da eine trübe Zeit heranrückt“, sagte Goethe zu seinen Freunden, „so müssen auch wir enger an einander rücken“. Dies erfüllte er auch in Bezug auf sein häusliches Verhältniß. Am ersten Sonntag nach den Schreckenstagen, den 19. October, fuhr er mit Christianen, seinem Sohne und Riemer, als Zeugen, Morgens nach der Schloßkirche und ließ vom Oberconsistorialrath Günther in der Sacristei den Act der ehelichen Trauung vollziehen. Seinen Freunden stellte er sie mit den Worten vor: „Sie ist immer meine Frau gewesen.“ Die vorwaltende Rücksicht war dabei ohne Zweifel, für den Fall einer unglücklichen Wendung der politischen Ereignisse die Zukunft seines Sohnes sicher zu stellen.

Der Herzog, welcher sein Armeecorps muthig an die Elbe zurückgeführt und den Uebergang nach Havelberg glücklich veranstaltet hatte, wurde von Preußen selbst aufgefordert, sich dem Sieger zu unterwerfen. In Berlin suchte er eine Audienz bei Napoleon nach, die ihm jedoch verweigert wurde. In dieser Angelegenheit war Kanzler von Müller mit aufopfernder Treue für seinen Fürsten bemüht. Er reiste nach Berlin, verschaffte sich beim Kaiser Gehör und erhielt endlich in der Audienz am 5. November aus dessen Munde die Zusicherung der Verzeihung für den Herzog „aus Achtung für die Herzogin“ sowie die Bewilligung der Pässe für die Mitglieder der herzoglichen Familie. Karl August kehrte in seine Residenz zurück, begrüßt vom Jubel der Seinigen. Seine Staaten mußten sich dem Rheinbunde anschließen; indeß setzte man noch immer französischerseits großes Mißtrauen in ihn; er war von Horchern umgeben, und sein künftiges Schicksal noch zweifelhaft. Von der anhänglichen und wahrhaft deutschen Gesinnung Goethe's unter diesen gefahrvollen Zuständen hat uns Falk ein schönes Zeugniß aufbewahrt, dessen Glaubwürdigkeit, wenn wir auch einiges

Phrasenbeiwerk in Abzug zu bringen haben, nicht zu bezweifeln ist. Dieser, als Dolmetscher bei den französischen Behörden angestellt, hatte Gelegenheit gehabt, eine Reihe von Beschwerdepuncten gegen den Herzog aufzufangen und theilte eines Tages Goethe ein Verzeichniß derselben mit. In lebhafteste Aufregung versetzt, vertheidigte Goethe seinen fürstlichen Freund. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?“ sagte er unter Anderm, „sind sie Menschen? Warum verlangen sie gerade das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? ..... Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte. Ja, und müßte er darüber Land und Leute verlieren ..., so soll und darf er doch um kein Haarbreit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme ....., daß beides, sein Fall und sein Unglück gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn .... ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zu einander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war..... Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf dem Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen .......“ Falk standen beim Abschied die Thränen in den Augen.

Solche Anhänglichkeit an sein edles Fürstenhaus machte Goethe noch nicht zum „Hofmann“ und „Fürstenknecht“, wie es manchmal heuchlerischen Liberalen oder oberflächlich unterrichteten Nachsprechern ihn zu benennen beliebt hat. Neben Falk's Berichte möge eine andere Erzählung, die ebenfalls dem Jahre 1806 angehört, eine Stelle finden. „Einmal bei Tische“ — so berichtet Oehlenschläger, der damals in Weimar sich aufhielt — „sprach er so feurig und mit so vieler Achtung und Kraft für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann, der zur Unzeit über das wackre Betragen eines Bürgers spotten wollte, daß ich nicht lassen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und zu küssen. „Ja, ja! lieber Däne“ — sagte Goethe — „Ihr meint's auch treu und gut in der Welt!“

Goethe erwartete eine Wiedergeburt Deutschlands (denn schon in jenen Tagen äußerte er, es beginne eine neue Epoche der Weltgeschichte) besonders von innen heraus, von den geistigen Bestrebungen. Gegen Fernow sprach er sich bei Gelegenheit einer Unterhaltung über das deutsche Journalwesen sehr ernstlich dahin aus, daß man jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren, keine Frivolitäten, die nur zum Geklatsch der Müssiggänger dienen, in den Journalen hegen und pflegen dürfe; nach dem 14. Oct. dürfe kein „Freimüthiger“ (das Kotzebue-Merkelsche Literaturblatt) mehr existiren. Jetzt, wo Alles auf der Spitze stehe, sei es eine wahre Verrätherei, mit dem alten Leichtsinn fortzufahren; sonst würden die Franzosen die einzige Achtung, die sie noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsre Cultur und für unser geistiges Streben verlieren und uns um so weniger ehren, je weniger wir vor uns selbst Achtung bewiesen.

Diese Gesinnung war es auch, welche ihn veranlaßte, Johannes von Müller's französisch gehaltene Rede „über den Ruhm Friedrichs des Großen“, worin die patriotische Beredsamkeit des Geschichtschreibers der Schweiz zum letztenmal ermuthigend emporflammte, durch eine deutsche Uebersetzung im Vaterlande zu verbreiten. „Lassen Sie ja nicht ab“, schreibt er in Folge dessen an Müller, „nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln und zu schreiben; man wirkt und nützt im Sturme muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeist die Welt auf eine andere Weise spaltet und uns in Ruhe läßt“ — eine Hoffnung, die für Müller nicht in Erfüllung ging.

Bald regelten sich wieder die Angelegenheiten in Weimar, und man kehrte zu den gewohnten Geschäften der friedlichen Zeiten zurück. Das Theater, das eine Zeitlang zum Lazareth gedient hatte, wurde gegen Ende des Jahres 1806 wieder eröffnet. Die sparsame Verwaltung des Regisseurs Genast hatte die Auflösung des Instituts glücklich abgewendet. Auf den lebhaften Wunsch der Schauspieler wurde Goethe's Tasso am 30. Jan. 1807 zur Aufführung gebracht, und der Dichter selbst war überrascht von dem glücklichen Gelingen.

Auch die geselligen Kreise belebten sich wieder. Schon im November nahmen die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer ihren Anfang. [39]) Der anfangs kleine Kreis erweiterte sich schnell; Donnerstags versammelte sich bei ihr eine größere, Sonntags eine kleinere „concentrirte“ Gesellschaft. Wir brauchen nur die Namen Goethe, Wieland, Meyer, Fernow, Falk, Einsiedel zu nennen, um ihn als die Elite des geistreichen Weimars zu bezeichnen. Fremde von Bedeutung wurden stets hier eingeführt, auch fürstliche Personen nahmen Theil. Eine ungezwungene Unterhaltung verbreitete sich über das Schönste und Tiefste in Poesie und Wissen; nur die Politik ward vermieden. Manchmal wurden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten. Goethe war gern in diesem Kreise, den

seine belebte Unterhaltung oft stundenlang an seine Lippen fesselte. Indeß ward sein geselliges Talent sehr von der Stimmung beherrscht, und da man wußte, daß er manchmal nicht zum Reden aufgelegt war, so stand für ihn ein Tisch bereit, an den er sich schweigsam setzen konnte; hier brachte er manche Landschaften zu Stande. Außerdem pflegte Goethe in den Wintermonaten dieser Jahre an den Mittwoch-Abenden vor einem erlesenen Cirkel von Freunden und Freundinnen Vorträge über ästhetische und naturwissenschaftliche Gegenstände zu halten, wobei es ihm zugleich Freude machte, zum Verarbeiten seiner Ideen angetrieben und im wissenschaftlichen Denken gefördert zu werden.

Im Frühling 1807 ward Weimar von einem tief von Allen empfundenen Verluste getroffen. Die Herzogin Amalie schied nach kurzer Krankheit aus dem Kreise, den sie so viele Jahre durch Geist und Anmuth belebt hatte. Ihre Kraft war unter den Erschütterungen der letzten Zeit, welche auch ihrem Bruder, dem Herzog von Braunschweig, den Tod brachte und seine Familie ins Exil trieb, zusammengebrochen. „Wir wollen uns glücklich preisen“, schrieb Fernow, der in den letzten Jahren (seit 1804) als ihr Bibliothekar ihr nahe stand, damals an einen Freund, „daß wir in dieser Zeit gelebt und diese Fürstin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht. Das fühlt jeder hier, und das ist das Gefühl, mit welchem wir um sie trauern. Ja, es liegt selbst ein Trost darin, das Vortreffliche und Unersetzliche gekannt zu haben und es betrauern zu dürfen.“ Und in gleichen Gefühlen schrieb Goethe die ihrem Andenken gewidmeten Blätter, welche zunächst zu dem Zweck geschrieben waren, beim Trauergottesdienst in den Landeskirchen vorgelesen zu werden.[40]) Das Lebensbild, das er vorführte, schloß er mit den erhebenden Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie

ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpuncte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."

Getreu seinem Vorsatze "von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne", verfolgte Goethe eifrig die Bahnen, die er seinem geistigen Streben vorgezeichnet hatte. Wer ihn in seinem Verhalten den Zeitbewegungen gegenüber bis hieher begleitet hat, wird nicht dadurch überrascht werden, daß unser Dichter alles directe Einwirken auf die politischen Zustände ablehnte und sich der Sorgen um die Zeitläufte möglichst entschlug. Um dem aufregenden Drange der Ereignisse auszuweichen, mied er zeitweise sogar das Lesen der Zeitungen. Am meisten war daher sein Sinn zu der friedlichen Stille der Naturwissenschaft hingewandt, in deren Mittelpunct jetzt die Bearbeitung seines größeren Werkes über die Farbenlehre stand, dessen Druck im Jahre 1806 begonnen und im folgenden Jahre rasch gefördert ward. Die Tafeln dazu wurden gezeichnet und gestochen, und die Geschichte der Farbenlehre, vornehmlich durch jenaische Studien, in den nächsten Jahren fortgeführt. Erst im Mai 1810 ward er von dieser Arbeit befreit und sah mit Freuden "achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines alten Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen" das letzte Blatt in die Druckerei wandern, fürs erste entschlossen, diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, sobald nicht weiter nachzuhangen. Den gesammten Apparat zur Farbenlehre schenkte er an das physikalische Cabinet zu Jena. Auf die Polemik der Physiker von Fach neben vereinzelter freudiger Anerkennung des Geleisteten, z. B. von Seiten Hegel's, können wir hier nicht

weiter eingehen.[41]) Goethe ließ sich durch Angriffe auf seine Theorie nicht irre machen, wenn er sich auch durch manche der Gegenschriften, wie die des Professors Pfaff in Kiel, sehr verletzt fühlte. Er war sich bewußt, wie er an Frau von Stein schreibt, durch diese Arbeit zu einer Cultur gelangt zu sein, die er sich auf anderm Wege schwerlich verschafft hätte, und was er von der Zukunft hoffte, ist in seinen Worten zusammengefaßt: „mir können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich, und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.“ Es war sein Vorsatz, nichts zu erwidern, sondern nach gewohnter Weise „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegenzustellen, als fortwährende Thätigkeit.“

Da sich die Karlsbader Kur während des Sommers 1806 seiner Gesundheit sehr zuträglich erwiesen hatte, so besuchte er während der nächsten Jahre bis 1813 regelmäßig die böhmischen Bäder[42]) mit alleiniger Ausnahme des durch den östreichischen Krieg beunruhigten Jahres 1809. Hier zog ihn der Verkehr in freier Natur vornehmlich zu mineralogisch-geognostischen Forschungen hin, und, immer von neuem angeregt, durchstreifte er, seine Sammlungen bereichernd, Thal und Höhen längs der Eger; reiche Ausbeute ward in der Sammlung der mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt. Höchst belehrend waren für ihn auch manche schon an Ort und Stelle vorhandenen Sammlungen, namentlich die reichhaltige Joseph-Müllersche zu Karlsbad, die er 1807 in die neue Ordnung brachte, welche sie seitdem behalten hat, so daß sie auch die Goethe'sche genannt zu werden pflegt. Es erwuchsen aus diesen geognostischen Untersuchungen mehrere Abhandlungen: „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad“, „Beschreibung des Kammerbergs bei

Eger" u. and. Diese Abhandlungen vermittelten damals ein näheres Verhältniß zu dem ausgezeichneten Mineralogen Geheimrath von Leonhard in Hanau. Bei dem Werthe, den das Urtheil eines bedeutenden Fachgenossen in Betreff der Verdienste Goethe's um die Naturwissenschaften für uns haben muß, heben wir aus vielen treffenden Bemerkungen desselben nur folgende hervor: "Goethe's Forschungen im Bereiche der Naturwissenschaften allein hätten hingereicht, Gelehrtenruf und Ansehen, ja Ruhm und Stolz zu gründen. Sie tragen im Feuereifer wie im vollkommen Wahren der Beobachtung das Gepräge nicht gewöhnlichen Schwunges, den Hindernisse wohl augenblicklich zu hemmen, aber nicht zu unterdrücken vermochten."

Von großem Einfluß auf Goethe's geistige Thätigkeit und seine gelehrten Verbindungen ward ihm der Aufenthalt in den Bädern durch den persönlichen Verkehr mit vielen bedeutenden Gelehrten und ausgezeichneten Zeitgenossen. Für seine naturwissenschaftlichen Forschungen war ihm das mehrmalige Zusammentreffen mit Bergrath Werner und August von Herder höchst schätzenswerth. Besonders war der Sommer des Jahres 1807, wo er vom Mai bis in den September in Karlsbad verweilte, von vielseitiger Anregung und dauerndem Gewinn. Durch die Anwesenheit des Herzogs von Weimar ward er in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, welche der geistvolle Fürst vornehmlich belebte. Die Fürstin Solms, nachmalige Königin von Hannover, mit der Goethe damals bekannt wurde, gab bei späteren Gelegenheiten wiederholte Beweise, wie sehr sie den Dichter verehre. In der Gesellschaft der reizenden Fürstin Bagration lernte er den Fürsten von Ligne kennen, dessen heitere, geistreiche Persönlichkeit ihn sehr anzog. Eine engere freundschaftliche Verbindung schloß er mit dem französischen Gesandten Grafen Reinhard, der auch im französischen Staatsdienst den Sinn für deutsche Bildung sich

erhalten hatte. Von Goethe's Seite hatte eine Auseinandersetzung seiner Farbentheorie, von Reinhard's Seite die Erzählung der Geschichte seines vielbewegten Lebens [13]) ein engeres Anschließen vermittelt. Mit Wärme erfaßte Reinhard, wie seine eigenen Worte aussprechen, in Goethe „diese mit allem Menschlichen und Göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit mit diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, diesen Muthwillen bei diesem hohen Gefühl fürs Würdige und Edle, diese Jugendlichkeit bei dieser Reife", und nennt es einen unschätzbaren Gewinn, „in ihm nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern den Menschen gekannt zu haben, indem er erst dadurch jenen völlig begreifen gelernt habe". Er unterhielt seitdem mit Goethe einen Briefwechsel, welcher, wenn gleich verstümmelt herausgegeben [44]), doch ein schätzbares Document dieser auf gegenseitige Hochachtung gegründeten Freundschaft bleibt. Er zeigt uns, wie Goethe's sittliche Natur die an ihn fesselte, denen er sein Innerstes aufschloß. Der sächsische Oberhofprediger Reinhard, zu dessen Unterhaltung er durch das Bedürfniß der ernsten Seite seines Wesens sich hingezogen fühlte, war überrascht, mit dem Dichter in den Hauptpuncten einer sittlich-ernsten Lebensansicht zusammenzutreffen. Goethe spricht bei Erwähnung dieser Bekanntschaft ein bedeutsames Wort aus, das bei Beurtheilung von einzelnen seiner Aeußerungen nicht zu übersehen ist: „er mochte einsehen, daß mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus doch nur eine Maske sein dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte".

Zwischen Goethe und Alexander von Humboldt, der 1804 von seiner großen amerikanischen Reise zurückkehrte und die reichste Ausbeute für Naturkunde heimbrachte, ward das alte Verhältniß erneuert und die geistige Wahlverwandt-

schaft unterhielt ein enges Freundschaftsband, das erst der Tod löste. Jene höhere Einsicht in die organische Bildung der Natur, wohin Goethe's Forschung gerichtet war, erschloß sich in schönster Fülle in Humboldt's Ideen zur Physiognomik der Gewächse und verwandten Schriften. Freundliche Zusendungen und Mittheilungen unterhielten und befestigten einen ununterbrochenen freundschaftlichen Verkehr. Seinem Reisewerke widmete Goethe ein anhaltendes Studium. Er skizzirte danach (1807) eine ideale Landschaft, worin die Höhen der amerikanischen und europäischen Berge gegen einander gestellt, auch deren Schneelinie und Vegetationshöhen bezeichnet wurden, und nahm dies zum Gegenstande seiner Mittwochsvorlesungen. Die osteologischen Forschungen wurden gleichfalls nicht außer Acht gelassen. Im Jahre 1808 gründete Goethe das osteologisch-zoologische Cabinet in Jena, zu welchem er Vieles aus seinem Eigenthum schenkte. Die Berufung Döbereiner's an die Stelle des 1809 verstorbenen Göttling war ein bedeutender Gewinn für die dortigen naturwissenschaftlichen Studien. Goethe unterstützte und begleitete mit warmem Antheil die Forschungen des ausgezeichneten Chemikers, welche ihm auch für seine chromatischen Studien vielfach nützlich wurden. 1812 ward zu Jena die Sternwarte in dem ehemaligen Schiller'schen Garten errichtet. Die Oberaufsicht zu übernehmen lehnte Goethe anfangs ab, weil er sich die dazu erforderlichen mathematischen Kenntnisse nicht zutraute, gab jedoch nachher sein Bedenken auf.

Ueberhaupt wenn sich auch Goethe in sicherumschriebenen Kreisen geistiger Bestrebungen bewegt und Manches, was seiner Natur nicht gemäß ist, ablehnt, so bewahrt er sich doch, auch im höchsten Alter, die Elasticität des Geistes dadurch, daß er überall mit warmer Theilnahme sich dahin wendet, wo geistiges Leben sich regt, immer zu fördern und selbst zu lernen sucht, und nicht, wie es auch ausgezeichneten

Geistern so oft begegnet ist, von den neuern Bestrebungen weggewendet, mit seiner Bildung abschließt. „Von dem Standpuncte aus," — so lautet ein schönes Bekenntniß seiner letzten Jahre — „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen".

Mitten unter der Anspannung seiner Kräfte für die Naturforschung begegnen wir den vielseitigsten Interessen für Kunst und Literatur. Mit großer Freude spricht er von den jährlichen Acquisitionen werthvoller Zeichnungen, Kupferstiche und Bildwerke älterer und neuerer Zeit, an denen sich sein Kunstsinn in wiederholtem Studium erbaute. Meyer's Bearbeitung der Geschichte der bildenden Kunst hielt Betrachtung und Unterhaltung über diese Gegenstände stets rege. Höchst schätzenswerth war ihm in dieser Hinsicht ebenfalls das freundschaftliche Verhältniß zu dem Dresdener Landschaftsmaler Kaaz, der in jenen Jahren mehrmals in Weimar, auch vom Hofe ausgezeichnet, verweilte und durch Briefe eine fortgesetzte Verbindung unterhielt. Er widmete Goethe's Handzeichnungen eine besondere Aufmerksamkeit, von denen er sich mehrere Blätter zu weiterer Benutzung auswählte,

woran er durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde. Die letzten praktischen Versuche im Zeichnen machte Goethe 1810 während seiner Farbenstudien in Jena und seines Badeaufenthaltes in Karlsbad, wo er ein Heft von zweiundzwanzig Handzeichnungen, landschaftliche Gegenstände aus der Umgegend von Jena und Karlsbad, zu Stande brachte. Er sah sie als das Resultat seiner Kunstbestrebungen an, weßhalb er sie in einen Band vereinigte und in dem handschriftlich beigefügten Vorworte den Wunsch aussprach, daß sie als Denkmal seiner künstlerischen Leistungen beisammen aufbewahrt bleiben möchten. Das Interesse für Musik steigerte sich durch den Verkehr mit Zelter. Mit Beethoven trat er während der Badesaison von 1812 in nähere Bekanntschaft. Im Jahre 1808 brachte er in Weimar nach dem Muster seiner Theaterschule einen kleinen Gesangverein, eine „Hauscapelle“, unter Eberwein's Leitung zu Stande. Donnerstags Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb, Sonntags Aufführung vor großer Gesellschaft, wobei ein Frühstück gereicht ward. Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil. Seit 1810 konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Musikvorträge im Theater gehalten werden, wobei solche Musikstücke gewählt wurden, welche zu hören das Publicum sonst nicht leicht Gelegenheit fand. Doch löste sich im folgenden Jahre dieser Verein wieder auf. Wie innig bei Goethe die ästhetischen Genüsse mit der Erforschung der Naturgesetze verbunden sind, sieht man aus den Tabellen der Tonlehre, welche „nach vieljährigen Studien“, besonders nach den Unterhaltungen mit Zelter, 1810 abgefaßt wurden. Von akustischen Experimenten wird uns schon gleich nach der ersten italienischen Reise berichtet; Chladni's Schriften hatte er aufmerksam gelesen; auch über dies Capitel der Physik wollte er zu klarer Einsicht gelangen.

Zu gleicher Zeit wurden mit den recitirenden Schauspielern die Didaskalien in der früheren Weise fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. „Ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten“, bemerkt Goethe, „wird ein ungestörtes Ensemble erhalten“. Die Höhe der Leistungen der weimarischen Bühne fand eine glänzende Anerkennung bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer des Jahres 1807, zuerst vom 24. Mai bis 5. Juli, dann vom 4. bis 29. August. In dem Prologe, der die Reihe der Vorstellungen eröffnete, hat Goethe die Anhänglichkeit an Leipzig, die er stets bewahrte, aufs schönste ausgesprochen. „Im Ensemble, wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst“, schrieb Graf Reinhard, nachdem er der meisterhaften Aufführung des Torquato Tasso beigewohnt hatte; „Sie sind“, fügte er hinzu, „der Einzige, der in dieser Art etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüberstellen läßt“. Zur Wiedereröffnung des Theaters in Weimar am 19. September dichtete Goethe das schöne Vorspiel „nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie“. Sein Bemühen war auch ferner dahin gerichtet, seine Pflanzung zu erhalten. Die biographische Schilderung hat indeß nur noch gelegentlich der Geschichte der weimarischen Bühne zu gedenken, da sie aufgehört hat, die Richtung und geistige Thätigkeit des Dichters zu bestimmen. Die französische Spionerie ward auch in Betreff der Bühnenvorstellungen so lästig, daß Goethe zuletzt nicht länger die Verantwortlichkeit allein haben wollte. Daher stand ihm sein Freund, Kanzler von Müller, in der Prüfung der Stücke bei, und es gelang jeden Anstoß zu vermeiden.

In Bezug auf Goethe's Verhältniß zu der Literaturbewegung der romantischen Schule ist vornehmlich bemerkenswerth, daß er von dem strengen Festhalten an den antiken Formen nachließ und bis zu einem gewissen Grade die Be-

rechtigung der modern-romantischen Wendung der poetischen Literatur anerkannte, so daß er sich zum großen Verdruß des alten Voß sogar der früher abgelehnten Sonettenkünstelei annahm. Er war umsichtig genug, die Tendenzen zum Mittelalter „als einen Uebergang zu höheren Kunstregionen“ zu betrachten. „Ueberhaupt lasse ich mich“ — schreibt er an Knebel — „nicht irre machen, daß unsere modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch diese Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ Nur konnte er sich weder mit Werner's mystischen Tragödien noch mit Arnim's romantischen Extravaganzen oder „den Nebeln von Görres und Consorten“ befreunden. Dem regenerirten Minnegesang konnte er ebensowenig Geschmack abgewinnen; aber er entzückte sich an den altdeutschen Volksliedern, die in „des Knaben Wunderhorn“ (1806) zusammengestellt waren. Unter den wiedererweckten epischen Dichtungen der Vorzeit würdigte er das Lied von den Nibelungen nach Verdienst. Wie er früher dem Vossischen Homer durch seine Vorträge mehr Eingang und tieferes Verständniß verschaffte, so machte es ihm auch jetzt Freude, das deutsche Nationalepos durch neudeutsche Versionen zugänglich zu machen, und lebhaft leuchteten die Strahlen seines Auges, wenn er die herrliche Dichtung in befreundeten Kreisen vorlas. Er fand, daß der Werth des Gedichts sich erhöhe, je länger man es betrachte; er zeichnete sich eine Karte zu den Nibelungen. Doch besaß er zu viel Klarheit des Blickes, um es nicht „ein schädliches Bestreben“ zu nennen, die Nibelungen der Ilias gleichstellen zu wollen. Es erwuchs aus der Beschäftigung mit dem altdeutschen Epos weiter keine poetische Production, als die dem 30. Januar 1810 gewidmeten Stanzen zur Erklärung eines Maskenzugs, die romantische Poesie, in dem wir den Namen Siegfried, Brunhild, König Rother &c. begegnen. „Es ist nicht

leicht“, schreibt er darüber an Knebel, „bei uns ein so mannigfaltiger und brillanter Aufzug erschienen.“ Am 16. Februar wurde ein ähnlicher großer Maskenzug „die Völkerwanderung“ aufgeführt, zu welchem das poetische Weimar gemeinschaftlich mitwirkte; Goethe's Beitrag war der „Maskenzug russischer Nationen“.

Bei der in dieser Lebensepoche des Dichters entschieden hervortretenden Hinneigung zu den Bestrebungen und Tendenzen der romantischen Schule ist seine Verehrung für die dramatischen Dichtungen Calderon's ein besonders wichtiges Moment. Den Uebergang von Shakspeare, seiner Jugendliebe, zu Calderon, von dem einen Pol des Drama's zum andern, hatte der ideale Charakter der griechischen Tragödie vermittelt. Nach 1800 beginnt Goethe auf Calderon aufmerksam zu werden, wie denn auch Schiller sich der Einwirkung desselben keineswegs entzog. Goethe spricht sich 1804 in einem Briefe an Schiller über den tiefen Eindruck aus, den Calderon's „standhafter Prinz“ auf ihn gemacht habe. Dies Drama nahm er so lebhaft in sich auf, daß es noch lange nachwirkte. Die Uebersetzungen Calderon's von A. W. Schlegel und nachmals von Gries begleitete Goethe mit steigender Theilnahme; er äußerte wiederholt und noch in seinen letzten Lebensjahren seine Bewunderung des spanischen Dramatikers in den anerkennendsten Ausdrücken. Aus dem Studium Calderon's erwuchs ein Versuch der Nachbildung, der um das Jahr 1807 zu fallen scheint; einige Fragmente, „Eginhard“ überschrieben, sind uns davon aufbewahrt, welche hinlänglich darthun, wie sehr er sich Calderon's Diction und Vers zu eigen zu machen bemüht war. [45]) Die Tendenz ist der Sieg des christlichen Märtyrerthums über eine im Untergange begriffene Cultur, ein Thema, das Goethe in seinen Dichtungen mehrmals berührt hat. Wenn er gleich seinen Entwurf bald wieder fallen ließ, so versuchte er doch Calderon's Stücken einen Platz auch

auf der deutschen Bühne zu verschaffen. Nach längerer Vorbereitung wurde 1811 „der standhafte Prinz“ zur Aufführung gebracht. Im folgenden Jahre schloß sich „das Leben ein Traum“ an; später folgte „Zenobia“.

Die Vorliebe für Calderon ist nur eine von vielen Erscheinungen, woraus man erkennt, wie sehr sich unserm Dichter die dramatische Bewegung der Handlung und der Charaktere in Abstractionen und Symbole auflöst. Die Sonne Shakspeare's leuchtet ihm nicht mehr; jetzt entzückt er ihn nicht, wie einst den Jüngling, weil „das Leben ganzer Jahrhunderte durch seine Seele webte“; seine lebenathmenden Dramen werden ihm zuletzt zu „interessanten Märchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt haben“; einer solchen symbolischen Betrachtungsweise muß er denn wohl „unergründlich“ dünken. Es war daher ein allzu gewagtes Unternehmen, wenn Goethe gegen das Ende des Jahres 1811 „Romeo und Julie“ mit der Absicht redigirte, das Stück „zu concentriren und diesen in seinen Haupttheilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen.“ Zur Feier des 30. Januar 1812 wurde die herrliche Dichtung in ihrer neuen Form dem Publicum vorgeführt und mit Beifall aufgenommen [46]; jedoch sprach sich das Urtheil einsichtiger Kenner Shakspeare's mit Recht dahin aus, daß viele der wesentlichsten Schönheiten des Originals geopfert seien, weßhalb sich Goethe an „Versuche ähnlicher Art, die im Werke waren“ nicht ferner gewagt hat. Den Versuch, seinen Faust für die Bühnenaufführung zu redigiren, gab er bald wieder auf.

Obwohl Goethe sich von den höheren Kunstformen der Poesie mehr weggewendet hatte, so zieht sich doch auch durch diese Jahre ein poetischer Faden hindurch. Die Balladen- und Liederdichtung trieb auch jetzt noch manche Blüthe hervor, wenn gleich nicht mehr ganz so frühlingsfrisch, wie in ver-

schwundenen Tagen. In der Muße des Badelebens richtete sich sein Blick hauptsächlich auf leidenschaftliche Verwicklungen des gesellschaftlichen Lebens, welche er in Novellenform zur Darstellung brachte. Es war dabei Plan, diese einzelnen Bilder socialer Verhältnisse unter dem Titel Wilhelm Meisters Wanderjahre zu einem Ganzen an einander zu reihen. Während des Karlsbader Aufenthalts von 1807 entstanden die Erzählungen St. Joseph der zweite, die neue Melusine, die pilgernde Thörin, die gefährliche Wette und die schon früher begonnene der Mann von funfzig Jahren. Die Wahlverwandtschaften dehnten sich zu einem größeren Roman aus, dem die wunderlichen Nachbarskinder eingefügt wurden. 1810 wurde in Karlsbad das nußbraune Mädchen verfaßt Ein Theil des ersten Buchs der Wanderjahre (jetzt die beiden ersten Capitel) erschien 1810 im Taschenbuch für Damen; in den nächsten zehn Jahren unterblieb die Fortsetzung.

Wie aber stets die Goethe'sche Poesie in des Dichters eignen Busen griff, so hatten auch an diesen anscheinend rein objectiven Darstellungen einzelne leidenschaftliche Beziehungen Antheil. Während des gesellschaftlichen Verkehrs in den Badeorten hatte er nicht nur Gelegenheit, manche wahlverwandtschaftliche Verwicklung zu beobachten, sondern auch des Dichters Gemüth bewahrte sich noch bis ins höchste-Alter die jugendliche Empfänglichkeit für weibliche Reize, und es entzückte ihn, von dem Geist und der Anmuth der Frauen, welche er durch die Anziehungskraft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit an sich fesselte, in einen kleinen Roman, der über die Alltäglichkeit den Schimmer der Poesie breitete, verstrickt zu werden. Aus solchen Verhältnissen erwuchs der Plan zu einer Erzählung „der Sultan wider Willen“, der ihn besonders 1806 beschäftigte. Der Grundzug war darin das Interesse, womit vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren sich Einem Manne zuwenden, jede in ihrer Art liebenswürdig.

Das seltsamste Document eines romantischen Liebesverhältnisses zwischen dem bejahrten Dichter und einem jugendfrischen Mädchen wäre „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ (Bettina Brentano), wenn nicht die durch ihr lebhaftes Colorit geistreich täuschende Composition den factischen Vorfällen und Beziehungen jener Momente ein späteres Phantasiebild unterschöbe. Wer sie vorurtheilsfrei prüft und das Detail dieser Berichte mit dem, was wir über Goethe's dermalige innere und äußere Zustände wissen, zusammenhält, muß sich zu dem Resultat der Kritik Riemer's bekennen, der in seiner nahen Stellung zu ihm am meisten zu einem Urtheil befähigt war, „daß das Ganze ein Roman sei, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehne.“ Für den wahrheitliebenden Biographen ist er ganz werthlos; selbst die eingeflochtenen Geschichten aus Goethe's Kindheit sind durch phantastisches Ausmalen entstellt, und noch weniger wird man wagen dürfen, die sinnlich-übersinnlichen nächtlichen Besuche, wobei der Geheimrath keinen Anstand nimmt, den Gastwirth zum Elephanten um 3 Uhr Nachts aus dem Bette zu treiben, Promenaden und Mantelscenen zur Charakteristik des fast sechzigjährigen Dichters heranzuziehen. Auch das ist schon aus dem Stil der Briefe, der doch auch für die Kritik ein Hauptmoment ist, unzweifelhaft zu beweisen, daß die Goethe's Namen untergelegten Briefe stellenweise interpolirt und überarbeitet sind (sonst könnte Goethe nicht Grüße des Herzogs aus Karlsbad an sie schreiben, während der Herzog in Weimar war), und daß ebenfalls die Partieen in den Briefen der Bettina Brentano, welche sich für Präludien Goethe'scher Gedichte ausgeben, nichts als spätere Prosaauflösungen sind, welche noch einen Theil der Reime mit sich schleppen. Aus dem, was uns für authentische Nachricht gelten muß, geht hervor, daß Goethe Bettinens phantastischer Liebe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete.

Bettina (Elisabeth) Brentano war die Tochter der in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane. Sie war viel um die Frau Rath Goethe, der sie durch ihr munteres Wesen manche Stunde des Alters erheiterte. Im Jahre 1807 kam sie, damals zweiundzwanzig Jahre alt, zum erstenmal nach Weimar und brachte dem Dichter, der sie freundlich empfing, die schwärmerischen Huldigungen ihrer Liebe dar. Goethe äußerte sich damals gegen Riemer als Bewunderer „ihres geistreichen, wenn auch barocken Wesens“; nichts deutete indeß auf eine leidenschaftliche Neigung, und Bettina beklagte sich eines Tages gegen Riemer, daß Goethe sich gegen sie so wunderlich und sonderbar zeige. Diesem abwehrenden Verhalten entspricht auch Goethe's Gemessenheit, als Bettina als von Arnim's Gattin 1811 in Weimar sich aufhielt. Da sie ihm bei ihren abendlichen Besuchen (so berichtet Riemer) von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, kam er ihr beständig dadurch in die Quere, daß er sie auf den Kometen, der gerade in seiner völligen Pracht und Größe am Abendhimmel stand, aufmerksam machte, ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich weitläufig über dies Meteor erging. Endlich kam es aber in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruch, veranlaßt durch Bettina's beleidigende Aeußerungen gegen Goethe's Frau; sein Zorn traf sie (nach der Bezeichnung von Stephan Schütze) wie ein Donner vom Sinai. Goethe ließ ihre späteren Briefe, wenn wir diesem Theile des Romans einige factische Wahrheit zugestehen dürfen, unbeantwortet; „ich mag sie mir gern vom Leibe halten“, äußerte er gegen einen Freund, als sie ihn später in Weimar wieder aufsuchte. Ihre Skizze zu seinem Denkmal fand bei ihm sehr kalte Aufnahme. Bei ihrem letzten Besuch weigerte er sich mit einem herben Worte des Unwillens sie zu sehen, trotz inständiger Bitte.

Durch jene Jahre jedoch, in welchen Bettina's Roman spielt, zieht sich eine andere leidenschaftliche Neigung zu einem jungen Mädchen. Daß wir darüber nichts als einige wenige Andeutungen haben, und selbst Riemer, was er sagen konnte, verschweigen zu müssen glaubte, ist um so mehr zu bedauern, als dieser Kampf des Herzens gegen die Gluth der Neigung mit mehreren Dichtungen Goethe's in unmittelbarer Verbindung steht. Wenig nur enthüllen uns die Sonette, welche 1807 während eines Jenaer Aufenthalts, wo die Sonettisten A. W. Schlegel, Gries und Werner ihn mit einer „Sonettenwuth“ entzündet hatten, entstanden; ein Dutzend derselben wurde vom Adventstage (29. November) bis zum 16. December gedichtet. Die Muse der Liebessonette war die reizende Minna Herzlieb, eine Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena, nachmals mit dem Professor Walch verheirathet. Ihren Namen kleidete der Dichter in das Geheimniß einer anmuthigen Charade [47]). Daß sämmtliche Sonette außer Beziehung zu Bettina stehen, ist nicht zu bezweifeln, obwohl sie sich einige derselben zuzueignen gesucht hat.

„Wie Petrarka's Brust der Charfreitag“, so ist dem Herzen unsers Dichters der Advent von 1807 als ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die schon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erschien und mit allen Banden zärtlicher Liebe an sich fesselte. Schöne Tage reihen sich an einander, von freundlichem Begegnen und herzlichem Gespräch beseligt, bis die Poesie den Schmerz des Scheidens und die Sehnsucht der getrennten Liebenden zu versüßen unternimmt; innige Liebesworte begleiten ein kleines Christgeschenk an die Geliebte. Das ist der leichte Faden, von dem der Sonettenkranz zusammengehalten wird. Bringen wir mit dem Inhalte desselben in Verbindung, was Goethe über seine nächstfolgenden größeren Dichtungen äußert, daß Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften das schmerzliche Gefühl der

Entbehrung ausdrücken, daß niemand an diesem letzteren Romane eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schließen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tief bewegt niedergelegt habe, so deutet dies wohl hinreichend den Kampf der Resignation an, durch den er sich nochmals, und noch nicht zum letztenmal, aus den Wellen der Leidenschaft rettete, und läßt uns auch diese späteren Dichtungen als den poetischen Ausfluß derselben erscheinen.

Zu der dramatischen Dichtung Pandora erhielt Goethe eine äußere Veranlassung durch einen Besuch der Herausgeber der Wiener Zeitschrift „Prometheus", Leo von Seckendorf und Stoll, welche sich von ihm einen poetischen Beitrag erbaten. Es wurde dadurch die ihm so geläufige Prometheusmythe wieder in seiner Phantasie lebendig und bildete sich zu einer symbolischen Dichtung, welche er streng im Charakter der antiken Tragödie zu halten gedachte. In „Pandora's Wiederkunft" sollte die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glückes quellende Sehnsucht nach dem Schönen, und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der Wiederkehr des Glückes symbolisch dargestellt werden. Der Dichter nimmt nicht die frühere Titanenidee des Prometheus wieder auf, sondern es läutert und versöhnt das besonnene Streben und die gottergebene Resignation, welche zuletzt zum Besitz der idealen Schönheit führen.

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren".

Der größere Theil dieser Dichtung, voll tiefen Sinnes, obwohl in etwas schwerfälliger Form („ein abstruses Werkchen" nennt es Goethe in einem Briefe an Frau von Grotthuß),

wurde in Jena gegen das Ende des Jahres 1807 gleichzeitig mit jenen Sonetten fertig, deren elegischer Ton sich in den Klageliedern des Epimetheus wiederholt, und 1808 in den ersten Heften des Prometheus unter dem Titel: „Pandora's Wiederkunft“ veröffentlicht. Goethe hatte damals große Liebe zu dieser poetischen Arbeit; „Pandora“, schrieb er um jene Zeit an Reinhard, „ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszustatten gedrungen bin.“ Aber sei es, daß die voreilige Herausgabe eines Bruchstücks und die geringe Theilnahme des Publicums sie ihm verleidete, oder daß die Idee der Wahlverwandtschaften ihn davon abzog: sie gedieh nicht über den ersten Act, welcher als „Taschenbuch für das Jahr 1810“ in einem besonderen Abdruck herausgegeben wurde. Sie blieb ohne Fortsetzung. Schon bei der Sendung des Bruchstücks an Frau von Stein schrieb der Dichter: „Eigentlich sollte dieser Theil Pandorens Abschied heißen, und wenn es mir so viel Mühe macht sie wieder herbeizuholen, als es mir Mühe machte sie fortzuschaffen, so weiß ich nicht, wann wir sie sehen werden.“ Die Wiederkehr der Pandora, in der die Fülle der Gaben des Schönen sich verkörpert, und ihr Emporschweben mit dem verjüngten Epimetheus waren bestimmt, den Inhalt der nicht ausgeführten Theile zu bilden.[48])

Der Roman die Wahlverwandtschaften, schon 1807 entworfen, wurde 1808 begonnen und während der Sommermonate des Jahres 1809 vollendet. Wie Goethe es seit den Zeiten seiner ersten Jugenddichtungen als die Hauptaufgabe seiner poetischen Darstellung angesehen hatte, „Herzensirrung und Weltverwirrung zu betrachten“, so führte er in diesem epischen Gemälde den Conflict der Naturgewalt der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse in seiner tragischen Entwicklung vor. Da es durch die Natur des Stoffes etwas Düsteres hat, und die im Sinn der antiken Tragödie behandelte erschütternde Katastrophe mit der epischen

Ruhe des modernen Romans contrastirt, so war die meisterhafte Dichtung, obwohl sie ihrer Tendenz nach gerade die sittliche Macht der wahren Ehe zur Anschauung bringt, vielen Mißdeutungen ausgesetzt, weil die beschränkte Auffassung die objective Schilderung der Krankheit als einen Rechtfertigungsversuch ansah, gleichwie man einst dem Werther die Absicht der Vertheidigung des Selbstmords unterlegte.

Es lag in dem Wesen dieser letzten Dichtungen und der sie begleitenden Herzenserfahrungen, daß sich vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters darin verschlangen. Daher kam ihm mit den „Wahlverwandtschaften" zugleich der Gedanke, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben. Im August 1808 sprach er zuerst seine Absicht gegen Riemer aus und setzte die Ausführung auf das nächste Jahr fest. Wenige Wochen nach diesem Entschlusse versiegte die Quelle, aus der ihm für die Schilderung der Ereignisse seiner Kindheit die reichste Mittheilung hätte zufließen können. Seine Mutter starb in ihrem achtundsiebenzigsten Jahre, gegen den Mittag des 13. Septembers sanft entschlummernd. Ihr muntrer, immer gefaßter Sinn war ihr bis ans Ende, selbst unter den Beschwerden und Leiden des Alters, geblieben. In Bezug darauf schreibt Goethe an Zelter bei Mittheilung eines ihrer Briefe: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war." Kurz vor ihrem Ende hatte sie noch die Freude gehabt, ihren Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er seine Studien begann, bei sich zu sehen. Frau von Goethe reiste auf einige Wochen nach Frankfurt hinüber, um dort die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen.

Uebrigens wurde die autobiographische Arbeit noch durch manche andere Umstände hinausgeschoben. Außer der Ausarbeitung des Romans und dem Abschluß der Farbenlehre drängte sich noch ein Geschäft dazwischen, das nicht aufzuschieben war. Der Maler Philipp Hackert, als Freund Goethe's von der italienischen Reise her bekannt, war 1807 gestorben, und Goethe erhielt mit der Nachricht von seinem Tode ein Packet biographischer Aufsätze, deren Redaction und Herausgabe er ihm bei seinen Lebzeiten zugesagt hatte. Nach der Beseitigung der Farbenlehre nahm Goethe die biographische Arbeit vor, welche 1811 herausgegeben und der Erbprinzessin Maria Paulowna zugeeignet ward. Da Goethe's Absicht hauptsächlich dahin ging, die Hackert'schen Papiere zu ordnen und in eine gefällige, lesbare Form zu bringen, so hatte er nur stellenweise Gelegenheit, die Kunst der biographischen Schilderung geltend zu machen. Während dieser literarischen Beschäftigung, die ihn vielfach an den eigenen Lebensgang erinnerte, entwarf er zuerst das Schema seines autobiographischen Werks.

Man hat es Goethe oft zum Vorwurf gemacht, daß er, statt an den Bestrebungen patriotisch thätiger Männer theilzunehmen, das Nationalgefühl gegen die Unterdrückung aufzurufen und eine Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten zu helfen, sich während der Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Naturstudien, Novellistik und biographische Schilderungen der Vergangenheit zurückzog. Jenes politische Wirken lag nun einmal Goethe's contemplativer Natur fern, und niemals griff er da ein, wo er nicht ein seinen Anlagen gemäßes Gebiet der Thätigkeit fand. Er sah ein, daß er, der sich durchaus zu einem literarischen Charakter ausgebildet hatte, auf ruhiges Forschen und Bilden hingewiesen sei; was ihn in diesem folgerechten Schaffen stören konnte, wies er von sich; zu einem Manne der energischen Thatkraft,

der den Beruf zum Wirken und Handeln in sich trägt, hatte die Natur ihn nicht gebildet. Und selbst dieses vorausgesetzt, was hätte er überhaupt als Minister in einem kleinen, von dem mächtigen Gewalthaber nur tolerirten und von Spionen argwöhnisch überwachten Staate für Deutschlands Rettung thun können? In Weimar ließen sich weder Fichte'sche Reden an die deutsche Nation halten, noch ein Tugendbund stiften. Dessenungeachtet läßt sich allerdings der Wunsch nicht unterdrücken, daß er an solchen patriotischen Bemühungen, welche die Wiederbelebung deutschen Sinnes zum Zwecke hatten, einen wärmeren Antheil hätte nehmen mögen. Wer eine so hohe Stellung zu der geistigen Bildung seiner Nation, wie er, sich errungen hat, dem steht es nicht wohl an, inmitten der Bedrängniß, die ihre höchsten geistigen Güter bedroht, „die Zeit erst eine Weile vorüberzulassen, um zu ihr und von ihr zu sprechen", wie er 1809 auf Perthes' Aufforderung zur Mitarbeit an einem damals projectirten „deutschen Museum" ausweichend schrieb. Nach dem erschütternden Schlage des Jahres 1806, als er Müller's Rede übersetzte, dachte er so nicht. Allein so sehr er die Schmach des Vaterlandes empfand, verlor er doch alles Vertrauen zu dem Erfolge vereinzelter patriotischen Unternehmungen und „der Erniedrigung Gewöhnen", wie er im Epimenides sich ausdrückt, fand auch bei ihm eine Anwendung. Er stellte sich mehr und mehr auf den kosmopolitischen Standpunct, und auf diesem konnte er der Heldengröße, der Energie und dem Herrschertalente Napoleons seine Achtung nicht versagen. Viel trug dazu die Macht des persönlichen Eindrucks bei, dessen Zauber ihn leicht gefangen nahm.

Während des Congresses zu Erfurt im Herbst 1808, wo die Kaiser Napoleon und Alexander über Europa's Geschicke Rath hielten, wurde auch Goethe, der sich anfangs fern gehalten hatte, von seinem Herzoge am 29. September

dahin beschieden und blieb mehrere Tage dort. Die ausgezeichneten Darstellungen der französischen Schauspieler, die den Kaiser der Franzosen begleiteten, um vor einem „Parterre von Königen“ zu spielen, vor Allem die Kunstleistungen Talma's, bereiteten ihm großen Genuß. Er sah Racine's Andromache und Britannicus, Voltaire's Oedipus aufführen. Nach jeder Vorstellung unterhielt er sich mit dem Herzog voll Feuer stundenlang über die Stücke und die Leistungen der Darstellenden. Am 1. October nahm er an dem geräuschvollen Lever Napoleons Theil. Mit dem französischen Minister Marret war er in dem Gesellschaftscirkel der Frau von der Recke zusammengetroffen. Dieser erzählte dem Kaiser von dem außerordentlichen Eindrucke, den der Dichter auf ihn gemacht habe, worauf Goethe am 2. October zu einer Audienz beschieden wurde. Sie dauerte fast eine ganze Stunde. Talleyrand, Berthier und Savary waren gegenwärtig, nachher trat auch Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend, und indem er ihm winkte, näher zu kommen, wandte er sich zu dem Dichter mit dem Worte: vous êtes un homme! Als Goethe darauf mit einer Verbeugung antwortete, fragte der Kaiser nach seinem Alter und sprach seine Verwunderung aus, ihn so frischen Aussehens zu finden. Als das Gespräch sich auf Goethe's poetische Werke lenkte, nahm Daru Gelegenheit, von der Uebersetzung des Mahomet zu sprechen, worauf Napoleon auseinandersetzte, weßhalb es ein schlechtes Stück sei. Den Werther versicherte er siebenmal gelesen zu haben und bewies seine genaue Kenntniß desselben durch eine ausführliche Analyse, wobei er bemerkte, daß an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt seien; „das“, sagte er, „ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie das

gethan"? Goethe hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und erwiderte: er wisse zwar nicht, ob ihm jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber er finde ihn ganz richtig und gestehe, daß hier etwas Unwahres nachzuweisen sei; allein es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zufrieden und ging wieder zum Drama über, wobei er sich über die Schicksalsstücke mißbilligend aussprach, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. „Was will man", sagte er, „jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal." Jedesmal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, setzte er hinzu: Qu'en dit Mr. Goet?

Die Unterhaltung ward unterbrochen, indem Napoleon mit Daru über die großen Contributionsangelegenheiten sprach. Dann trat Soult ein, mit dem über polnische Angelegenheiten verhandelt ward. Der Kaiser stand auf, ging auf Goethe zu und fragte nach seiner Familie und dem herzoglichen Hause. Noch einmal zum Drama überspringend, äußerte er: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden". Als Goethe endlich Abschied nahm, hörte man den Kaiser zu Berthier und Daru sagen: Voilà un homme!

Man konnte es Goethe anmerken, daß diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelnheiten zu reden und selbst den Anfragen des Herzogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.

In den nächsten Tagen beabsichtigte Napoleon zu einem Besuche nach Weimar zu kommen. Der Herzog forderte Goethe auf, etwas zur Verherrlichung dieser Tage auszusinnen. Mehrere großartige Pläne wurden in Vorschlag gebracht, aber die Zeit zur Vorbereitung erschien zu kurz. Eine große Jagd auf dem Schlachtfelde von Jena und ein glänzender Hofball ward zur Unterhaltung der hohen Gäste veranstaltet. Da Napoleon „zu Ehren der Herzogin“ seine Schauspielertruppe in Weimar spielen lassen wollte, so begab sich Goethe am 4. October zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Am 6. ward „der Tod Cäsar's“ aufgeführt, worin Talma als Brutus glänzte. Auf dem Hofball unterhielt sich Napoleon lange mit Goethe und Wieland, den er, da er nicht erschienen war, eigens in einem Hofwagen holen ließ. Das Gespräch wandte sich auf ältere und neuere Literatur. Gegen Goethe drückte der Kaiser aufs neue sein lebhaftes Interesse für Veredlung der tragischen Kunst aus; „das Trauerspiel“, sagte er, „steht gewissermaßen über der Geschichte“. Dabei sprach er sich für scharfe Abgrenzung der Gattungen aus und that die bezeichnende Aeußerung: „je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.“ Nachmals wurden Goethe und Wieland noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt, doch betraf die Unterhaltung mehr ihre persönlichen Lebensverhältnisse. Wenige Tage nach der Rückkehr des Kaisers nach Erfurt erhielten beide den Orden der Ehrenlegion. Vom Kaiser Alexander war

Goethe schon das Jahr zuvor mit dem St. Annenorden decorirt worden.

Einige Jahre später kam Goethe in ein engeres Verhältniß zu dem Bruder des Kaisers, dem „grundedlen", Ludwig, eine Zeitlang Könige von Holland. Er lernte ihn bald nach der Thronentsagung bei einem Aufenthalt in Teplitz im Jahre 1810 kennen. Sie wohnten zufällig in Einem Hause und sahen sich häufig. Das edle zartsittliche Wesen des trefflichen Fürsten, das sich auf eine tiefe religiöse Weltanschauung gründete, zog Goethe's Gemüth sehr zu ihm hin; er gestand, man verlasse ihn nicht, ohne sich besser zu fühlen [50]).

Die politische Windstille des Jahres 1810 und der zunächst folgenden Zeit war Goethe für sein biographisches Werk höchst günstig; er konnte sich um so leichter von der Gegenwart abschließen und sich mit seiner Phantasie ganz der Vergangenheit hingeben; „die entschwundenen Geister", sagt er, „mußte ich in mir hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen." Es kam ihm bei dieser Arbeit nicht auf historische Vollständigkeit und Genauigkeit in den biographischen Einzelnheiten an, sondern seine Absicht war vornehmlich, den Leser in Stand zu setzen, sich daraus den Begriff stufenweiser Ausbildung einer durch ihre Arbeiten schon bekannten Persönlichkeit zu bilden. „Denn dieses" — so spricht er sich in dem Vorworte aus — „scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus bildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt." Die Behandlungsweise und den Titel: Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, wodurch mancher oberflächliche Leser von vornherein stutzig

so theilt es das Schicksal der unterdrückten römischen Elegieen, von Goethe's Werken ausgeschlossen zu bleiben, obwohl es in mehreren Abschriften vorhanden ist.

Der Dichter bedurfte also nicht erst der in Karlsbad mehrfach geübten Gelegenheitspoesie, um sich zu prüfen, „ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte.“ Er ward zu dieser in den Sommern von 1810 und 1812 durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich veranlaßt, deren Liebenswürdigkeit er seine Huldigung in einer Reihe von Gedichten darbrachte, die im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht wurden. Das Gedicht „im Namen der Kaiserin“ wurde von ihr selbst verlangt. Von der Kaiserin wurde er sehr ausgezeichnet und bewahrte ihr stets eine anhängliche Gesinnung. Auf ihren Wunsch verfaßte er 1812 in Teplitz innerhalb weniger Tage das kleine Lustspiel die Wette, wobei die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darzustellen. Am 28. Juli ward der Auftrag ertheilt, am 5. August konnte die Aufführung stattfinden. Im Grunde war diese Art höfischer Gelegenheitsdichtung eine Sphäre, in der wir das Talent eines Goethe ungern verweilen sehen. Der Beglückwünschung der Kaiserin der Franzosen hätte der deutsche Dichter wohl überhoben sein können, wenn er gleich, wie er an Frau von Stein berichtet, von einem der ersten Staatsmänner Böhmens die Versicherung erhielt, eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöst zu haben. Der Umschwung der Ereignisse, den er damals nicht ahnete, nöthigte ihn zu der Palinodie in den Motto-Stanzen des Epimenides.

Der zweite Band von Dichtung und Wahrheit, welcher im Herbst 1812 erschien, fand eine ermunternde Aufnahme. Der dritte konnte noch zum großen Theile vollendet werden, ehe die Kriegsereignisse von 1813 von der sinnigen Betrachtung vergangener Zustände abzogen. Es war zu be-

dauern, daß zu eben der Zeit, wo er der Freundschaft seiner Jugendjahre so manches liebevolle Denkmal setzte, sein Verhältniß zu Jacobi aufs neue durch eine herbe Mißstimmung getrübt wurde. Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", gleichsam sein philosophisches Vermächtniß, griff das Identitätssystem der Naturphilosophie aufs entschiedenste an; er bekennt sich zu einem Gott über der Natur; ja, er spricht es aus: „die Natur verberge ihm Gott." Goethe sah in dem „unglücklichen" Buche einen Angriff gegen seine redlichsten Bemühungen, wie er nun schon „so viele Jahre" ertragen habe; er fand darin „recht harte Stellen gegen seine besten Ueberzeugungen, die er öffentlich in seinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften bekenne und zum Leitfaden seines Lebens und Strebens genommen habe"; sein Brief an Knebel vom 8. April 1812 läßt sich im Tone heftigen Unwillens des Weiteren darüber aus. Auch gegen Jacobi hatte er es in seinem Briefe aus Karlsbad vom 10. Mai 1812 kein Hehl, daß ihn das Büchlein ziemlich indisponirt habe. „Wie konnte mir", schreibt er in versöhnterer Stimmung in den Annalen, „das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte, die Natur verberge Gott! Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, — mußte nicht ein so seltsamer, beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?" Eben so sehr mußte sich Jacobi durch Goethe's Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" tief gekränkt fühlen. Doch die Sonne der Jugendliebe ist zu mächtig, um nicht das in einer heißen Stunde aufsteigende Gewölk rasch wieder zu verscheuchen; hatte doch auch Friedrich Stolberg, als er 1812 Goethe in Karlsbad

so theilt es das Schicksal der unterdrückten römischen Elegien, von Goethe's Werken ausgeschlossen zu bleiben, obwohl es in mehreren Abschriften vorhanden ist.

Der Dichter bedurfte also nicht erst der in Karlsbad mehrfach geübten Gelegenheitspoesie, um sich zu prüfen, „ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte.“ Er ward zu dieser in den Sommern von 1810 und 1812 durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oestreich veranlaßt, deren Liebenswürdigkeit er seine Huldigung in einer Reihe von Gedichten darbrachte, die im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht wurden. Das Gedicht „im Namen der Kaiserin“ wurde von ihr selbst verlangt. Von der Kaiserin wurde er sehr ausgezeichnet und bewahrte ihr stets eine anhängliche Gesinnung. Auf ihren Wunsch verfaßte er 1812 in Teplitz innerhalb weniger Tage das kleine Lustspiel die Wette, wobei die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darzustellen. Am 28. Juli ward der Auftrag ertheilt, am 5. August konnte die Aufführung stattfinden. Im Grunde war diese Art höfischer Gelegenheitsdichtung eine Sphäre, in der wir das Talent eines Goethe ungern verweilen sehen. Der Beglückwünschung der Kaiserin der Franzosen hätte der deutsche Dichter wohl überhoben sein können, wenn er gleich, wie er an Frau von Stein berichtet, von einem der ersten Staatsmänner Böhmens die Versicherung erhielt, eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöst zu haben. Der Umschwung der Ereignisse, den er damals nicht ahnete, nöthigte ihn zu der Palinodie in den Motto-Stanzen des Epimenides.

Der zweite Band von Dichtung und Wahrheit, welcher im Herbst 1812 erschien, fand eine ermunternde Aufnahme. Der dritte konnte noch zum großen Theile vollendet werden, ehe die Kriegsereignisse von 1813 von der sinnigen Betrachtung vergangener Zustände abzogen. Es war zu be-

dauern, daß zu eben der Zeit, wo er der Freundschaft seiner Jugendjahre so manches liebevolle Denkmal setzte, sein Verhältniß zu Jacobi aufs neue durch eine herbe Mißstimmung getrübt wurde. Jacobi's Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung", gleichsam sein philosophisches Vermächtniß, griff das Identitätssystem der Naturphilosophie aufs entschiedenste an; er bekennt sich zu einem Gott über der Natur; ja, er spricht es aus: „die Natur verberge ihm Gott." Goethe sah in dem „unglücklichen" Buche einen Angriff gegen seine redlichsten Bemühungen, wie er nun schon „so viele Jahre" ertragen habe; er fand darin „recht harte Stellen gegen seine besten Ueberzeugungen, die er öffentlich in seinen auf Natur und Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften bekenne und zum Leitfaden seines Lebens und Strebens genommen habe"; sein Brief an Knebel vom 8. April 1812 läßt sich im Tone heftigen Unwillens des Weiteren darüber aus. Auch gegen Jacobi hatte er es in seinem Briefe aus Karlsbad vom 10. Mai 1812 kein Hehl, daß ihn das Büchlein ziemlich indisponirt habe. „Wie konnte mir", schreibt er in versöhnterer Stimmung in den Annalen, „das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehen sollte, die Natur verberge Gott! Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, — mußte nicht ein so seltsamer, beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?" Eben so sehr mußte sich Jacobi durch Goethe's Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" tief gekränkt fühlen. Doch die Sonne der Jugendliebe ist zu mächtig, um nicht das in einer heißen Stunde aufsteigende Gewölk rasch wieder zu verscheuchen; hatte doch auch Friedrich Stolberg, als er 1812 Goethe in Karlsbad

zum letztenmal sah, ihm unter Thränen die Hand zum Abschied gedrückt. Versöhnlich schrieb Goethe am 6. Januar 1813 an Jacobi: „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste; an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld.“ Das gute Einvernehmen wurde wieder hergestellt, und Goethe konnte in der Schilderung seines Jugendlebens das Bild Jacobi's mit aufrichtiger Anerkennung seines Werthes zeichnen. Wenn er hier weniger Gelegenheit fand, das Andenken Wieland's zu erneuern, so ward ihm durch dessen am 20. Januar 1813 erfolgtes Scheiden, welches ihn so tief erschütterte, daß ihn die Freunde kaum jemals weicher gestimmt gefunden hatten, eine besondere Veranlassung, die Verdienste auch dieses Freundes einer späteren Lebensepoche mit beredter Anerkennung zu feiern. Die von Goethe am 18. Februar in der Freimaurerloge gehaltene Gedächtnißrede ist der schönste Denkstein auf Wieland's Grabe.

## Zweites Capitel.

## 1813 — 1818.

Mit dem Beginn des Jahres 1813 ging ein neuer Geist durch Deutschland. Das gewaltsam niedergehaltene, tiefverletzte Nationalgefühl loderte in hellen Flammen der Begeisterung auf, und die Hoffnung flog freudig der That voran. Goethe theilte diese Stimmung nicht. Er sah nur neue Verwirrung und schwere Zeiten vor sich und ergriff jedes Mittel, um sich den Ereignissen, auf deren Gang er nicht einzuwirken vermochte, fern zu halten und ihre Rückwirkung von seiner geistigen Thätigkeit abzuwenden. Tags vor der Besetzung Weimars durch die Franzosen, am 17. April, trat er seine Reise in die böhmischen Bäder an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt.[51]) Er machte auf sie keinen erfreulichen Eindruck, da er über die neuen Unternehmungen sich nicht freudig und hoffnungsvoll äußerte, sondern beklommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, von Hoffnungen glücklicher Zeiten sprach, fuhr Goethe heftig gegen ihn auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen“: eine Besorgniß, die allerdings die ersten Kriegsereignisse zu rechtfertigen schienen, da man überdies noch ungewiß war, welche Stellung Oestreich in dem europäischen Kampfe einnehmen werde. Auch von Teplitz aus kommen uns nur sorgenvolle Aeußerungen des nach Frieden verlangenden Dichters ent-

gegen: „Wer es jetzt möglich machen kann“, — schreibt er unterm 21. Juli — „soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ Shakspeare und Tacitus hatte er vorzugsweise zu seiner Lectüre gewählt, um durch fernliegende Ereignisse seine Phantasie von der Gegenwart abzuziehen. Indeß war er wenigstens froh, daß er in dieser jetzt zerrissenen Welt, wo man nicht mehr wisse, wem man angehöre, gesund sei und arbeiten könne.

Außer der Vollendung des dritten Theils von Dichtung und Wahrheit beschäftigte ihn eine Abhandlung über Shakspeare, dessen Einwirkung auf seine Jugenddichtungen er dort geschildert hatte, obgleich seine gedrückte Stimmung nicht geeignet war, die großartigen dramatischen Weltgemälde dieses Riesengeistes von einem unbefangenen Standpuncte aus zu betrachten, und zwar in einer Epoche, wo seine Poesie sich schon der orientalischen Contemplation zuneigte. Die Balladen „der Todtentanz“, „der getreue Eckart“, „die wandelnde Glocke“, wurden damals gedichtet, und in einem Opernentwurf „der Löwenstuhl“ behandelte er das Sujet, welches er später in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen darstellte. Daneben gewährten mineralogische Excursionen und Sammlungen seinem Geiste ebenfalls eine erwünschte Ableitung. Mit innigem Wohlbehagen führt uns seine Schilderung des Ausflugs nach den Zinnbergwerken von Zinnwalde und Altenberg (10—12. Juli) in die Stille der Natur und die idyllische Gewerbthätigkeit der Gebirgsbewohner, welche nicht lange darauf, nach dem Ablauf des Waffenstillstands und dem Eintritt Oestreichs in die Reihen der Verbündeten, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt waren.

Auf der Heimreise traf Goethe in Dresden mitten unter kriegerische Zurüstungen. In Weimar rückte die jüngste fran-

zösische Garde ein; General Travers, den er früher in Gesellschaft des Königs Ludwig von Holland kennen gelernt hatte, ward in seiner Wohnung einquartiert. Goethe suchte sich durch literarische Beschäftigung mannigfacher und zerstreuter Art über die Sorgen der Zeit, welche die Unfälle von 1806 noch einmal über Weimar bringen konnten, hinwegzuhelfen; sogar die Beschäftigung mit chinesischer Geschichte schien für den Augenblick ein willkommenes Beruhigungsmittel. „Ich hatte mir“, schreibt er an Knebel, „dies wichtige Land gleichsam aufgehoben und abgesondert, um mich im Fall der Noth, wie es auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten.“ Ein anderer „Zufluchtswinkel in böser Zeit“ waren ihm die Naturstudien. „Ich habe mich in diesen letzten so trüben als zerstreuten Tagen“ — schreibt er am 3. December an den Geheimrath von Leonhard, mit dem er durch mineralogische Studien in ein näheres Verhältniß gekommen war — auch wieder mit Geognosie beschäftigt, besonders aber was ich seit mehreren Jahren in Böhmen und Sachsen, die Zinnformation betreffend, zusammengebracht, endlich geordnet und eine Darstellung dieser wichtigen Urepoche versucht.“ Von poetischen Arbeiten ist der Epilog zu dem Trauerspiele Essex zu erwähnen, welchen Goethe für die Schauspielerin Wolff schrieb, um ihre fatale Rolle der Elisabeth zum Schluß noch einigermaßen glänzend auszustatten. Diese nach vorgängigen geschichtlichen Studien sorgfältig ausgeführte Dichtung steht in Beziehung zu den Geschicken Napoleons und giebt der unter dem Abfall der Freunde sich kühn behauptenden muthvollen Gesinnung einen Ausdruck, nicht ohne die tragische Ahnung des Sturzes: „Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ Dies ward gerade am 18. October, dem Tage der Leipziger Schlacht, geschrieben. An eben dem Tage fiel das Brustbild Napoleons von Gyps, das in Goethe's Zimmer hing, von der Wand herab; doch nur der Rand hatte gelitten. Goethe ließ um

den Rand des Bildes„ den Vers eines römischen Dichters parodirend, die Worte setzen: scilicet immenso superest ex nomine multum.

Dem Rückzuge der französischen Armee entging Weimar über Erwarten glücklich. Die Truppen der Verbündeten rückten ein; Goethe, dem vom städtischen Einquartierungsamte schon zwölf Mann Kosacken zugewiesen waren, blieb in Folge seiner Vorstellungen durch besondere Vergünstigung von der Last der Einquartierung befreit. Der Herzog trat am 1. November vom Rheinbund zurück und erließ einen Aufruf zur Bildung eines Corps von Freiwilligen. Gern hätte August von Goethe gleich wie Karl von Knebel sich in die Reihen derselben gestellt. Allein dem Vater war der Gedanke unerträglich, den einzigen Sohn verlieren zu können, und da ihn sein Wunsch nicht zurückzuhalten vermochte, so erwirkte er einen Befehl vom Herzog, der den kampflustigen Jüngling zurückbleiben hieß. Der Herzog errichtete eine Schwadron Jäger und eine Compagnie zu Fuß. Am 7. Januar 1814 verließ er Weimar, um an der Spitze des dritten preußischen Armeecorps nach den Niederlanden zu ziehen.

Goethe, vor Allem erfreut, der Ruhe seiner Studien zurückgegeben zu sein, blieb den Ereignissen gegenüber in der Haltung des parteilosen Beobachters. Der Macht des Augenblicks, dessen Kind der Enthusiasmus ist, schien ihm der nicht unterworfen zu sein, „der in der Weltgeschichte lebt.“ Seine Natur war, wie er selbst erörtert, der „höheren“ Culturstufe gemäß, auf der der Nationalhaß verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Wenn er daher inmitten der patriotischen Aufwallung Anderer den Strom der Ereignisse in ruhiger Haltung an sich vorbeigleiten ließ und die politischen Zukunftsträume erregter edler Männer nicht theilte, so konnte

es nicht fehlen, daß er Manchem theilnahmlos erschien. Indeß war diese scheinbare Kälte nicht, wie Stein sie glaubte entschuldigen zu müssen, eine Folge seines Alters, sondern stimmt nur zu der seit dem Beginn der Revolutionszeit erworbenen und geübten ruhigen und gemessenen Haltung. Er rückt sich die Ereignisse der Gegenwart in die Ferne und betrachtet sie gleichsam vom historischen Standpuncte, weßhalb auch der nachherige Erfolg in den meisten Fällen der Klarheit seines politischen Urtheils Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Dabei bewahrte er dennoch in der Tiefe seiner Seele eine warme Liebe für sein Volk und den Glauben an dessen steigende Entwicklung und höhere Bestimmung. Wer in jenen Jahren Gelegenheit hatte, mit ihm die Geschicke der Gegenwart zu besprechen, schied (wie namentlich Varnhagen von Ense und Luden ausdrücklich versichern) mit der Ueberzeugung, daß die im ärgsten Irrthum seien, welche den Dichter beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, kein Gefühl für Deutschlands Ehre und Schande, keinen Glauben an unser Volk gehabt. „Sein Schweigen", sagt Luden, „bei den großen Ereignissen und wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte." Eben so schreibt Varnhagen von Ense gleich nach seinem Besuche bei Goethe (im Nov. 1817): „Er sieht nur früh und schnell die Dinge, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen."

Das schönste Denkmal von Goethe's vaterländischer Gesinnung wie politischem Scharfblick hat uns Luden aufbewahrt [53]; es ist um so schätzbarer, da der Charakter dieses trefflichen Historikers die beste Bürgschaft treuer Berichter-

stattung ist. Luden theilte im November 1813 Goethen die Absicht mit, eine zunächst gegen Napoleon und die Franzosen gerichtete Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis“ herauszugeben. Goethe rieth ihm von einer solchen publicistischen Thätigkeit ab, indem er auf dieser Bahn sich in vielfache Händel verwickeln und bald ermüden werde. „Glauben Sie ja nicht“, fuhr Goethe darauf fort, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt“. Nachdem er dies unter Hinweisung auf die frühere Weltstellung des deutschen Volks näher begründet hat, fährt er fort: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und

was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren rc. .... Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus". Das aber bezeichnete Goethe als die Pflicht jedes Einzelnen, "nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraussteht, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". Ein Gespräch ganz ähnlichen Inhalts hatte Goethe mit von Leonhard auf dem Schlachtfelde von Hanau. "Gerecht und nachsichtig" — so berichtet dieser — "sprach der Dichter sich aus über den Geist der Gegenwart, über die Entwicklung nächster Folgezeit; nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft war ihm tröstlich; die Entscheidung, wie solche gefallen, erachtete er für den Anfang vom Ende".

Goethe fühlte keinen Beruf, die Zeitereignisse poetisch zu verherrlichen. Die poetische Stimmung während des Frühlingsaufenthalts 1814 zu Berka, wo er in dem von der Ilm umrauschten „Edelhof“ die Ruhe im Genusse einer schönen Natur suchte, veranlaßte den Entwurf zu einem Vorspiel zu den Sommervorstellungen der Weimarer Schauspielergesellschaft auf dem 1811 erbauten Theater zu Halle. Allein er überließ die Vollendung desselben an Riemer, indem er der Aufforderung Iffland's, für die preußische Hauptstadt ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten, nachgab. Im Mai 1814 ward des Epimenides Erwachen begonnen. Da die Festdichtung auf den preußischen Hof und seine Gäste berechnet werden mußte, so blieb bei so nahe liegenden Begebenheiten und so delicaten Beziehungen kaum eine andere Form als die allegorische übrig, welche überdies, obgleich an und für sich undramatisch, der beabsichtigten opernartigen Ausstattung günstig war. Der Dämon der Unterdrückung — das sind die Grundzüge der Haupthandlung — hat im Verein mit den Dämonen der List und des Kriegs den Glauben und die Liebe in Fesseln gelegt, doch nicht die Hoffnung. Diese verbinden sich unter einander und stärken sich zu unüberwindlicher Kraft. Sie werden durch gütige Genien ihrer Bande entledigt und besiegen den Dämon der Unterdrückung. Zum Rahmen dieses allegorischen Zeitgemäldes wählte der Dichter die Erzählung von Epimenides aus Kreta, welcher, der altgriechischen Sage nach, über funfzig Jahr in einer Höhle schlief und bei seinem Erwachen verwundert war, die Welt um sich ganz verändert zu finden; in diesem Bilde erkannte der Dichter sich selbst und manche seiner Freunde, welche sich von den politischen Ereignissen fern gehalten hatten und jetzt von dem plötzlichen Umschwung überrascht wurden. Durch die musikalische Composition, welche Capellmeister B. A. Weber in Berlin übernahm, und anderweitige Vorbereitungen ward die Aufführung bis zum nächsten Frühjahr hin-

gezögert. Am 30. März 1815 fand sie zum erstenmal in Berlin statt und ward am nächsten Tage in Gegenwart des Hofes wiederholt. Nach Zelter's Bericht war „der Beifall wüthend", und die auf die Zeitereignisse bezüglichen Stellen wurden lebhaft applaudirt; waren doch auch dem alten Blücher bei dem Chorgesange des Vorwärts-Liedes die Thränen geflossen. In Weimar ward der 30. Januar des folgenden Jahrs durch die Aufführung des Festspiels gefeiert. Eine nachhaltige Wirkung war nicht zu erwarten. Ungeachtet der Zierlichkeit und Künstlichkeit der Composition hat dies allegorische Drama kein rechtes inneres Leben, und der Dichter selbst hat zugegeben, daß es demselben an Einbildungskraft und Wärme fehle. Die Schlußstrophe, welche auf die wiederum den politischen Horizont verdüsternden Wolken hinweist, ward bei der Aufführung weggelassen oder ist später hinzugedichtet:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh:
Es sei ein dauernd Recht!
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh'
Ihm und den Seinen schlecht!

Der glückliche Zustand Deutschlands nach der Befreiung von dem Joch der Fremdherrschaft, „die große politische Atmosphären-Veränderung", äußerte auch auf Goethe eine verjüngende Wirkung, und er fühlte, daß es jetzt „dem Epimenides nicht heilsam sein würde, im Schlummer zu verharren". Es liegt ein Geständniß der Beschämung in den Worten des Epimenides:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Ein dichterisches Wohlgefühl kommt wieder über ihn, als er in den nächsten beiden Jahren 1814 und 1815, statt in dem engen Karlsbader Thale Pflanzen und Steine zu sammeln, „zu des Rheins gestreckten Hügeln — weingeschmückten Landesweiten“ hinzieht und in offenem Verkehr mit vertrauten Freunden Herz und Sinn wieder der Fülle des Lebens öffnet: „der Wunsch in die freie Welt“ — das sind seine eignen Worte — „besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen konnte, drängte mich zu dieser Reise“.

Einen besonderen Reiz hatte der Ausflug an den Rhein noch dadurch, daß er in Wiesbaden einige Wochen mit seinem Freunde Zelter zusammen zu sein hoffte. Das Verhältniß zu diesem hatte sich seit einigen Jahren zur innigsten Freundschaft gesteigert; das Unglück hatte das Band fester geschlungen. In der schmerzlichen Lebensepoche im November des Jahres 1812, da Zelter über den Tod seines ältesten Sohnes, der sich selbst entleibt hatte, in tiefe Trauer versetzt war, gaben ihm Goethe's tröstende Zeilen das brüderliche Du; die vielsagenden Worte: „Du hast Dich auf dem schwarzen Probirsteine des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen; wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist“ — waren eine fürs Leben gewonnene Ueberzeugung, die niemals wankte. Zelter durfte, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, seit diesem Briefe denken, an die Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben. Zwar gehörte Zelter einer ganz anderen Sphäre der geistigen Thätigkeit an, als Goethe, und konnte diesem nicht, wie Schiller, so viel zurückgeben, als er empfing; aber Goethe hatte seinen rein-menschlichen Werth, die Kernhaftigkeit seiner sittlichen Natur erkannt und schätzte in ihm vor Allem die Tüchtigkeit und Geradheit seines Charakters, der „von allen seltenen Gaben die seltenste ein Freund zu sein“ in reichem Maße besaß.

Schon während des frischen Naturgenusses auf der Hinreise fand Goethe die innigen, heiteren Töne seiner Lyrik wieder, die einige Jahre hindurch geschlummert hatten:

„Und da duftet's, wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten."

(Fulda, 26. Juli.)

Zwar erneuern sich auch in Wiesbaden die Karlsbader Studien, indem ihm das mineralogische Cabinet des Bergraths Cramer die Merkwürdigkeiten der dortigen Gebirgsbildung, unter andern viele „Prachtstücke" aus den Bergwerken des Westerwaldes, vor Augen legte. Allein in all seinen Schilderungen der Ausflüge ins schöne Rheingau weht uns wieder die poetische Fülle des Naturgenusses entgegen. Er fühlt sich der bewegten Menschenwelt wieder näher und mischt sich froh in das rege Leben des munteren Rheinvolkes. Dem St. Rochusfest, welches am 16. August bei der St. Rochuscapelle in der Nähe von Bingen von einem Strom Wallfahrender begangen wird, widmete er wieder die Aufmerksamkeit, wie in früheren friedlichen Tagen den römischen Kirchenfesten, und ließ sich, um alle Vorgänge im bunten Menschengewimmel anzuschauen, in und außer der Capelle hin und her drängen. Es rührte ihn die innige Freude der Menge, welche mit diesem Feste zugleich das Glück des wiedergekehrten Friedens und den Beginn goldener Zeiten feierte. In den ersten Septembertagen verlebte er schöne Stunden auf dem Landsitz Winkel bei der Familie Brentano, in deren Begleitung er viele Ausflüge längs des Rheins machte und bei Schlössern und Capellen schönen Aussichten und weinbegrünten Landschaften wieder mit dem entzückten Blick der Jugend verweilte. Er bekennt es selbst, seit dieser Reise an den Rhein eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Es ist die „milde Sonne seiner letzten Jahre",

welche seit jenen am Rhein genossenen Tagen ihren freundlichen Glanz über den Abend seines Lebens verbreitete.

In Wiesbaden traf Geheimrath von Leonhard [33]) mit ihm zusammen. Zum erstenmal sahen sie sich von Angesicht, und mächtig ergriff Goethe's Persönlichkeit den erwartungsvollen Bewunderer seines Geistes. Seine Beredsamkeit, sein Feuer, womit er sich im ausführlichen Gespräch auf den Gebieten der Wissenschaft und poetischen Literatur erging, „war das eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe.“ Edel und groß erschien er vor Allem in der liebevollen Anerkennung der Verdienste früherer und mitlebender Männer; Byron's gedachte er schon damals mit großem Lobe. Bald darauf erwiderte der Dichter in Hanau den Freundesbesuch. Auf seinen Wunsch gab das Hanauer Liebhabertheater eine Vorstellung, Körner's „der Vetter aus Bremen“, wobei er recht herzhaft lachte; „seine Laune war unerschöpflich, er, hinreißend, liebenswürdig.“ Leonhard's ausgezeichnetes Mineraliencabinet gewährte ihm großen Genuß.

Nach Heidelberg zog ihn Sulpiz Boisserée. Im Jahre 1811 war dieser begeisterte, sinnvolle Kenner mittelalterlicher Kunst mit einer wichtigen Folge von darauf bezüglichen Zeichnungen und Kupfern nach Weimar gekommen und hatte schon damals Goethe's Aufmerksamkeit aufs neue auf den Werth der Kunst des Mittelalters hingelenkt; „es ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach“. Die Einwirkung trat jetzt in gemeinsamen Studien erst nach ihrer ganzen Bedeutung hervor. Die Boisserée'sche Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, die Pläne und Risse des Cölner Doms und anderer altdeutschen Gebäude gewährte Goethe eine klare Einsicht in ein Gebiet der Kunstgeschichte, das er bis dahin nur flüchtig durchstreift und während seiner italienischen Reise wie in der

folgenden Epoche weit von sich gewiesen hatte. In Darmstadt fand er bei dem Oberbaurath Moller Gelegenheit, diese Kunststudien fortzusetzen. Unter den reichhaltigen Sammlungen des dortigen Museums hatte er seines wackern Merck zu gedenken. Manches, was er früher in dessen Privatbesitz gesehen und bei seinen ersten naturwissenschaftlichen Studien benutzt hatte, fand er hier wieder.

Seine Vaterstadt Frankfurt hatte Goethe in siebenzehn Jahren nicht gesehen. Inzwischen hatte er ihr noch vor kurzem in seiner Biographie den schönsten Tribut dankbarer Anhänglichkeit gezollt. Diesmal bereitete man ihm einen Empfang, in welchem sich die lebhafteste Verehrung aussprach. Die Vorstellung des Tasso wurde angeordnet, und Goethe von den Directoren des Frankfurter Theaters feierlich dazu eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge trat, welche mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt war, empfing ihn das überfüllte Haus mit lautem Jubel, der während einer Symphonie von Haydn noch fortwährte. Erst als sich der Vorhang hob, trat eine ehrerbietige Stille ein, und ein Prolog begrüßte den Dichter. Während des am Schluß gesprochenen Epilogs wurden die Kränze von den Büsten Ariost's und Virgil's genommen und ihm überreicht. Als er das Theater verließ, waren Treppen und Gänge mit dichtgedrängten Reihen von Zuschauern gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchging. Man war des Lobes voll, „wie so gar liebenswürdig er sich unter seinen Frankfurtern erwiesen habe.“ Er hatte alle Orden von seinen Kleidern trennen lassen, weil er nur Bürger sein wollte. Auch ein schönes öffentliches Fest genoß er hier; er konnte in seiner befreiten Vaterstadt der ersten Feier des 18. Octobers beiwohnen. Um die Erleuchtung zu sehen, fuhr er am Abend in dem Wagen des Baron von Hügel, damaligen Vicegouverneurs, herum. Während seines diesmaligen Aufenthalts

sah er sich fleißig um und besuchte seine alten Freunde; besonders freute er sich des vielseitig angeregten Interesses für Kunst und Naturwissenschaften; was in Privatsammlungen an Kunstsachen und sonstigen belehrenden Schätzen vorhanden war, ward im Einzelnen sorgfältig betrachtet und verzeichnet. Am 27. October traf er in Weimar wieder ein. Herzog Karl August war schon am 1. September unter den Freudenbegrüßungen der Seinigen in seine Residenz zurückgekehrt. Goethe hatte sich ihnen aus der Ferne durch die Veranstaltung einer Sammlung von Beglückwünschungsgedichten „Willkommen“ angeschlossen.

Goethe waren auf seiner Reise in die Rheingegenden so „unendliche Schätze des Anschauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unsere Zeiten“, daß er sich angetrieben fühlte, sie im nächsten Jahre zu wiederholen. Der politische Horizont war 1815 zwar nicht mehr so heiter, wie das Jahr vorher: „Napoleons Wiederkehr von Elba erschreckte die Welt; hundert schicksalschwangere Tage mußten wir durchleben.“ Als Goethe in Wiesbaden gegen die Mitte des Juni anlangte, fand er dort die preußische Garde. Die Schlacht von Waterloo ward in Wiesbaden zu großem Schrecken voreilig als verloren gemeldet, und viele Badegäste machten schon in Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen Anstalten zum Einpacken. Die rasche günstige Entscheidung brachte bald wieder alle Verhältnisse ins Gleiche. In der Nähe und Ferne wurden die Rheingegenden von unserm Dichter wieder durchstreift, und neue Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern schlossen sich an altbewährte an. In Biberich traf er mit dem Erzherzog Karl zusammen, welcher ihn durch seine belehrenden Unterhaltungen sehr anzog und mit seinen Werken über seine Feldzüge beschenkte. Mit Bergrath Cramer ward eine Reise durch das Lahnthal

ausgeführt, von wo sie geognostische Ausbeute heimbrachten. In Gesellschaft des Ministers von Stein war Goethe auf der Fahrt nach Cöln, wohin er sich in den letzten Julitagen in der Absicht begab, in die altdeutsche Kunst durch gründlicheres Anschauen einzudringen, und verlebte dort mit ihm und Ernst Moritz Arndt einige reichhaltige Tage. Etwas Ehrfurchtvolles lag in seiner Haltung gegen den großen Staatsmann, und dieser hielt die leichtaufbrausende Heftigkeit seines Wesens zurück, so daß sie friedlich und vertraulich neben einander herschritten; „der Aufenthalt, so kurz er war, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück“.

Die Seele der kunstgeschichtlichen Forschungen war der Umgang mit Sulpiz Boisserée. Mit ihm machte Goethe die Reise von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt und Darmstadt. In Gesellschaft des kunstsinnigen Freundes betrachtete er abermals die werthvollen Sammlungen dieser Städte. In Frankfurt hielt er sich diesmal zurückgezogener, als das Jahr vorher, um nicht aufs neue wider seinen Wunsch an die Oeffentlichkeit gezogen zu werden. Jene Studien altdeutscher Kunst, denen Boisserée sein Leben gewidmet hatte, waren fast der alleinige Inhalt ihrer Gespräche. In Heidelberg fand er bei dem Freunde die gastlichste Aufnahme. Durch einen Aufenthalt von zwei Wochen ward ihm die schönste Gelegenheit, die kostbaren Sammlungen mehrere Tage zu betrachten und sich in historischer wie artistischer Hinsicht von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit zu überzeugen. Die Cölner Studien kamen bei den Zeichnungen und Rissen alterthümlicher Gebäude wieder zur Sprache, und durch vielfache Verhandlungen fühlte man sich befähigt, „aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen.“ Das Zusammentreffen mit anderen Freunden früherer Jahre, namentlich mit Paulus,

verschönerte ihm gleichfalls den dortigen Aufenthalt. Ein Ausflug nach Karlsruhe verschaffte ihm die Bekanntschaft mit Hebel, dem von ihm sehr hochgeschätzten Dichter der „allemannischen Lieder." Auch sah er noch einmal die Stätte seiner Jugenderinnerungen, seiner ersten Begeisterung für altdeutsche Kunst, Straßburg mit seinem herrlichen Münster.

Von Heidelberg auf Würzburg reiste Goethe noch in Boisserée's Gesellschaft: „da uns beiden der Abschied wehe that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen." Ueber Meiningen, den Thüringer Wald und Gotha langte er am 11. October wieder in Weimar an.

Er hatte sich wieder mit liebevollem Entzücken in der Welt umgesehen, und das Gefühl dieses glücklichen Zustandes mußte noch dadurch erhöht werden, daß er kurz vor und nach dieser zweiten Rheinreise die Schilderungen seiner italienischen Reise redigirte, aus denen die Lichtblicke der reinsten Seelenerhebung aufs neue erwärmend und belebend ihm entgegenleuchteten. Indeß wollte er auch nicht die Früchte der gegenwärtigen Reisen dem deutschen Publicum vorenthalten. Er begann die Zeitschrift Kunst und Alterthum, welche von 1816 bis 1828 die Studien des Greises begleitete und ihm Gelegenheit bot, mit Allem, was die weiterschreitende Zeit Bedeutendes hervorbrachte, in lebendiger Berührung zu bleiben und von dem hohen Standpuncte seiner individuellen Bildung auf die Gegenwart zu wirken. Die ersten Hefte, deren Titel noch die Beziehung auf die Kunstgegenstände der Rhein- und Maingegenden andeutete, enthielten die Ergebnisse der letzten Reisebeobachtungen und waren vornehmlich in Bezug auf die Boissereéschen Sammlungen von entschiedenem Einflusse auf das öffentliche Kunsturtheil. Goethe wies mit kunsthistorischem, vorurtheilsfreiem Blick das Verhältniß der ältesten deutschen Malerei zur byzantinischen Kunst nach und war

der Erste, welcher der Wirksamkeit des Johann van Eyck Anerkennung verschaffte. Uebrigens beschränkte sich seine Zeitschrift nicht auf Kunst und Alterthum; „denn“ — sagte er schon im Beginn des Unternehmens — „wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und diese drei ohne Natur denken?“

Hatte er sich zur Zeit der Propyläen auf seinem antiken Standpuncte mehr abwehrend der Richtung der modernen Kunst zur Romantik entgegengestellt, so war er jetzt mit dem neuen Geiste mehr versöhnt und hatte vielfach Anlaß, rathend und fördernd einzugreifen. Als die mecklenburgischen Stände im December 1814 den einstimmigen Beschluß faßten, die Verdienste des Fürsten Blücher durch Errichtung eines Denkmals in seiner Geburtsstadt Rostock zu ehren, ward Goethe von dem damit beauftragten ständischen Ausschuß angegangen, durch seinen Rath und sein Gutachten die Ausführung des Planes zu unterstützen und zu leiten.[54]) Nachdem mit Director Schadow in Berlin vorgängig über die Idee des Kunstwerks correspondirt worden war, kam dieser mit dem Modell nach Weimar, wo sich beide über die noch vorzunehmenden Veränderungen verständigten. Im Sommer 1818 wurde der Erzguß der neun Fuß hohen Statue vollendet und im folgenden Jahre das Denkmal aufgestellt. Zwei Relieftafeln wurden von Goethe entworfen; die eine stellt dar, wie der Held vom Sturz mit dem Pferde sich aufrafft, während der Genius des Vaterlandes ihn mit der Aegide beschützt; die andere zeigt den Helden zu Pferde, indem er dämonische Gestalten in den Abgrund jagt. Die Zeilen der von Goethe verfaßten Inschrift, welche die Metalltafel der Rückseite enthält, lauten:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

In eben diesem Jahre erhielten Goethe's Kunststudien von vielen Seiten die lebendigste Anregung, so daß ihm das Jahr 1818 in dieser Hinsicht als eine neue Epoche erscheinen konnte. Die Elgin-Marmorn, diese herrlichen Ueberreste griechischer Kunst aus der Periode ihrer höchsten Blüthe, waren im britischen Museum angelangt. Gypsabgüsse und Zeichnungen gelangten bald auch in Goethe's Nähe, und mit der Begeisterung seiner italienischen Studien ergriff er die, wenn auch nur in mangelhaften Copien, dargebotene Belehrung. Er erzählt, wie die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, so lebhaft und heftig ward, daß er, an einem schönen sonnigen Morgen ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von seinem leidenschaftlichen Verlangen plötzlich ergriffen, aus dem Stegreif nach Rudolstadt lenkte und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte". Mit Abzeichnungen und Gypsabgüssen gelang es ihm seine eigenen Sammlungen zu vervollständigen. Auch seine Münzsammlung erhielt werthvolle Zugaben; denn auch mit diesem Fach der Kunststudien erhielt er sich stets in Verbindung. Die neubelebte Beschäftigung mit antiker Kunst trieb ihn (1818) zu dem Versuche, die Gemäldeschilderungen des Philostrat, mit denen er sich schon in der Epoche der Propyläen eifrig beschäftigt hatte, zu bearbeiten, „mit dem Vorsatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben". Denn ungeachtet des nach den verschiedensten Seiten sympathisirenden Universalismus seines ästhetischen Geschmacks kommt er gleichwohl auch jetzt noch auf das bewährte Grundprincip seiner Kunstansichten zurück: „Ich habe an der Homerischen und an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Bildner und Denker". Manche Belehrung über neuere Kunst ward ihm durch Ankauf von Zeichnungen und Kupferstich-

sammlungen. Vieles Werthvolle brachte der Herzog von seiner Reise nach Oberitalien heim, unter Anderem Abzeichnungen von Leonardo da Vinci's Abendmahl, welche, in Verbindung mit dem Werke Bossi's, Goethe 1817 zu der ausführlichen Abhandlung über dies fast vernichtete Meisterwerk veranlaßten.

Fast sollte man aus Goethe's umfangreichen Thätigkeit für ältere und neuere Kunst den Schluß ziehen, daß die Naturwissenschaften und andere geistige Interessen dadurch auf einige Zeit zurückgedrängt worden seien. Und doch, welche weite Gebiete vermochte sein großer Geist neben einander mit gleicher Liebe und Tiefe zu umfassen! Schon im Obigen wird mehrmals angedeutet, wie angelegentlich er während seiner Reisen in den Rheingegenden sich mit mineralogischen Forschungen beschäftigte. Diese wurden auch fernerhin mit solchem Eifer fortgesetzt, daß er zum Jahre 1817 die Bemerkung machen kann: Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges seien an der Tagesordnung gewesen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal stellte er als Tableau zusammen. Er studirte eine große Anzahl geologischer Werke und Charten; nach v. Leonhard's großen Tabellenwerken ordnete er seine Privatsammlung und die durch neue ansehnliche Anschaffungen bereicherten Sammlungen des Museums. In den Sommermonaten der Jahre 1818 und 1819 hielt er sich in Karlsbad auf und nahm die böhmische Geognosie wieder mit ungeschwächter Energie auf. „Bei dem schönsten denkbaren Wetter“ — schreibt er im October 1819 an Zelter — „ging und fuhr ich in der ganzen Gegegend umher ..... überall Steine geklopft, so daß ich zuletzt die bekannte Müller'sche Sammlung von hundert Stücken ebenso, als wenn der gute Alte noch lebte, zusammenlegen konnte.“ Die Geologie entfernter Länder und Welttheile ward gleichfalls zu diesen Studien mehr und mehr herangezogen, und es

verband sich damit eine so umfangreiche Lectüre wissenschaftlicher Reisewerke, daß mancher Besucher nicht wenig überrascht war, Goethe z. B. von den sittlichen und politischen Zuständen Nordamerika's mit der genauesten Detailkenntniß reden zu hören.

Im Jahre 1816 bereitete Goethe die Herausgabe mehrerer naturwissenschaftlichen Abhandlungen vor, welche unter dem Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden" seit 1817 heftweise erschienen. Ein poetisches Seitenstück zu der Elegie „Metamorphose der Pflanzen" gab er 1819 in dem didaktischen Gedichte „Metamorphose der Thiere." Sein botanisches Studium, dessen Geschichte er damals in einem ausführlichen Aufsatze darlegte, ward durch mannigfache Beobachtungen gefördert. Die chemischen Studien wurden unter Döbereiner's Leitung fortgesetzt. Die Farbenlehre erhielt eine Erweiterung durch die Theorie jener Farbenerscheinungen, welche von „seinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter" Seebeck zuerst entdeckt und von ihm entoptisch genannt waren. Goethe faßte die Resultate der während dieser Jahre angestellten Versuche, welche er „bis ins Grenzenlose vermannigfacht hatte", als Supplement seiner Farbenlehre in zwei Abhandlungen zusammen, worin er ihren atmosphärischen Ursprung nach seiner Theorie erklärte. „Die Richtigkeit meiner Ansichten" — so spricht er sich in dem Vorworte aus — „kenne ich zu gut, als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindesten irre machen sollte; mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort; wenige Jahre werden es ausweisen."

Kaum läßt unsere bisherige Erzählung ahnen, daß neben dieser vielseitigen Geschäftigkeit sich ein neues, weit aussehendes

Feld geistiger Interessen aufgethan hatte, in dessen Mitte ein anmuthiger Dichtergarten fröhlich emporwuchs. Längst hegte er im Stillen eine Neigung zur morgenländischen Literatur, die zu seinem beschaulichen Leben, seinen romantischen Sympathieen und besonders seiner Vorliebe für Calderon in wahlverwandtschaftlicher Beziehung stand. Das Interesse für den Orient trat bei ihm schon in früheren Lebensepochen zu wiederholten Malen lebhaft hervor. Den Jüngling beschäftigten Nachdichtungen des Hohenliedes und des Korans. Jones' englische Uebersetzung der Moallahat oder der Gedichte der sieben großen arabischen Dichter, die in der Moschee zu Mekka aufgehängt sind, zog ihn im Jahre 1783 so sehr an, daß er sie in Gemeinschaft mit seinen Freunden zu übersetzen beabsichtigte. In die indische Poesie führten ihn Jones' Uebersetzungen indischer Dramen sowie die daraus geschöpften Bearbeitungen der Sakontala von Forster und der Gita-Govinda von Dalberg. Jetzt gewannen die orientalischen Studien neue Reize für ihn. Im Jahre 1811 überließ ihm ein Officier einige Blätter einer Handschrift des Korans, welche er aus Spanien mitgebracht hatte. [55]) Die Schönheit der Schriftzüge zog Goethe so sehr an, daß er sich ernstlich mit der Ursprache zu beschäftigen anfing; sich in arabischer Schrift zu üben, machte ihm eine besondere Freude und beschäftigte ihn bei seinem Besuche in Heidelberg manche heitere Stunde in Paulus' Gesellschaft. Es war mitten unter den Besorgnissen des Jahres 1813, als Goethe an der Hand des ausgezeichneten persischen Lyrikers Hafis, dessen „Divan" ihm in der von-Hammer'schen Uebersetzung zukam, sich in der freundlichen Phantasiewelt der morgenländischen Dichtung erging und sich durch diese Beschäftigung „über bedenkliche Zeiten hinweghalf". Mit besonderer Zuneigung ergriff er das innerste Wesen dieses lebensfrohen Dichters und „suchte sich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen".

verband sich damit ... zersplittern,
cher Reisewerk ... zittern.
rascht war, G ... Osten
Zuständen N ... kosten;
reden zu hö ... trinken, Singen
... Quell verjüngen.

Im ... Verjüngung, den die lebensfrischen
rerer ... preisen, empfing seine lyrische Poesie
dem ... als mit der Wiederkehr der Friedenszeit
Mor ... Dichters wieder von Liebe und heiterer
Leb ... erfüllt ward. Für die lyrischen Empfindungen
G ... die sich von selbst zur Reflexion und allegorischen
... neigten, schienen die Formen der orientalischen
... das zierlichste und geeignetste Gefäß zu sein. „Diese
Poesie ... mohamedanische Religion," schreibt er später an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?"

Während der geistesfrischen Jahre 1814 und 1815 quollen die lyrischen Gedichte so reichlich hervor, daß er nach dem Muster seines Hafis einen westöstlichen Divan gründen und ihn schon nach der Verschiedenartigkeit des poetischen Inhalts in Bücher abtheilen konnte. Einige, wie das Buch des Timur, welches Rückblicke auf die Napoleonische Zeit enthalten sollte, gediehen nicht weit; andere füllten sich mehr mit Nachbildungen orientalischer Gedichte; aber die der Liebe gewidmeten Bücher schlangen sich rasch zu vollen Liederkränzen zusammen. Das stärkste der Sammlung ward das Buch Suleika. In diesen liebeglühenden Liedern zieht die Leidenschaft des Dichtergreises den Glanz orientalischer Bildersprache heran, um die jugendliche Geliebte und ihre beglückende

zu feiern. Der größte Theil derselben ward wäh- Sommerreise von 1815 gedichtet und läßt auf eine neigung schließen, die ihm die Wärme jugendlicher Lei- ıschaft zurückgab.

> Du beschämst wie Morgenröthe
> Jener Gipfel ernste Wand,
> Und noch einmal fühlet Hatem [Goethe]
> Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Darauf deuten auch des Dichters Worte hin, wenn er in den Erläuterungen sagt, dies Buch möchte wohl für abgeschlossen anzusehen sein: „der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.“ Daß diese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, das sich auch als Suleika hat eindrängen wollen, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

Es war Goethe's Absicht, im Jahre 1816 mit herannahender guter Witterung die schönen Tage der Rheinreise abermals zu genießen. Meyer wollte ihn begleiten. Man hoffte in den Kunstsammlungen die gemeinschaftlichen Studien zu erneuern und dann in Baden-Baden die Heilkraft der Mineralquellen und der reizenden Naturumgebung zu genießen: „Pläne waren entworfen, wie Alles zu genießen und zu nutzen wäre.“ Aber kaum war am 20. Juli die Hälfte des Erfurter Weges zurückgelegt, als „der ungeschickteste aller Fuhrknechte“ auf ebener Straße den Wagen umwarf. Die Achse brach, und Meyer beschädigte sich so bedenklich an der Stirn, daß sie sogleich nach Weimar umzukehren genöthigt waren, und die Reise wenigstens um vierzehn Tage verschoben werden mußte.

Goethe hatte, wie alle tiefpoetischen Gemüther, einen Glauben an Ahnungen, an geheimnißvolle Wechselbeziehungen der Ereignisse. Den Lesern von „Dichtung und Wahrheit“ ist bekannt, wie sich dieser Hang seines Gemüths schon in seiner Jugend in mancherlei Combinationen kundgiebt. Auch glaubte er späterhin, bei mehreren Gelegenheiten das Ahnungsgefühl erprobt gefunden zu haben. „Aus Unmuth und Aberglaube“, wie er selbst sich ausdrückt, ward daher die Reise an den Rhein, wo man ihn schon sehnlichst erwartet hatte, übereilt aufgegeben, und die Freunde verweilten einige Wochen in dem kleinen thüringischen Bade Tennstädt in der Nähe der Unstrut. Vier Wochen blieb Meyer in seiner Gesellschaft. Wolf kam auf ein Paar Tage dorthin und belebte die Unterhaltung, obgleich Goethe seinen Unwillen nicht zurückhalten konnte, daß dessen zunehmende Widerspruchslust seinem Umgange mehr und mehr das Erfreuliche und Anregende früherer Jahre entziehe. Viele Freude machte ihm in diesen einsamen Wochen das Studium der Humboldtischen Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, da er dies Stück „von jeher abgöttisch verehrt hatte.“ Auch verdanken wir dem Tennstädter Aufenthalt die ausführliche Darstellung des Rochusfestes, welche als ein Seitenstück zu der Carnevalsschilderung im Detail ausgemalt ward.

Der rheinische Liederfrühling war mit dem Jahre 1816 verblüht. Es brachte dem Dichter viele trübe Ereignisse. Am 6. Juni starb seine Frau nach kurzer Krankheit. Auf einer Spazierfahrt war sie an der Seite ihres Mannes plötzlich von einem Schlaganfall betroffen worden, dessen Folgen ihrem Leben bald darauf ein Ende machten. Halten wir den Ausdruck seines Schmerzes bei ihrem Scheiden mit den Geständnissen seiner leidenschaftlichen Neigung und seines Glücks im Beginn ihres Verhältnisses zusammen, so drängt sich uns aufs neue die Erkenntniß auf, daß Goethe's Gemüth und

sittliche Natur an seiner ehelichen Verbindung einen stärkern Antheil hatte, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. An ihrem Sterbelager knieend, brach er verzweiflungsvoll in die Worte aus: „Du wirst mich nicht verlassen; nein! nein! du darfst mich nicht verlassen!“ Als der Arzt auf sein Zimmer trat und ihm meldete, es gehe mit ihr zu Ende, wenn er sie noch lebend sehen wolle, so sei es Zeit zu ihr zu gehen, folgte er ihm unter tiefen Seufzern. Er faßte die Hand der Sterbenden und streichelte ihre Stirn. Sie schlug die Augen auf und wollte sprechen; allein die Zunge konnte nur noch unverständliche Töne hervorbringen. Er ließ sie los und verließ unter heftigem Schmerzensruf das Gemach. Wenige Augenblicke später war sie verschieden. Die an ihrem Todestage niedergeschriebenen Zeilen:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen“ —

und die Worte an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen: so weißt Du, was es heißen will“ — sind vielsagende, ungeheuchelte Schmerzenslaute. „Bei dem großen Verluste“, schreibt er an eine Freundin in Jena, für tröstliche Worte dankend, „kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist.“ Wo so manches mißwollende Wort ausgesprochen worden ist, dürfen wir Knebel's mildes Urtheil über Goethe's Frau nicht überhören. „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer“ — schreibt er in dem Briefe vom 10. Juni — „die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig schien....... Meine Frau, die

die Deinige in Wahrheit geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen."

Sein treuer Zelter verlor in demselben Jahre einen hoffnungsvollen Sohn und eine blühende Tochter. Auch der Tod der von dem Dichter innig verehrten und in seinen Gedichten gefeierten Kaiserin von Oestreich „versetzte ihn in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn nicht wieder verließ." Nicht minder schmerzte ihn das frühe Hinscheiden der „unvergeßlichen", in den Jahren ihrer Jugend dem Dichter so eng verbundenen Prinzessin Caroline von Weimar, welche mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt war. Mitten unter so vielen Gräbern der Geliebten erklang kein Lied der Freude, sondern jener feierliche Gesang der „Trauerloge": „Ach, von neuen frischen Hügeln Freund an Freunden überdeckt!" Doch freudige Hoffnung erweckte wieder der Beginn des nächsten Jahres, da sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, sich mit Ottilie von Pogwisch verlobte. Diese eheliche Verbindung erheiterte den Lebensabend des Dichters durch die geistreiche und liebevolle Nähe einer geliebten Schwiegertochter, welche die Gabe geselliger Unterhaltung in ausgezeichnetem Maße besaß und zugleich seiner Wirthschaft aufs treulichste vorstand; in der zärtlichen Anhänglichkeit an die Enkel genoß der Dichter noch einmal das Glück des Vatergefühls. Im nächsten Jahre sang er seinem Walther ein heiteres Wiegenlied. Sein zweiter Enkel Wolfgang wurde 1820 geboren.

Wenn gleich in diesen Jahren die Liedersammlung des westöstlichen Divans keinen erheblichen Zuwachs erhielt, und auch der Entwurf zu einer orientalischen Oper bald wieder bei Seite gelegt ward, so wurden gleichwohl die philologisch-historischen Studien orientalischer Literatur mit unausgesetztem Fleiße betrieben. Durch ältere und neuere Reisebeschreibungen suchte sich Goethe ein deutliches Bild von den Culturzuständen

und Sitten des Orients zu verschaffen. Viel Belehrung verdankte er den Werken von Jones, den „Fundgruben“ von Hammer's, den Denkwürdigkeiten des Orients von dem früheren preußischen Gesandten von Diez rc. Mit letzterem trat er in einen wissenschaftlichen Briefwechsel, der bis an dessen Tod fortgesetzt ward. Diez und der gelehrte Orientalist J. G. L. Kosegarten übersetzten für ihn Manches, wodurch er in seinen Studien Aufklärung zu erlangen glaubte; auch blieb er nicht ohne Berührung mit Silvestre de Sacy, dem Meister orientalischer Gelehrsamkeit. Weil er diese Literaturkunde nicht bloß aus zweiter Hand empfangen wollte, so setzte er besonders in dem Winter 1817—18 seine orientalischen Sprachstudien fort, wenn auch nur die Oberfläche berührend, und bemühte sich Manuscripte so zierlich wie möglich nachzuschreiben. Von seinen Uebungen in arabischer Schönschrift, welche uns schon von seiner Heidelberger Reise her bekannt sind, findet man in den Gedichten des Divans mehrere Spuren.

Da die ersten Proben des neuen lyrischen Cyclus im Damenkalender von 1817 mehr irre gemacht als vorbereitet hatten, so entschloß er sich, als er im März 1818 den Druck des westöstlichen Divans beginnen ließ, das Material seiner gelehrten Studien über den Orient in einzelnen erläuternden Abhandlungen zu verarbeiten und mit diesen die vollständige Ausgabe von 1819 zu begleiten. Die werthvolle Zugabe beweist, wie der sichere Blick des Naturforschers sich auch in der Darstellung der Eigenthümlichkeit der Weltansicht und Sitte ferner Völker und Zeiten bewährte. Auf Poesie und Wissenschaft zugleich hat das Werk fördernd und belebend eingewirkt.

Mit dem „Buche des Sängers“, dessen Lieder sich auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters beziehen, verbindet sich, wie er selbst andeutet, dem Geiste nach die während eines ruhigen Aufenthalts in Berka entworfene Dichtung zu dem

Weimarer Maskenzuge, welcher bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am 18. Dec. 1818 stattfand. „Der Zug“ — berichtet Goethe an Zelter — „bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu costümiren, zu gruppiren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Auftritt endlich exponiren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und darüber. [Die Sprecherinnen kamen schon nach Berka zum Vorunterricht herüber]. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls..... Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf die ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig, und ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte mich über alle Erwartung.“ Gegen Knebel kann er jedoch sein Bedauern nicht zurückhalten — und dies theilt wohl jeder Verehrer des Dichters, wenn er die Geschichte seiner höfischen Festdichtung verfolgt — daß so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld zuletzt wie ein Feuerwerk in die Luft verpufft. „Indessen haben wir“, fügt er hinzu, „die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen.“ Indem die Erbgroßherzogin ihn mit der Anordnung des Festzugs und der Ausführung der ihn erläuternden Dichtung beauftragt hatte, war es ihr Wunsch, daß dabei die einheimischen Geisteserzeugnisse in beziehungsreichen Bildern vorgeführt würden. Der Dichter hatte daher Gelegenheit, die glänzende Literaturperiode Weimars, als deren Repräsentant er übrig geblieben war, in erhebenden Bildern zur Anschauung zu bringen. Eine große Gesinnung hat jene Strophen eingegeben, welche die dahingeschiedenen Größen Weimars, von denen er im Leben manche unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte, charakterisiren. „Eine reine, wohlgefühlte Poesie“ — sagt er in den Noten zum Divan in Bezug auf diese Gedichte, augenscheinlich im Hinblick auf Herder, — „vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge treff-

licher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt".

Uebrigens war in dem Zeitabschnitt, bei welchem wir jetzt verweilen, Goethe's Geschäftsthätigkeit auch durch anderweitige amtliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen. Nach wiedererlangtem Frieden zeigte sich in allen deutschen Staaten ein Drang nach neuen Organisationen, und auch Weimar, durch die Wiener Congreßbeschlüsse vergrößert und zum Range eines Großherzogthums erhoben, blieb nicht zurück. Im Jahre 1815 ward das Staatsministerum neu organisirt, wodurch auch Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler nebst einem Zuschuß zur Haltung eigener Equipage erhöht ward. Eine landständische Verfassung wurde versprochen, deren Grundgesetz am 15. Mai des nächstfolgenden Jahres vollzogen wurde. Bei der Huldigungsfeierlichkeit am 7. April 1816 stand Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächst am Thron. Er erhielt, gleichwie sein College von Voigt, das Großkreuz des am 30. Januar erneuerten weimarischen weißen Falkenordens [56]. „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen", berichtet er an Zelter, „die uns zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Haß". Goethe behielt unter dem Titel eines Staatsministers (im wirklichen Staatsministerium nahm er auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein) die „Oberaufsicht" (dies war der officielle Titel der großherzoglichen Ministerialcommission) über die landesherrlichen An-

stalten für Wissenschaft und Kunst [57]). Theilweise ward er dabei von dem Minister von Voigt unterstützt. Zwischen ihnen bestand, wie Kanzler von Müller sich ausdrückt, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat".

Seine Anhänglichkeit an den „theuren vieljährigen Mitarbeiter und Beförderer seiner wohlgemeinten Unternehmungen" spricht Goethe auch in poetischer Form in den Strophen aus, welche er ihm zur Feier des Dienstjubiläums, am 27. September 1816, widmete.

„Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn jeder will nach eignem Willen schalten.
Verharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne".

Diese Schlußzeilen deuten schon auf die politischen Gährungsstoffe der Restaurationszeit hin. Kaum des wiedererrungenen Friedens froh, ward Goethe von den Freiheitsbestrebungen, welche der Anspannung der Gemüther während des Befreiungskrieges folgten, von neuen Besorgnissen erfüllt. Der staatsmännische Blick, welcher die Bewegungen des politischen Lebens in großen Verhältnissen richtig zu beurtheilen und auch in dem Widerstreit der Parteien ein gedeihliches Ringen nach reineren Zuständen anzuerkennen vermag, war Goethe nicht eigen. Seiner innersten Natur war alles Gewaltsame, alles unklare Schwärmerwesen, das sich mit der politischen Aufregung jener Jahre verband, zuwider. Er fürchtete, daß die ruhig fortschreitende Geistesbildung, von der er, wie er auch im Gespräch mit Luden sich äußerte, alles Heil für Deutschlands Zukunft erwartete, aufs neue gestört werde. Weil er in manchen bedenklichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Mißbrauch der freiern Bewegung vor Augen hatte, so ward er gegen diese überhaupt principiell eingenommen.

Mit der Preßfreiheit, welche die neue weimarische Verfassung gewährleistete, konnte er sich nicht befreunden, weil er sie alsbald zu Angriffen auf achtungswerthe Persönlichkeiten und nützliche Institute mißbrauchen sah, und dagegen lehnte sich sein sittliches Gefühl auf. Ihre nächste Folge, meinte er, sei „tiefe Verachtung öffentlicher Meinung." Seinen bureaukratischen Standpunct charakterisirt sein Gutachten [58]) über die Unterdrückung von Oken's Isis, einem 1816 gegründeten Oppositionsblatte. Die Angriffe dieser Zeitschrift auf die eben erst verliehene weimarische Verfassung ließen höheren Orts die Mittel in Berathung ziehen, auf welche Weise diesem Beginnen zu begegnen sei; auch Goethe erhielt (im October 1816) vom Herzoge den Auftrag, seine Ansichten darzulegen. Die übrigen Vorschläge widerlegend, rieth er in seinem Gutachten, Oken's Person aus dem Spiele zu lassen und den fernern Druck der Zeitschrift polizeilich zu verbieten. „Man fürchte sich ja nicht", heißt es in seinem Schreiben, „vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauderns auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben". Der Herzog folgte übrigens diesem Vorschlage nicht, sondern bieder und freisinnig erwartete er die Heilung von der Zeit. Die Beschlüsse des Bundestags überhoben ihn gar bald der Sorge wegen Mißbrauchs der Presse.

Eben so wenig konnte sich Goethe von dem Werth der neueren constitutionellen Formen überzeugen. Er hatte einen tiefgewurzelten Widerwillen gegen die Herrschaft der Majorität der Kopfzahl. „Alles Große und Gescheite", äußerte er einmal, „existirt in der Minorität ..... die Vernunft wird immer nur im Besitz einiger Vorzüglicher sein." Aus manchen

treffenden Urtheilen, die uns Epigramme und vertraute Gespräche aufbewahrt haben, ersehen wir, daß sein Blick zwar einseitig auf den Mißbrauch constitutioneller Formen gerichtet war, sich aber auch hierin seine Klarheit und Schärfe bewahrte. Oder kann etwas schlagender die Abwege des Constitutionalismus bezeichnen, als seine Aeußerung: „nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wo die Menge zu entscheiden hätte, heißt es in einem seiner Epigramme, würden Wellington und Aristides bald bei Seite sein. Daher erschien er selten in den Sitzungen der Stände, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig.“

Am Abend seines Lebens sollte ihm noch die Unannehmlichkeit widerfahren, wegen seiner amtlichen Stellung mit dem Landtag in einige ernsthafte Collisionen zu gerathen. Der Landtag von 1823 verlangte von ihm eine Rechnungsablage wegen der von der Oberaufsichts-Commission verwandten Gelder. Goethe, der bis dahin in seinem Verwaltungszweige freie Disposition gehabt hatte, war sehr ungehalten, über die Verwendung „einer so lumpigen Summe“ (gegen 12,000 Thaler) speciellen Nachweis vorlegen zu sollen. Auf seine Weigerung beschloß der Landtag anfangs, das Geld nicht wieder zu bewilligen. Der Großherzog suchte durch Verhandlung mit dem Landtagsmarschall einen versöhnlichen Ausweg zu treffen: in welchem Sinne, erkennt man aus dem Gespräche, das die Großherzogin zu demselben Zwecke mit dem einflußreichen Luden hatte, welcher ausführlich darüber berichtet hat. „Der ganze Landtag“, sagte sie, „ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei. Also kann nur noch gefragt

werden, ob es gut oder zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der geh. R. Goethe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Anderen das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden....... Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." Die Sache ward dadurch ins Gleiche gebracht, so daß der Landtag seine Forderung fallen ließ. Sie wurde jedoch in der aufgeregten Zeit von 1831 aufs neue dringender wieder aufgenommen, ohne daß Goethe zu bewegen war Folge zu leisten. Weiteren Verdrießlichkeiten überhob ihn der Tod. „Das Anerkenntniß", sagt Vogel, „welches der Landtag nach Einsicht der Rechnungen der Dienstführung des Verewigten officiell und öffentlich angedeihen lassen, beweist, wie wenig Ursache Goethe hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwilligst dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen."

Die weimarische Bühne war nach Goethe's Bemerkung um das Jahr 1815 auf den höchsten ihr erreichbaren Punct gelangt; „natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen" verband sich mit „reiner Recitation und kräftiger Declamation." Unstreitig erreichte sie jedoch nicht die frühere Stufe, was frische Begeisterung für die Kunst und energische Leitung betraf. Goethe's Bemühungen, sie auf ihrer Höhe zu erhalten, dauerten zwar noch fort, doch schwand ihm sichtlich mehr und mehr die Lust zu dem undankbaren Geschäfte, besonders als mit Grüner's und Wolff's Abgange sich die Reihe der Vertreter

seines Geistes mehr und mehr lichtete. Persönlich machte er sich nicht mehr so viel, wie in früheren Jahren, mit der Ausbildung der Schauspieler und der Leitung der Proben zu schaffen. Daß in der Person des Grafen Edling ihm ohne seinen Wunsch ein Intendant an die Seite gesetzt wurde, war für ihn kränkend und unbequem; er beachtete ihn in den Sitzungen nicht und räumte ihm keinen Antheil an den Geschäften ein. Außerdem gab es mancherlei Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern, bei denen er nicht immer den willigen Gehorsam fand, der vormals seine Thätigkeit gehoben und belohnt hatte. Dessenungeachtet hielt er noch einige Zeit in seiner Stellung aus, und mehrere Darstellungen erinnern noch an die Bemühungen früherer Jahre. Im Jahre 1815 ward Calderon's große Zenobia nach Gries' Uebersetzung zur Feier des 30. Januars aufgeführt, doch mit getheiltem Beifall des Publicums, das sich mit den beiden letzten Acten nicht befreunden konnte. Das Monodrama Proserpina wurde mit der Composition Eberwein's, eines jungen talentvollen Künstlers, der in Zelter's Schule gebildet war, glänzend ausgestattet durch Decoration und Schlußtableau, am Geburtstage des Erbprinzen zu wirkungsvoller Darstellung gebracht und binnen kurzer Zeit dreimal mit günstigem Erfolge wiederholt. Am 10. Mai ward eine Feier zu gemeinschaftlichem Andenken Schiller's und Iffland's veranstaltet. Die Aufführung der „Glocke“ wurde erneuert, und der Goethe'sche Epilog, um zwei Schlußverse vermehrt, wieder recitirt. Man führte zugleich die letzten beiden, ein Ganzes bildenden, Acte von Iffland's Hagestolzen auf, und diesen wurde ein von Goethe in Verbindung mit Peucer bearbeitetes Nachspiel, das die Verdienste des Verstorbenen feierte, angehängt. Daß Goethe nicht aufhörte, sich zum Besten der Bühnenvorstellungen manchen untergeordneten Arbeiten zu unterziehen, bewies er noch im Beginn des Jahres 1817, wo er Kotzebue's

„Schutzgeist“ und dessen Lustspiel „die Bestohlenen“ sorgfältig überarbeitete.

Um diese Zeit trat sein Sohn ihm in der Theaterintendanz an die Seite, und damit war er wohl schon entschlossen, das zeitraubende Geschäft, das ihm keine Freude mehr machte, bei passender Gelegenheit abzuwerfen. Aber einen solchen Ausgang, wie ihn im März 1817 traf, hatte er nicht erwarten können. Auf mehreren Theatern gastirte damals unter großem Zulauf der schaulustigen Menge der dressirte Pudel des herumziehenden Schauspielers Karsten in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „der Hund des Aubry“. Karl August, ein Liebhaber von Hunden, war begierig die Künste des Pudels zu sehen. Obwohl man wußte, daß Goethe sich mit Entrüstung über eine solche Entweihung der Bühne ausgesprochen hatte, wurde ihm doch das Ansinnen gestellt, den Hund auf dem Hoftheater seine Künste zeigen zu lassen. Er erwiderte mit Hinweisung auf den Paragraphen der Theatergesetze, welcher Hunde auf die Bühne mitzubringen verbot, und ließ eine weitere Erörterung der Sache nicht an sich kommen. Man stellte jetzt dem Großherzoge vor, wobei Frau von Heygendorf (Jagemann) die Vermittlerin war, wie unrecht es von Goethe sei, seinem Herrn gegenüber auf seinem Sinne zu beharren, und wußte ihn zu einem Machtspruch zu treiben. Der Hund wurde verschrieben. „Karl August hat mich nie verstanden“, war Goethe's Ausruf im ersten Augenblick des überwältigenden Schmerzes. Als der Regisseur Oels Goethe meldete, was der Großherzog befohlen, beschied er ihn auf den folgenden Morgen zu weiterer Besprechung. Inzwischen reiste er nach Jena ab und ließ ein Schreiben an den Großherzog zurück: da ihm das Theater, dem er während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen sei, so erbitte er sich die Erlaubniß, der Aufführung nicht beiwohnen und

sich als beurlaubt ansehen zu dürfen. Von Jena aus bat er um seine Entlassung von der Intendanz. Wenn die Jagemann'sche Partei den Bruch zwischen dem Großherzoge und seinem Jugendfreunde durch ihre Intrigue unheilbar zu machen gehofft hatte, so ging ihre Rechnung fehl. Der Großherzog bereute bald seine Uebereilung. Wenige Tage darauf besuchte er den entflohenen Freund und traf ihn im jenaischen botanischen Garten an. Lange hielten sie sich in stummer Umarmung fest, gingen dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und schieden völlig versöhnt. Goethe's Niederlegung seiner Intendanz wurde durch ein amtliches Schreiben vom 7. April, das er am 13. erhielt, vom Großherzoge genehmigt. Uebrigens war Goethe hocherfreut, die Theaterangelegenheit im Rücken zu haben. Er soll indeß im Verdruß über seine erschütterte Stellung in Weimar damals ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und den Anerbietungen, die ihm von Wien aus gemacht wurden, Folge zu geben. Das Theater besuchte er nicht mehr, und damit hört auch seine Theilnahme an der dramatischen Poesie auf.

Goethe hatte nach Jena seine Arbeiten nebst Apparaten und Collectaneen mitgenommen und verweilte dort vier Monate. Da der Großherzog die dortigen akademischen Anstalten „großartig zu beleben" wünschte, so beschäftigte er sich näher mit dem Detail derselben, richtete ein botanisches Museum ein, brachte die 1816 gegründete Thierarzneischule, der manche Vorurtheile entgegenwirkten, in Gang und bearbeitete zu Michaelis einen amtlichen Bericht an den Großherzog über den Zustand der einzelnen Institute.

Unter Goethe's amtlichen Berichten dieses Jahres findet sich auch ein Blättchen, das wegen der darin sich kundgebenden Pietät gegen Schiller's Andenken charakteristisch ist. Er macht darin den Vorschlag, das kleine schon verfallende Häuschen,

das Schiller in der Ecke seines Gartens erbaut hatte, als ein durch seinen Aufenthalt geweihtes Plätzchen, das von Fremden häufig aufgesucht wurde, anständig zu restauriren, des Dichters Büste und eine kalligraphische Tafel mit dem Epilog zur Glocke darin aufzustellen und das Zimmer mit einigen Gegenständen, deren er sich im Leben bedient, auszustatten. Goethe's sinniger Wunsch fand keine Genehmigung.

Die schwierigste Aufgabe, der sich Goethe im Herbst des Jahres 1817 zu unterziehen hatte, war die Umgestaltung der jenaischen Bibliothekseinrichtung. Die akademische Bibliothek bestand aus mehreren Sammlungen, welche nach und nach durch Ankauf und Vermächtniß zusammengekommen waren. Diese waren getrennt neben einander aufgestellt; die Räume langten nicht mehr zu, und die Bücher standen und lagen so ungeordnet durch- und übereinander, daß es beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten war, wie und wo man ein Buch finden sollte; ein wohlgeordneter vollständiger Katalog war gar nicht vorhanden. Der Großherzog hatte über diesen Uebelstand mehrmals mit Goethe vertraulich gesprochen und ihn zur Durchführung einer völlig neuen Anordnung der Bibliothek zu veranlassen gesucht; allein „unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm“, zumal da bis dahin die Bibliothek unter der unmittelbaren Leitung des akademischen Senats stand, und die Hindernisse eben so sehr in den Personen, als in dem verworrenen Zustande der Bibliothek lagen. Endlich brachte im September 1817 die gothaische Regierung den Zustand der Bibliothek zur Sprache mit dem Wunsche, daß die großherzogliche Oberaufsicht diese Angelegenheit übernehmen möchte. Sehr unangenehm war Goethe überrascht, als unterm 7. October an ihn ein höchstes Rescript erfolgte, das ihm die oberste Leitung des Geschäfts der

neuen Anordnung übertrug. Jedoch von dem Augenblicke an unterzog er sich dem lästigen „unabsehbaren“ Geschäft mit dem entschiedensten Eifer und einer Energie, die alle Hindernisse niederwarf und auch eigenmächtige Schritte nicht scheute, um das Bessere zu schaffen. Er verlangte dazu eine ausgedehnte Vollmacht und die Bewilligung der nöthigen Mittel. „Dieser neuen Umschaffung“, sagte er in seiner Relation, „darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurtheilen schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek selbst sind.“ Am 6. November begab er sich nach Jena und begann trotz vielfachen Widerstrebens einzelner dabei betheiligter Personen und Corporationen die Erweiterung und Verbesserung der bisher düstern und feuchten Räume des Bibliotheksgebäudes. Der große untere Saal ward trocken gelegt, die beschränkende Stadtmauer, welche sich an den Fenstern des Manuscriptensaals hinzog, niedergerissen, unbenutzte anstoßende Localitäten der Universität wurden für die Bibliothek in Besitz genommen. Noch in seinen letzten Tagen blickte Goethe mit Freuden auf die entschlossene That zurück, wie er von dem medicinischen Auditorium trotz des Widerspruchs der Akademie und der medicinischen Facultät, welche den Schlüssel auszuliefern sich weigerte, Besitz nahm, indem er die Wand durchbrechen und die Bücherrepositorien aufstellen ließ; sein Verfahren wurde später höchsten Orts vollkommen gebilligt. Zugleich ward die Schloßbibliothek hinübergeschafft, die neue Aufstellung nach wissenschaftlichen Fächern geordnet und durch Katalogisirung ihre Benutzung erleichtert: alles dieses, ohne daß die Benutzung der Bibliothek unterbrochen worden wäre. Inzwischen arbeitete Goethe auch selbst die neue Anordnung der Rechnungsführung aus, da dies delicate Geschäft nicht wohl einem Andern überlassen werden konnte. Auf seinen Bericht vom 1. December 1819, welcher die mit einem Aufwande von nicht mehr als 2700 Thalern durchgeführte Vollendung des

Hauptgeschäfts melden konnte, erfolgte auch die verdiente Anerkennung. „Wir mögen uns nicht versagen“, heißt es in dem höchsten Rescript vom 17. December 1819, „Euch bei dieser Gelegenheit die Bezeigung Unsrer Freude und Unsres Beifalls über die Einsicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr in thätigster Förderung dieses mühevollen und schwierigen Geschäfts einen von Uns mit besonderer Neigung aufgefaßten und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt nahe gebracht habt.“

Sein College, Minister von Voigt, dessen Mitwirkung er sich noch bei diesem Geschäft zu erfreuen gehabt hatte, war schon im Frühling dieses Jahres, am 22. März, geschieden, in letzter Zeit sehr angegriffen von der demagogischen Aufregung. Goethe pries ihn glücklich, „daß er die Ermordung Kotzebue's nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde.“ Im Sommer 1819 erfolgten die Karlsbader Beschlüsse. Wenige Tage nach Goethe's Ankunft in Karlsbad, wo er am Abend seines Geburtstages anlangte, ging der Congreß auseinander; mit mehreren diplomatischen Notabilitäten kam er dort noch in nähere Berührung, auch mit dem Fürsten Metternich.

Seinen siebzigsten Geburtstag hatte Goethe im Reisewagen zwischen Hof und Karlsbad in stiller Sammlung, wie er pflegte, begangen. Allen lauten Festlichkeiten ging er an diesem Tage gern aus dem Wege; daher lehnte er auch die Theilnahme an einem Festmahl ab, das man ihm am 29. zu veranstalten beabsichtigte. Erfreulich waren ihm jedoch die Beweise der Liebe, die ihn aus der Ferne in Karlsbad aufsuchten, begrüßende Gedichte von Freunden und Berichte von der sinnvollen Feier dieses Tages, welche seine Verehrer in

seiner Vaterstadt veranstaltet hatten. Bei dem dort angeordneten Festmahl prangte ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz, welcher Goethe demnächst als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater gab man ihm zu Ehren den Torquato Tasso. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche 1819 durch den Freiherrn von Stein constituirt war, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille zum Danke für den Antheil, den er an der Anfertigung der Blücherstatue genommen hatte. Ein sinniges Geschenk ward ihm durch den Großherzog von Mecklenburg. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im elterlichen Hause gestanden hatte, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen. Als Goethe sie zum erstenmal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?“ Dann stand er auf und vergoß bei dem Anblick Thränen der Rührung. [59]) Der Dichter sprach seinen Freunden durch das in einzelnen Druckblättern übersandte Gedicht „die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern“ seinen Dank aus, welchen er an das auf einer Münze ihm dargebotene Bild von dem Ritter, der seine vierundzwanzig Söhne dem Fürsten zur Huldigung vorstellt, anknüpft:

> Sieht der Dichter nah' und ferne,
> Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
> Sieht sie alle wohlgerathen,
> Tüchtig, von geprüften Thaten,
> Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
> Immerfort das Nächste denkend,
> Thätig treu in jedem Kreise,
> Still beharrlich jeder Weise,
> Nicht vom Weg dem graden weichend,
> Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenrein in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

## Drittes Capitel.

### 1820 — 1825.

„Das Leben“ — äußert Goethe in einem Briefe an den Staatsrath Schultz — „gleicht denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.“ Er ward daher, je näher er dem unvermeidlichen Ziel rückte, um so haushälterischer in der Verwendung der Zeit, und sein alter Wahlspruch: „die Zeit ist mein Reichthum und mein Acker“ (tempus divitiae meae, tempus ager meus) bewährt sich gerade in den letzten Jahren seines Lebens in vollstem Maße. Zwar widmete er noch in den nächstfolgenden Jahren einen Theil des Sommers den Zerstreuungen und geselligen Aufheiterungen des Badelebens; sonst schloß er sich möglichst in die Einsamkeit seines Studirzimmers ein, wo schon die frühen Morgenstunden ihn regelmäßig an seine Arbeiten und wissenschaftlichen Forschungen riefen. Aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zweien Abschnitten des Tags dictirte — so berichtet Kanzler von Müller — ersieht man, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lectüre der mannigfaltigsten Art widmete“. Sein Arbeitszimmer, das mehr und mehr seine Welt ward, in der er die ganze Be-

haglichkeit und Fülle seines geistigen Daseins empfand, lag still nach dem Garten zu, klein und schmucklos, damit nicht Gegenstände des Luxus seinen Geist zerstreuen möchten. „Ein kleiner Eckschrank“, berichtet A. von Sternberg, „hatte die Bestimmung Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die discreteste und wirksamste Weise vertheilt wurden“. Besuche wurden hier nicht angenommen, und nur den intimsten Freunden öffnete sich dies Heiligthum; sein Bibliothekzimmer und Schlafcabinet lagen daran.

Wenn er für sich allein arbeitete, pflegte er an einem Stehpulte zu schreiben, den Rücken gegen das Licht gewendet. Bei dichterischen Werken sprach er die Verse laut vor sich hin, um das Ohr zum Richter über den Rhythmus und den Wohlklang der Worte zu machen. Das Dictiren war ihm mehr und mehr zur Gewohnheit geworden, selbst bei seiner Correspondenz. Sein Secretär, dessen Stelle oft Riemer, Kräuter und andere junge Freunde vertraten, wurde regelmäßig mehrere Stunden hinter einander beschäftigt. Unablässig konnte der Greis die Geistesanstrengung fortsetzen. Sitzend oder auf- und abschreitend und um den Tisch in der Mitte des Zimmers herumwandelnd, oder plötzlich die Gruppe, die seine Phantasie gestaltete, ordnend und fixirend, ließ er die Gedanken in raschem Flusse hervorströmen, ohne selbst durch störende Unterbrechungen gehemmt oder abgelenkt zu werden. Die Manuscripte der größeren Werke seiner späteren Lebensperiode haben auf diese Weise ihre Gestalt erhalten. Es läßt sich darin, so wie in seinen Briefen nicht verkennen, daß schon die Gegenwart eines Andern den freien Erguß des Innern vielfach beschränken mußte, und selbst der Stil seiner letzten Werke trägt davon die Spuren.

Seine amtliche Thätigkeit hatte sich, seitdem er die Theaterleitung aufgegeben hatte und die Bibliothekseinrichtung der Hauptsache nach beendigt war, sehr vereinfacht, und was noch

zu thun war, wickelte sich ohne große Opfer an Zeit mit Hülfe der Unterbeamten von selbst ab. Aus der Correspondenz mit dem Großherzog geht hervor, wie sehr er auch ferner bemüht war, das Gute in seinem Verwaltungszweige zu fördern. Man durfte durchaus nicht ermangeln, sagt von Müller, ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen. Großes Interesse nahm er 1822 an dem Bau der Weimarer Bürgerschule und berieth den Bauplan mit. Am 17. November ward zu diesem Gebäude von Karl August feierlich der Grundstein gelegt. Bei dieser Gelegenheit berühren wir noch einmal das herzliche Verhältniß, das zwischen Goethe und seinem Fürsten bis ans Ende ihres Lebens unverändert fortbestand. Als eine Gabe des Dankes für die neue Stiftung ließ Goethe zum Weihnachtsfest 32 Gedichte sammeln und unter der Aufschrift: „dem Landesfürsten zum Weihnachten von seinen Kindern, 1822“, überreichen; der Goethe'sche Gruß „Bäume leuchtend, Bäume blendend rc.“, der die Erfüllung der einst in dem Gedichte „Ilmenau“ ausgesprochenen Hoffnungen in einfachem Bilde ausdrückt, eröffnete die Sammlung. Am nächsten Morgen erhielt Goethe ein Billet des Fürsten, worin wir die schönen Zeilen finden: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt.“ In gleicher Gesinnung begrüßte der Großherzog auch am nächsten Neujahrstage seinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt“, dankend „für die Ausdrücke der unveränderlichen Freundschaft.“

Goethe kam jetzt selten an den Hof. So unabhängig war seine Stellung am weimarischen Hofe, so fern von aller

Servilität, die man diesem edlen Verhältnisse so oft hat andichten mögen, daß dies von Seiten der fürstlichen Familie durchaus keine Mißbilligung erfuhr. Vielmehr suchte sie den Dichter oft in seiner Wohnung auf und führte auch fürstliche Gäste, unter andern den König von Würtemberg und den Großfürsten, nachmaligen Kaiser, Nicolaus mit seiner Gemahlin ihm zu. „Von unserer Großherzogin kann ich nur sagen“ — schreibt er an Zelter — „daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer mehr wachsen muß..... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich dann jederzeit vorbereite, irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo dann ihre ruhige gründliche Theilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.“ Nicht minder war Goethe durch die regelmäßigen bis zu seinen letzten Tagen fortgesetzten Besuche der geistvollen Erbgroßherzogin beglückt. „Was auch im Lauf der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Literatur und Naturwissenschaften bei Goethe einlief“ — so berichtet von Müller — „das Erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Theilnahme daran gewiß sein konnte. Trat zuweilen eine unwillkürliche Verhinderung jener Besuche ein, so war es ihm, als fühle er eine Lücke in seinem Dasein; denn gerade das Beständige, genau Wiederkehrende jener Tage und Stunden verlieh ihnen noch einen besonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfrischend auf ihn wirkte.“

Die friedliche Einsamkeit ward ihm auch durch den fortgesetzten Verkehr mit vertrauten Freunden und Genossen seiner Studien belebt. Am liebsten sah er jeden einzeln in traulichen Abendstunden bei sich, um die wissenschaftlichen Gespräche nach Einer Richtung zu lenken und sie dadurch für sich belehrender zu machen. Mit Meyer wurden Gegenstände der Kunst besprochen. Riemer's Urtheil nutzte er bei der Redaction seiner Schriften und unterwarf sich willig seiner philologischen Kritik,

die manche Einseitigkeiten in Goethe's letzten Schriften verschuldet haben dürfte. In ein ähnliches Verhältniß trat als vertrauter Gehülfe der junge Eckermann, der im Juni 1823 nach Weimar kam und durch Goethe Unterstützung und Beförderung fand. Die von ihm aufgezeichneten Gespräche[60]) verbreiten ein helles Licht über die letzten Jahre des Dichters und gewähren uns einen tiefen Einblick in dessen geistige Eigenthümlichkeit wie in die Lebens- und Liebesfülle seines Gemüths. Auch Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des jungen Erbprinzen, war in jenen Jahren oft um Goethe und wurde besonders wegen seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Studien von ihm sehr geschätzt. Endlich gehörten auch Hofrath Vogel, sein Arzt, und Kanzler von Müller, einer der wärmsten seiner Verehrer, zu dem Kreise der vertrautesten Hausfreunde. Müller war, wie Soret sich ausdrückt, gewissermaßen der Vermittler zwischen Goethe und der Gesellschaft. Indem er, begabt mit einer lebhaften poetischen Einbildungskraft, im höchsten Grade das Talent besaß, alle interessanten Vorfälle zu sammeln und sie auf pikante Weise zu erzählen, belebte er seine Unterhaltung mit Allem, was er gesehen und gehört hatte, weßhalb sie für den Dichter stets anregend und erheiternd war. Nur einige kleine Gelegenheitsschriften lassen uns ahnen, welch eine reichhaltige Darstellung wir besitzen würden, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Verhältniß zu Goethe, wie er beabsichtigte, in besonderen Denkwürdigkeiten zu schildern und dadurch für das Publicum fruchtbar zu machen. Riemer's Mittheilungen berühren nur die Oberfläche, da er nicht im Stande war, Goethe's geistige Tiefe und Größe aufzufassen.

Bedeutende Fremde sah Goethe ebenfalls häufig bei sich. Wolf kam einige Male, noch zuletzt 1824 auf der Reise nach dem südlichen Frankreich, von der er nicht wiederkehrte. Besonders sprach sich eine lebhafte Freude bei den Besuchen der

beiden Humboldt aus. Und wie viele Andere bereiteten ihm, neben den lästigen Besuchen mancher Neugierigen, die angenehmsten Stunden! Ein ausgedehnter Briefwechsel erhielt ihn im geistigen Verkehr mit ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen. Persönlichen Umgang mit hervorragenden Zeitgenossen vermittelte außerdem sein häufiger Aufenthalt in den böhmischen Bädern, denen er seit 1818 den Vorzug gab; seitdem besuchte er sie bis 1823 Jahr für Jahr. Durch seine Anwesenheit hat er zum Aufschwung der Badeorte Franzensbrunn und Marienbad, die er gleichsam unter seinen Augen emporwachsen sah, nicht wenig beigetragen. Unter den Bekanntschaften des Jahres 1821 ist die des Grafen Joseph von Auersberg auf Hartenberg zu erwähnen, bei dem sein 72. Geburtstag durch eine glänzende Feier festlich begangen ward; der Platz, auf dem Goethe, von der Wanderung in der Umgebung und dem Bergsteigen ermüdet, ausruhte, hat den Namen „Goethesruhe“ behalten. Gleichfalls ist des wackeren Polizeiraths Grüner in Eger zu gedenken, der ihn häufig auf seinen Excursionen begleitete und uns manches vertraulich gesprochene Wort aus dem Munde des Dichters aufbewahrt hat. In dem nächsten Jahre trat Goethe zu dem Grafen Caspar von Sternberg, dem hochgebildeten Naturforscher, in ein näheres Verhältniß. Er spricht sich darüber unterm 1. August 1822 mit beredter Freude aus: „Ich darf wohl sagen, daß mir, seit ich dem Grafen von Reinhard in Karlsbad begegnete, kein solches Glück wieder geworden. Wie wichtig ist es, einen Mann von diesen Jahren von solcher menschlichen Welt- und wissenschaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden und durch wechselseitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils zu gewinnen! Er ist aus einer Zeit, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich selbst bekenne. Eine solche Annäherung ist mir doch unend-

lich werth, und so waren wir denn zwei Wochen beisammen, wo Tausendfältiges zur Sprache kam. In gar manchem Capitel habe ich durch ihn sehr schöne Nachweisungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgesetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zum Nutzen und Frommen gereichen". Goethe's wissenschaftliche Arbeiten werden noch mehrmals Gelegenheit geben, auf diese und andere schätzenswerthe Verbindungen mit gelehrten Forschern zurückzukommen.

Goethe vermied es, den von Berlin an ihn ergehenden dringenden Einladungen Folge zu leisten, obwohl sich die dortigen höheren Kreise durch den Cultus seines Genius vor allen andern Städten Deutschlands hervorthaten. Gleichwohl nahm er durch Zelter's Vermittlung an allen dortigen Vorgängen den regsten Antheil. Durch Meyer's Aufenthalt daselbst sowie durch die Besuche von Tieck und Rauch, welche seine Büste modellirten, erhielt er sich in Kenntniß von den dortigen Kunstschätzen und Bemühungen für die Beförderung der Kunst. Für die Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin am 26. Mai 1821 verfaßte er den Prolog, der, von Madame Stich gesprochen, mit großem Enthusiasmus aufgenommen ward, so daß er am 29. wiederholt werden mußte; mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet. Den Faust brachte man durch die Bemühungen des Fürsten Radziwill in den Hofkreisen zur Aufführung.

In Frankfurt ging man 1820 mit dem Plan um, dem Dichter schon bei seinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten. „Ich verhalte mich", schreibt Goethe an den Grafen Reinhard, „dagegen ganz stille, contemplirend; denn da es mehr ist, als was ein Mensch erleben sollte, so muß er sich gar wundersam bescheiden zusammennehmen, um nur die Legung des Grundsteins zu überleben." Man übereilte sich jedoch in Frankfurt nicht, und erst nach dem Hinscheiden des

Dichters gelang es, das Erzbild des größten Sohnes der freien Stadt aufzustellen. Bedauernswerther war, daß Goethe's Name noch in seinen letzten Lebensjahren aus der Reihe der Bürger seiner Vaterstadt gestrichen ward. Die Frankfurter Behörde, die bisher keine Einkommenssteuer von ihm begehrt hatte, stellte dem Dichter 1830 eine Rechnung über die letzten funfzehn Jahre zu. Sehr entrüstet darüber, schickte er sein Bürgerdiplom zurück.

In der Zurückgezogenheit des Jahres 1820 machte Goethe die Fortsetzung seines Romans Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden zu seiner Hauptaufgabe. Er war bei diesem Roman von der Grundidee ausgegangen, welche sein Lebensprincip geworden war, daß der Mensch sich selbst beschränken und entsagen müsse. Während das Gesetz der Entsagung die sittliche Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist, bringen die eingeschalteten kleineren Novellen die gesellschaftlichen Verwicklungen, die eine Folge der Leidenschaft sind, in der Weise der Wahlverwandtschaften, die anfänglich ein Glied in dieser Kette bilden sollten, zur Darstellung. Nach der Wiederaufnahme der Dichtung verknüpfte sich mit der Idee der Beschränkung die der Thätigkeit; es trat die Ansicht als leitend in den Vordergrund, daß sich jeder seiner Natur und seinen Anlagen gemäß zu einer für sich und Andere nützlichen geregelten Wirksamkeit ausbilden müsse. Schon in dem ersten Bande — denn mehr erschien 1821 nicht — war viel Tiefgedachtes niedergelegt; aber die fragmentarische, mitunter abstruse, Form, in der die Absicht des Dichters nur unklar hervortrat und die poetischen Partieen nur durch ein schwaches Band erklärender Einschiebsel zusammengehalten wurden, ließ die gespannte Erwartung der Leser unbefriedigt: mußte er doch selbst gestehen, daß das Ganze nicht sowohl aus Einem Stücke, als in Einem Sinne gebildet sei. Es wurde diese Production zuerst benutzt, um

Goethe's gesammte Dichterthätigkeit anzugreifen. Ein gewisser Pustkuchen, Prediger zu Lieme bei Lemgo, machte nicht geringes Aufsehen, als er, anonym und gewissermaßen durch ein Falsum sich eindrängend, gleichzeitig und unter gleichem Titel ein Seitenstück zu jenem Roman herausgab, worin er das Verwerfliche der Goethe'schen Lebensansicht darzuthun suchte. Goethe schwieg, nur daß er im Stillen seinem Humor in einigen zahmen Xenien Luft machte.

„Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus!
Ich mach' mir nichts d'raus.
Ade!

Die zahmen Xenien bildeten einen Theil der reichhaltigen Epigrammendichtung, worin der Dichter eine Reihe von Maximen und Urtheilen über Welt und Literatur in leichte Reime band, Einfälle des Augenblicks, meist auf Papierschnitzel und auf die Rückseite von Visitenkarten in flüchtigen Zügen hingeworfen. Selbst Gervinus, vor dessen einseitiger Kritik keine der späteren Goethe'schen Dichtungen Gnade findet, muß diese Epigramme als ein „unschätzbares Vermächtniß“ anerkennen und gestehen: „Mit Beifall und stiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes diese Aeußerungen über die Mißstände einer überwuchernden Literatur lesen; denn sie zeugen von dem klaren Sinne, den der lebensweise Dichter bis in das höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Object vor sich hatte“.

Goethe's Theilnahme an allem Bedeutenden, was sich in nahen und fernen Theilen der gebildeten Welt, sei es in Literatur oder Kunst, in Naturwissenschaft oder industrieller Technik hervorthat, schien sich mit seinen höheren Lebensjahren

noch zu steigern. Nie war sein Sinn lebendiger der unmittelbaren Gegenwart zugewendet, als auf den letzten Stufen des Lebens. Seine Kenntniß und Beobachtung der Literatur war so umfassend, so fern von einseitiger Vorliebe, daß sich in seinem Geiste die Idee einer Weltliteratur ausbildete, in der die Völker, unabhängig von nationaler Absonderung und den Schranken des Sprachgebiets, durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Cultur zusammengehalten werden und das Beste eines jeden Volkes von den Gebildeten aller Nationen anerkannt und genossen wird. Dieser ästhetische Universalismus setzte das Entlegenste an die richtige Stelle, überall das „Tüchtige" anerkennend und das Seelenverwandte verknüpfend. Orient und Occident, Alterthum und Neuzeit, eines diente ihm zur Erklärung des Andern. Die Dichtergärten des Orients blieben ihm auch ferner lieb; selbst in der Phantasiewelt der indischen Poesie erging er sich mit Entzücken. Seinen Divan vervollständigte er 1820 mit den blühenden Gedichten des Paradieses, und in dem Paria, einer balladenartigen Trilogie, behandelte er 1821 einen indischen Legendenstoff, der schon vierzig Jahre früher sein Nachdenken beschäftigt hatte.

Das Interesse für römische Poesie wurde durch die fördernde Theilnahme, womit er Knebel's Uebersetzung des Lucrez begleitete, angeregt. In das Studium altgriechischer Literatur wurde er durch Gottfried Hermann's mythologische Forschungen hineingezogen; er nahm daran um so lebhaftern Antheil, als auch er gegen Creuzer auf der Seite der Antisymboliker stand, wenn auch nicht Voß' extremen Ansichten zugethan. Diese wissenschaftlichen Probleme wurden bei dem Zusammentreffen mit Hermann in Karlsbad im Jahre 1820 vielfach durchgesprochen. Die ihm 1821 mitgetheilte Schrift desselben über die Fragmente des Euripideischen Phaethon wirkte, „wie Alles, was von diesem edlen Geist- und Zeit-

verwandten jemals zu ihm gelangte, auf sein Innerstes kräftig und entschieden", und veranlaßte ihn, aus jenen Bruchstücken die Idee des Drama's und den Gang der Handlung nachzuweisen und zu erläutern, eine kritische Abhandlung, die den vollsten Beifall des großen Philologen sich erwarb. Das dadurch in ihm wieder hervorgerufene Studium des Euripides, das nachmals noch wieder aufgenommen wurde, flößte ihm unstreitig wieder Liebe zu seiner „Helena" ein, welche er, nachdem sie seit Schiller's Tode nicht wieder angesehen worden war, 1825 aufs neue vornahm.

In den Literaturen unserer Nachbarländer, besonders der französischen und englischen, von denen früher nur Werther, doch ohne Einwirkung auf die Richtung derselben, mit Anerkennung aufgenommen worden war, begannen jetzt auch die späteren Goethe'schen Dichtungen wirksam zu werden. Die Faustdichtung warf ihre hellleuchtenden Strahlen über die moderne Poesie, und auch die milde Wärme und Anmuth anderer Dichtwerke verbreitete ihren stillwirkenden Einfluß. Goethe ward von diesen Bestrebungen um so lebhafter angezogen, als er darin zugleich die Bewegung der Literaturperiode seiner Jugend wiedergespiegelt sah. Denn erst jetzt brach man dort mit der steifen sogenannten Classicität, und das jüngere Dichtergeschlecht, an der Brust der deutschen Literatur genährt, suchte durch freiere Bewegung der Phantasie und lebendiges Eingreifen in das Leben und die Ideenwelt der neuen Zeit die Poesie die höhere Bahn hinanzuführen; im Gegensatz zu den herkömmlichen Formen pflegte man sie als die Romantiker zu bezeichnen.

In Italien wagte zuerst Manzoni im Drama und im historischen Roman die neue Richtung einzuschlagen. Angefeindet von seinen Landsleuten, fand er durch Goethe die erste Anerkennung und Aufmunterung, als dieser 1820 die Vertheidigung des „Graf Carmagnola" gegen die Angriffe der

Kritik siegreich führte. Manzoni hing dem deutschen Dichter mit rührender Pietät an. „Es ist gewiß", äußerte er gegen einen Reisenden, der ihn nach einigen Jahren auf seiner Villa bei Mailand besuchte, „ich bin mir erst selbst dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue. Es ist lediglich sein Verdienst, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man schlecht genug mit mir um; seit er aber sich großmüthig meiner annahm, hat sich das freilich geändert, und ich selbst bin erst durch ihn über mich ins Klare gekommen." In gleichem Sinne sprach er sich in einem Briefe vom 23. Januar. 1821 aus, der in Goethe's Werken aufbewahrt ist.

Frankreich war zuerst durch Frau von Stael und Benjamin Constant über den Werth der deutschen Literatur belehrt worden. Eine gründlichere Kenntniß Goethe's verbreitete sich seit 1821 durch die Uebersetzungen und Abhandlungen von Stapfer, Cousin und Anderen, und in Zeitschriften, namentlich im Globe, trat eine gediegene Kritik an die Stelle der früheren hochmüthigen Oberflächlichkeit. Goethe begleitete alle bedeutenderen Erscheinungen der neueren französischen Literatur. Sein Interesse erstreckte sich keineswegs bloß auf poetische Werke, sondern auch auf Naturwissenschaft, Reisewerke und geschichtliche Memoiren.

Eine gleiche lebendige Wechselwirkung fand zwischen Goethe und den Führern der englischen Literatur statt. Durch vortreffliche Uebersetzungen und Kritiken wurden die deutschen Meisterwerke im Vaterlande Shakspeare's zur Anerkennung gebracht; Faust, anfänglich in diesem Boden wurzelnd, fand dort eine zweite Heimat. Walter Scott, schon in Jugendjahren der Uebersetzer des Götz von Berlichingen, blieb stets ein dankbarer Verehrer Goethe's und fand bei ihm die bereitwilligste Anerkennung seines ausgezeichneten Darstellungstalents. Den Lord Byron hielt Goethe in hohen Ehren,[61])

belebt in seiner Theilnahme durch die schwärmerische Begeisterung seiner Schwiegertochter. Er war der Ansicht, daß kaum bei irgend einem Dichter die poetische Naturanlage eminenter gewesen sei, so wenig er sich mit der misanthropischen Beigabe, welche er als „verhaltene Parlamentsreden“ bezeichnete, befreunden konnte. Die anerkennenden Worte, welche Goethe öffentlich dem Talente Byron's widmete, wurden von diesem mit der verehrungsvollen Dedication des Trauerspiels Sardanapalus erwidert, worin er „als literarischer Vasall seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat“ („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe“) seine „Huldigung“ darbrachte. Da dies an Goethe vorgängig eingesandte Dedicationsblatt, wegen zufälliger Verspätung, der ersten Ausgabe des Sardanapal nicht mehr vorgedruckt werden konnte, so eignete ihm Byron das Trauerspiel Werner mit den Worten zu: „to the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated.“ Durch einen jungen Mann, der im Jahre 1823 mit einigen empfehlenden Zeilen des Lords bei Goethe eingeführt worden war, übersandte ihm dieser als herzlichen Freundesgruß das Gedicht „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern ꝛc.“, welches gerade in Byron's Hände gelangte, als er, schon auf der Reise nach Griechenland begriffen, in den Hafen von Livorno eingelaufen war. Noch im Augenblicke der Abfahrt schrieb er eine dankbare Erwiderung. Goethe bewahrte dies Blatt als ein theures Vermächtniß des Dichters, „als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses“, das ihm bedeutender erschien, als es in Wirklichkeit gewesen war. Dem hohen Sinn und edlen Streben des außerordentlichen Mannes, der in Missolunghi ein frühes Grab fand, ist in der „Helena“ von der Hand der Poesie ein schöner Kranz gewidmet worden. Euphorion, der personificirte

Genius der Poesie, trägt die Züge des englischen Dichters, und der Chor spricht die edle Todtenklage. „Nun erhebt sich die Ueberzeugung, daß seine Nation aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwache und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für je und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt." So schrieb Goethe bald nach Byron's Tode, Worte, die auch auf ihn selbst im vollsten Maße Anwendung finden.

Gegen so große Ausländer, meinte er nicht mit Unrecht, könnten freilich die neuern Deutschen keine Probe halten. Er bedauerte, daß unserer Poesie so sehr „das Männliche" fehle; Mangel an Charakter sei die Quelle alles Uebels in unserer neuesten Literatur. Indeß war es nicht gerade das Beste, was er von der neueren deutschen Literatur zufällig kennen lernte. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich entschieden ab und äußerte sich dahin, aus der Region, worin Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Von Rückert hielt er viel und hegte von ihm die besten Erwartungen. Auch das Talent des Grafen Platen achtete er hoch; nur bedauerte er, daß ihm zum Dichter das Wichtigste, die Liebe, fehle. Der universalistischen Richtung seiner literarischen Interessen entsprach vornehmlich seine lebhafte Beschäftigung mit Volksliedern, die damals in zahlreichen Sammlungen und Uebersetzungen uns näher gebracht wurden. Aus dieser Theilnahme flossen die sinnvollen Abhandlungen über Volkspoesie, hauptsächlich über die serbischen und neugriechischen Lieder. Er selbst übersetzte und bearbeitete eine Reihe

neugriechischer Poesieen. Unter diesen war Charon sein Liebling; es ist uns berichtet, wie ergreifend das kleine balladenartige Gemälde des seine Beute entführenden Todes durch seinen dramatischen Vortrag ward.

Eben so ungeschwächt dauerte das Interesse für die Werke der bildenden Kunst fort, wobei ihm Meyer in gewohnter Weise treulich an die Hand ging. Er war diesem wiederum bei der letzten Durcharbeitung und Redaction seiner Geschichte der Kunst behülflich, so daß dies Werk 1825 ans Licht treten konnte, ein Abschluß der gemeinsamen Studien. Während Goethe mit den Elgin-Marmorn und verwandten Denkmälern altgriechischer Kunst sich enthusiastisch beschäftigte, wandte sich sein gebildeter Schönheitssinn von den indischen und ägyptischen Bildwerken mit Widerwillen ab; er erklärte offen, daß ihm die indischen Götzen ein Graus seien. Zur Betrachtung altdeutscher Kunst führte ihn Boisserée's Werk über den Cölner Dom und Moller's „deutsche Baudenkmale“ zurück; er schrieb 1823 über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach funfzigjährigem Streben durch die Bemühung patriotisch gesinnter Männer zu der Klarheit gelangt zu sein, jene Bauwerke nicht mit einem trüben Vorurtheil oder einer übereilten Abneigung, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen zu können.

Eine umfassendere Abhandlung über neuere Malerkunst entstand in den Jahren 1820 und 1822, nämlich über den Triumphzug Cäsars von dem Maler Mantegna, zu deren Behuf er fleißige Studien der späteren römischen Historiker vornahm, um den Apparat und die Geschichte der Triumphzüge genauer kennen zu lernen. Manche neuere bedeutende Production ward mit Sorgfalt betrachtet, auch ein Versuch gemacht, in Weimar lithographische Hefte unter dem Titel einer „Pinakothek“ mit erklärendem Text herauszugeben, die

zwar Anerkennung, aber wenig Käufer fanden, so daß sie nur langsam fortgesetzt werden konnten. Tischbein erfreute ihn durch seine Zeichnungen zum Homer sowie durch Uebersendung eines Bandes idyllischer Skizzen, welche Goethe auf dessen Wunsch mit Gedichten begleitete. Eine ähnliche Reihe erläuternder Gedichte verfaßte er, als 1821 Schwerdtgeburth „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe“ herausgab; es war ihm eine Freude, „ältere längstverklungene Bilder aus dem letheischen Strom wieder hervorgehoben zu sehen.“

Für das Studium der Natur blieb sein Geist bis ans Ende der Tage offen, stets mit andächtiger Scheu ihrem verschleierten Heiligthum nahend. Daher schloß er sich auch nie unbedingt einer Secte an, sondern „blieb Liebhaber bis ans Ende.“ „Die Natur“, äußerte er einmal gegen Soret, „gleicht einer Koketten; sie macht uns beständige Lockungen und ermuthigt uns durch ihre Avancen; aber im Augenblick, wo wir sicher zu sein glauben sie zu besitzen, macht sie sich aus unsern Armen los und läßt uns nur einen Schatten.“ Die neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft begleitete er unablässig mit seinen Beobachtungen und Forschungen; hier vor Allem erhielt das schöne Wort des Greises: „ich lerne immer; daran merke ich, daß ich älter werde“, seine volle Wahrheit. Man durchblicke nur die letzten Blätter der Annalen, um die nach allen Seiten der Naturkunde gerichtete Thätigkeit, die sich nichts Bedeutendes, so sehr auch andere geistige Interessen sich daneben geltend machten, entgehen ließ, zu bewundern.

Die Theorie der entoptischen Farben ward 1820 beendigt; chromatische Versuche wurden mit Staatsrath Schultz in Berlin, mit dem er seit mehreren Jahren in freundschaftlichem Verkehr stand,[62]) und Professor von Hennings, einem Vertheidiger der Goethe'schen Farbentheorie, fortgesetzt. Für bota-

nische Studien wurde die Erweiterung der belvedere'schen und jenaischen Anstalten, die zum Theil unter Goethe's Leitung geschah, aufs neue anregend; er verfaßte ein „Schema" zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Von dem Interesse für Osteologie geben seine Abhandlungen über die Faulthiere, über die Skelette der Nagethiere und fossile Urstiere Zeugniß. Zum Behuf geognostischer Forschungen nahm er 1820 auf der Reise nach Karlsbad seinen Weg über Wunsiedel und Alexandersbad, wo er die Trümmer eines Granitberges, welche er schon 1785 besucht hatte, zum erstenmal wieder durchforschte. Goethe, den gewaltsamen Erklärungen der Vulcanisten abgeneigt, fühlte sich durch diese neue Untersuchung in seiner Theorie bestärkt, die im Allgemeinen an dem Werner'schen Standpuncte festhielt. Auch den Kammerberg bei Eger betrachtete er aufs neue sorgfältig und gewann im Gegensatz zu seinen früher ausgesprochenen Behauptungen die Ueberzeugung, daß er den pseudo-vulcanischen Gebirgsbildungen beizuzählen sei. Graf Sternberg betrachtete nachmals den Kammerberg als eine Hinterlassenschaft Goethe's und wandte große Summen auf Ausgrabungen. Den Aufenthalt in Eger und Marienbad in den Sommern 1821 und 1823 benutzte Goethe fleißig zur Vervollständigung der mineralogischen Sammlungen und hatte den Genuß, in dem Grafen Sternberg einen Genossen seiner Studien zu finden.

Zur Kenntniß der thüringischen Gebirgsbildung erhielt Goethe manchen erwünschten Beitrag durch den Rentamtmann Mahr zu Ilmenau und den Bergrath Lenz zu Jena; den letzteren begrüßte er zur Jubelfeier am 25. October 1822 mit einem Gedicht, das ein Geschenk des Großherzogs begleitete. Durch seinen Beirath war Goethe auch thätig bei der Herausgabe von Käferstein's geologischem Atlas für Deutschland. Von Eschwege kam 1822 aus Brasilien zurück und belehrte

ihn über brasilianische Gebirgsarten, so daß er die Ueberzeugung gewann, „daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen.“ Eine von diesem gelehrten Reisenden mitgebrachte Sammlung von Demantkrystallen gab ihm „eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereigniß.“

An den meteorologischen Beobachtungen, welche in Deutschland besonders durch die Bemühungen des Professors Brandes in Breslau angeregt wurden, nahm Karl August einen lebhaften Antheil. Er errichtete einen meteorologischen Apparat auf dem Rücken des Ettersberges, verfolgte die Beobachtungen, welche Professor Posselt auf der jenaischen Sternwarte leitete, und ließ im ganzen Großherzogthum meteorologische Anstalten einrichten, welche mit der Sternwarte in Verbindung gesetzt wurden. Goethe, von Jugend auf der Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen mit Interesse zugewandt, blieb auch diesem Zweig der Naturforschung nicht fremd. Er studirte Howard's Theorie der Wolkenbildung und legte sie als Schema seinen eigenen Bemerkungen unter. Auch hier knüpfte die Naturbeobachtung wieder an die Poesie an; er verfaßte 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtniß, worin sich ihm die Wolke zum sinnvollen Bilde des Lebens und des geistigen Dranges, der zum Ewigen emporstrebt, gestaltet. Der treffliche englische Meteorologe ward dadurch zu einem verbindlichen Schreiben und zur Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London veranlaßt. Besonders sah sich Goethe durch Brandes und dessen „Beiträge zur Witterungskunde“ aufgemuntert und gefördert; hier zeigte sich, „wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Isolirteste zu nutzen weiß.“ Dieser lebhafteren wissenschaftlichen Theilnahme an meteorologischen Forschungen folgte bald darauf seine Reise

nach Karlsbad im Frühling des Jahres 1820. Er entschloß sich während seines Aufenthalts in der freien Natur die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen. Der lange zurückgehaltene Frühling trat im Beginn des Maies in seiner ganzen Fülle herrlich hervor: „der Himmelfahrtstag war ein wahres Himmelsfest.“ „Es ist“, schreibt er unterm 11. Mai an Zelter, „als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter..... Das junge gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem stufenweise wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergötzen.“ Mit solch jugendlicher Empfänglichkeit entzückte sich der Greis an den Reizen des werdenden Frühlings; mit der einfachen Poesie dieses Briefes, den man ganz nachlesen möge, verbinden wir die schönen Worte, die er gleichfalls in jener Zeit einmal gegen Eckermann äußerte: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehete und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte.“ In dieser innigen Hingebung an den Genuß der Natur versäumte er nicht sein Tagebuch der Wolkenerscheinungen bis zum 28. Mai, dem Tage seiner Rückreise, ununterbrochen fortzuführen. Später wurden diese Aufzeichnungen gelegentlich fortgesetzt und durchdacht, besonders während der Badekuren zu Marienbad. Er zeichnete die merkwürdigsten Wolkenbildungen und suchte Künstler dafür zu interessiren. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen wurden gezeichnet und gestochen. Aus diesen Studien ging 1825 die Abhandlung Versuch einer Witterungslehre hervor. Wenn diese auch an und für sich nicht von Bedeutung ist, so kann sie doch wiederum

beweisen, wie in Goethe's geistiger Thätigkeit stets ein gleiches Streben waltet, in dem Schwankenden das Gesetzliche aufzufinden; denn — so äußert er sich auch in diesen Blättern — „das Höchste, was dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponiren.“

Mit Oersted's Entdeckung des Electromagnetismus „that sich ein fast blendendes Licht auf“. Goethe ließ sich durch Döbereiner in diese physikalischen Phänomene gründlicher einführen; 1822 hatte er die Freude, Oersted bei sich in Weimar zu empfangen. Gegen Ende desselben Jahres kam Döbereiner nach Weimar, um vor dem Großherzoge und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigsten Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung vorzuzeigen und zu erläutern.

Der flüchtige Ueberblick von Goethe's wissenschaftlicher Thätigkeit läßt erkennen, daß er sich im Lauf dieser Jahre sowohl in Literatur und Kunst, als besonders in den Naturwissenschaften mit einer Vielseitigkeit und einem Ernst nach allen Richtungen bewegte, daß zu einer größeren dichterischen Production nicht Ruhe und Muße blieb. Die „Wanderjahre“ kamen nicht über den ersten Band hinaus; die Kälte des Publicums und die mißwollende Kritik hatten ihm fürs erste die Fortsetzung seines Romans verleidet. Dagegen zog es ihn wieder zu den biographischen Darstellungen seiner Jugendjahre, und gern verweilte die Erinnerung bei dem Liebesverhältniß zu Lili, das in dem Fortgang des Werkes in den Vordergrund der Erzählung trat. Ein Drittheil des vierten Bandes, in diesem die Schilderung des Festes zu Ehren Lili's (von ihm als Geburtstagsfest dargestellt) ward 1821 vollendet. Die Erzählung dieses Bandes wurde erst kurz vor seinem Tode bis zu der Reise, die ihn nach Weimar führte, fortgesetzt und abgeschlossen.

Er wandte sich zunächst in den Jahren 1821 und 1822 zu der Redaction und theilweisen Ausführung der Feldzüge und Rheinreisen der Jahre 1792 und 1793, wobei er den Grundsatz festhielt, „durchaus wahr zu bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht zu versäumen“. Durch diesen ist die Darstellung sehr beeinträchtigt worden, und man muß in dem diplomatischen Stil gar viel zwischen den Zeilen lesen, bis mit der Schilderung der Rheinreise, des Verhältnisses zu Plessing und der Tage von Pempelfort und Münster sich die Erzählung wieder in den Reiz der gemüthvollen Ausführlichkeit kleidet. Gelegentlich beschäftigte ihn auch die Redaction der Berichte von seinem zweiten Aufenthalt in Rom. Es war ihm indeß klar geworden, daß es ihm bei seinem vorgerückten Alter kaum noch möglich sein werde, einen bedeutenden Theil seines Lebens in der anziehenden Breite der früheren Darstellungen seiner Nation vorzuführen. Rücksichten auf den weimarischen Hof, mit dem seine Lebensereignisse seit seiner Jugendzeit eng verschlungen waren, sowie die den lebenden Zeitgenossen schuldige Discretion stellten einer offenen und wahrhaften Berichterstattung große Schwierigkeiten entgegen. Er entschloß sich daher, den übrigen Theil seiner Lebensgeschichte nur übersichtlich zu behandeln. Auf eine Schilderung der ersten weimarischen Epoche hatte er von vornherein verzichtet.

Eine besondere Veranlassung zu der Ausarbeitung kurzer biographischer Annalen fand er, als er der zweiten Gesammtausgabe seiner Werke, welche 1819 mit dem zwanzigsten Bande abgeschlossen wurde, eine „summarische Jahresfolge“ seiner Schriften beifügte. Er war dadurch zu chronologischen Auszügen aus Tagebüchern und anderen älteren Papieren genöthigt worden. Um diese genauer zu übersehen, und sowohl die Herausgabe einer Gesammtausgabe seiner Werke vorzubereiten als auch für den Fall seines Todes seine Schriften

wohlgeordnet zu hinterlassen, ließ er durch den Bibliotheks-secretär Kräuter während des Jahres 1823 seine sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften, Tagebücher, eingegangene Briefe und Copien der abgesendeten, die er seit 1807 regelmäßig nehmen ließ, sammeln, ordnen und wie in einem Archiv beschließen, jetzt zu spät bedauernd, so vieles Wichtige voreilig vernichtet zu haben. Durch diese Vorarbeit war es ihm möglich, im Lauf der nächsten Jahre einen Auszug seiner Lebensgeschichte annalistisch zu bearbeiten. Die erste Hälfte seines Lebens ist in den „Annalen“ oder „Tages- und Jahresheften“ nur leicht skizzirt und selbst das erste Weimarer Jahrzehend nur obenhin berührt. Erst nach dem Feldzuge von 1792 gewinnt die Erzählung an Reichhaltigkeit des Details, und hin und wieder belebt sich auch die Darstellung bei dem Ausmalen einzelner Ereignisse. Denn er arbeitete nicht nach dem chronologischen Fortgange, sondern rückwärts den Knäuel der Erinnerungen abwickelnd, und partieenweise, je nachdem ihn die eine oder andere Epoche gerade anzog. Es können diese Annalen, in denen der Dichtung kein Spielraum gestattet worden, vornehmlich einen Begriff von der staunenswerthen Thätigkeit und Vielseitigkeit seiner letzten Lebensperiode geben.

Im Beginn eben dieses Jahres 1823 ward Goethe's Leben von einer jener gewaltsamen Krisen bedroht, welche seine Natur schon einige Male durchgekämpft hatte. Am 17. Februar wurde er plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens befallen. Am fünften Tage der Krankheit schien alle Hoffnumg verschwunden zu sein, und er selbst hielt sich für verloren; „ich fühle“, sagte er zu seiner Schwiegertochter, „daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben umd Tod beginnt“. Wenn er davon komme, meinte er, so müsse man gestehen, er habe für einen Greis ein zu hohes

Spiel gespielt. Mit dem 24. Februar trat indeß eine günstige Wendung der Krankheit ein. Am nächsten Tage konnte er den Großherzog, den die Aerzte Tags zuvor nicht hatten zu ihm lassen wollen, empfangen; er verlangte nach seinem Freunde Meyer. Seine Genesung ging über Erwarten rasch vorwärts; schon am 2. März konnte er aufstehen und ohne Beschwerde in sein Schlafzimmer und wieder zurück gehen. Doch hielt noch längere Zeit eine Lähmung an der rechten Seite an; der Schmerz zog sich gegen die Schulter herauf und machte ihn zum Arbeiten unfähig.

Aus der Nähe und Ferne kam ihm die wärmste Theilnahme und Freude über seine Genesung entgegen. In einem gesellschaftlichen Verein zu Weimar wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, ein bereits angekündigter Ball aus Achtung für ihn abbestellt; erst als sein Leben gerettet war, fand er statt, und in der Einladung hieß es: „jetzt ziemt es sich zu tanzen.“ Am 22. März wurde Torquato Tasso zur Feier seiner Wiedergenesung gegeben, eingeleitet durch einen Prolog Riemer's, der von Frau Jagemann-Heygendorf gesprochen ward. Seine Büste ward unter lautem Jubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heygendorf im Costüm der Leonore zu dem Dichter und überreichte ihm den Kranz des Tasso. Goethe bekennt, einige Mäßigung gebraucht zu haben, um nicht allzu lebhaft gerührt zu werden. „Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältniß aufs neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse, ja was von der größeren Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, ..... wandten sich wieder zu mir; die alte Neigung trat hervor; das Gefühl des Zusammenseins auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand. Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich

dem Aesculap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich, und auch an sinnlicher Labung wollte man mir's nicht fehlen lassen; die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit."

In diesen letzten Worten klingt es durch, wovon auch wiederholt die Gespräche mit seinen Freunden Zeugniß geben, daß er sich gern mit den Erinnerungen an die Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend beschäftigte. Es giebt den letzten Lebensjahren des Greises einen eigenthümlichen Reiz, wie sein Gemüth mit jedem Schritt, der sein Leben dem Ziele näher bringt, sich tiefer in die Empfindungen der Vergangenheit hineinlebt, an ihren freundlichen Bildern sich erhebt und am dämmernden Nachglanz der gesunkenen Sonne der herrlichen Jugendzeit sich erquickt. Es war gerade in den Tagen, wo ihn die Schilderung seines Verhältnisses zu Lili beschäftigte, als ihm die Vertraute der Freuden und Leiden jener Jahre, seine Jugendfreundin Auguste Stolberg (Gräfin Bernstorff), noch einmal überraschend nahetrat. Mehr als vierzig Jahre, ein Leben, lag zwischen jenem Briefwechsel und jetzt, wo sie sich noch einmal gedrungen fühlte, gegen "den Freund ihrer Jugend" (in einem Briefe vom 22. October 1822) "ihr Herz auszuschütten." Die Jahre nicht nur, sondern weit früher unsägliche Leiden hatten, wie sie hier schreibt, ihr Haar schneeweiß gebleicht; ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder waren vor ihr dahingeschieden; sie lebte nur noch "in Hoffnung dessen, was zukünftig ist", und "so gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen." — "Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut,

und ich Ihnen auch herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft, die Blüthe unsrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft, und so nahm ich die Feder ..... Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden." Die Worte, womit Goethe diesen, wenn auch pietistisch-zudringlichen, doch von wärmster Liebe eingegebenen Brief der Jugendfreundin erwiderte, sind zu charakteristisch, als daß sie hier nicht vollständig eingeschaltet werden müßten:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang' es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. —

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters Alles wieder zusammen finden.

Wahrhaft anhänglich

Weimar, den 17. April 1823.

Goethe.“.

Diesen Worten, welche den Kern von Goethe's religiöser Ueberzeugung berühren und aus dem innersten Heiligthum seines Gemüths sanft hervorklingen, möge noch Einiges sich anschließen, um diese Seite seiner geistig-sittlichen Indivi-

dualität, gegen welche häufige Angriffe gerichtet worden sind, etwas näher zu beleuchten.[63])

Es ist Thatsache, daß Goethe kein Anhänger des positiven Dogma's der christlichen Kirche war; in sofern nennt er sich, besonders in der mittleren Lebensperiode, wo sich die Abneigung am stärksten geltend machte, manchmal einen Heiden. Jedoch sind einzelne herbere Aeußerungen aus früheren Lebensepochen nicht als Ueberzeugungen, sondern nur als momentane Abwehr bekehrungssüchtiger Zudringlichkeit anzusehen. Er haßte nur jenes beschränkte Christenthum, das die ganze Fülle des Geistes in ein Symbol zu fassen und die Geheimnisse der Seele, die Räthsel des Lebens durch die Formeln des dogmatischen Lehrbegriffs zu lösen unternimmt und jeder individuellen geistigen Entwicklung, die von diesem schmalbegrenzten Pfade abweicht, die Berechtigung abspricht. Eben so entschieden wandte er sich übrigens von dem Nihilismus der einseitig-rationalen Aufklärung ab. „Alles", bemerkt er, „was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich" — und hinsichtlich der Voltaire'schen Opposition gegen positiven Glauben spricht er sich dahin aus, es sei der Welt wenig damit gedient; denn es lasse sich nichts darauf gründen. In demselben Sinne sagt er in den Anmerkungen zum Divan: „Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag."

Mit jener Ehrfurcht, welcher er in den Wanderjahren eine hohe Stelle unter den Tugenden anwies, spricht er, besonders in dem letzten Abschnitt seines Lebens, von der welt-

historischen Bedeutung und der sittlichen Macht des Christenthums. „Die christliche Religion", äußerte er gegen Eckermann, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze." Auf der Reise nach Karlsbad 1812 erwähnte ein Mitreisender, daß ein Engländer berechnet habe, wann das Christenthum von der Erde verschwunden sein werde, worauf Goethe erwiderte: „Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: des Herrn Wort bleibt ewiglich!" In gleichem Sinne sagte er zu Eckermann: „Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen."

Als ein schönes Zeugniß von seiner klaren Einsicht in das Wesen und die weltgeschichtliche Stellung des Christenthums verdient das großartige Oratorium, „Christus in der Weltgeschichte", welches von ihm zur Feier des Jubelfestes der Reformation entworfen wurde und sich vollständig skizzirt unter seinen Papieren vorfindet, eine besondere Erwähnung. Der erste Theil hebt die Hauptmomente des alttestamentlichen Glaubens (das Gesetz, das nach Liebe strebt) vom Donner auf Sinai bis zu dem Messias-verkündenden Prophetenthum hervor. Der zweite Theil führt das Christenthum ein, „die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben", und schließt mit Christi Auferstehung: „das Irdische fällt alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt

und zur Unsterblichkeit". In den Briefen an Zelter, der die Ausführung der musikalischen Composition übernehmen sollte, liegt zugleich der sprechendste Beweis, wie treffend er den Geist und das Wirken Luther's, „unsers Heros", würdigte. „Vor allen Dingen" — so äußert er sich gegen ihn — „lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem Psalter, ferner die Vorreden und Einleitungen zu den übrigen biblischen Büchern. Wahrscheinlich triffst Du hier auf anwendbare Stellen, zugleich durchdringst Du Dich vom Sinn der ganzen Lehre, deren Geschenk wir feiern wollen."

Wenn er somit die Weltstellung des Christenthums und die hohe Bedeutung der Bibel, „des ewig wirksamen Buches", für die geistig-sittliche Entwickelung der Menschheit verehrungsvoll anerkannte, wollte er doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, unabhängig von aller exclusiven Dogmatik, mit freiem Geiste sich das Göttliche anzueignen, wo es ihm auch, sei es im Universum der Natur oder in Geist und Leben des Menschen, sich offenbare; er wollte sich, wie er es kurz zusammenfaßt, „als einem Protestanten, die Freiheit erhalten, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln." In diesem höheren Sinne hat Goethe wahrhaft Religion. Sie durchleuchtet und durchwärmt sein ganzes Leben und geistiges Schaffen. Die Natur, in deren Gebilde er mit sinnigem Forschen begeisterungsvoll eindringt, verkündet ihm auf allen ihren Blättern das Dasein Gottes und zeigt ihm „Gottes Handschrift"; er erkennt den göttlichen Schöpfer als ewig wirksam in dem All seiner unendlichen Schöpfung. Eben so klar erscheint ihm das Göttliche in allem Edlen der Menschheit, in liebevoller Hingebung und tüchtigem Wirken, in Wissenschaft und Kunst; wer diese besitze, meint er, der habe auch Religion. „Ich glaube an einen Gott: das ist ein schönes, löbliches Wort" — so spricht er sich in seinen „Reflexionen" aus —

„*aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.*"

Aus dem Begriff des Göttlichen im Menschengeiste entsprang bei ihm der Glaube an eine Fortdauer der Seele über die Grenzen des irdischen Daseins hinaus. Die geistige Kraft, der dem Geiste inwohnende Trieb zur Thätigkeit galten ihm als eine Bürgschaft dafür. Er war daher geneigt, nur da eine Fortdauer des Geistes für möglich zu halten, wo diese höhere Kraft desselben vorhanden sei, indem er überhaupt die Unsterblichkeit nur unter der Idee einer unendlichen geistigen Fortentwicklung auffaßte. Sein Hoffen und Wünschen ist in den schönen an Zelter gerichteten Worten ausgedrückt: „Wirken wir fort, bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen."

Nachdem Goethe im Frühjahr 1823 von seiner schweren Krankheit wieder erstanden war, vollendete die Heilkraft Marienbads, wo diesmal auch der Großherzog verweilte, seine Genesung. Wie durch ein Wunder, hatten seine Kräfte sich erholt. Die ihn in jener Zeit in Marienbad sahen, versichern, er sei ihnen um dreißig Jahre verjüngt vorgekommen. Auch das Jugendfeuer leidenschaftlicher Liebe sollte für den Dichter noch einmal zurückkehren; Entzücken und Sehnen, Wiedersehensfreude und Trennungsleid wiederholen sich wie in längst verklungenen Jugendstunden. Mit solch überwältigendem Gefühl ward der Dichter durch die Bekanntschaft mit *Ulrike von Lewezow* entzündet, welche sich während dieses Sommers mit ihrer Mutter und Schwester in Marienbad aufhielt.[64]) In den Marienbader Gedichten liegt das Bekenntniß seines Glücks und seiner Schmerzen:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide“ —

Das ward ihr Motto, und wir entnehmen aus ihnen wenige allgemeine Züge zu diesem nur schwach aufgehellten Liebesidyll.

Noch lag ein inneres Bangen, eine unwillkommene Schwere auf Geist und Körper, der Blick war noch umwölkt, das Herz fühlte sich leer. Da erschien sie, die lieblichste der lieblichen Gestalten, und vor ihrem Blick, wie vor dem Walten der Sonne, vor ihrem Athem, wie vor den Lüften des Frühlings, schmolz sein Inneres dahin. An ihrer Seite verflogen ihm entzückende Stunden in lieblichem Wechsel, und der Kuß beim Scheiden am Abend war ein Pfand, daß die nächste Sonne ihn zu demselben Paradiese führen werde. Zu seliger Höhe des Gefühls hob ihn das Anschauen dieses einzigen Schönen empor; in dem Bewußtsein, ihr anzugehören, empfand er den heitersten Frieden des Herzens, in der Begeisterung seiner Liebe keimte die Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen und Entschlüssen. So ward von Tag zu Tag ein Traum gedichtet.

Inmitten dieses glücklichen Phantasielebens begrüßte ihn die Kunde von der beabsichtigten Feier seines Geburtstags in Weimar. Er sandte den Freunden in der Heimat im Voraus ein herzliches Gedichtchen zu, um zu dem Feste sein dankbares Gefühl auszusprechen; er verschweigt darin nicht, daß ihm in Marienbads Waldgebirge Armida in Hygiea's Gestalt erschienen sei. Es war dieses Liebesverhältniß so wenig ein Geheimniß geblieben, daß sich das Gerücht verbreitete, Goethe gedenke eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Allein wenn auch von Seiten der Geliebten ein solcher Wunsch Gewährung gefunden hätte, was bei der nicht minder leidenschaftlichen Erwiderung seiner Liebe nicht unglaubwürdig erscheint, so gewann doch die Besonnenheit, verstärkt durch die Vorstellungen der Freunde, den Sieg über eine Leidenschaft,

die als ein flüchtiges Traumbild des noch jugendlich schlagenden Dichterherzens reizend und schön war, jedoch mit dem Augenblick, wo sie eine unnatürliche Verbindung beabsichtigt, sich selbst zerstört. Er riß sich los mit männlichem Entschluß; doch nur nach einem schweren Kampfe, der sein Innerstes aufs tiefste erschütterte. Es war seine letzte Liebe. Wohl liegt eine tiefe Bedeutung in seinen Worten: nach dem Texte der heiligen Schrift müsse ihm viel verziehen werden; denn er habe viel geliebt.

Wenn sonst seine Dichtungen die Schilderung der stürmischen Bewegung erst nach eingetretener ruhiger Sammlung des Gemüths unternahmen, so ward diesmal seine Elegie das unmittelbare „Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes“. Er schrieb sie gleich nach seiner Abreise von Marienbad, nachdem er kurz zuvor die Geliebte noch bis Karlsbad begleitet hatte, von Station zu Station, so daß sie Abends fertig auf dem Papiere stand. Und welch eine innere Bewegung klang in den schmerzlichen Worten der Schlußstrophe aus:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde“.

In Eger, „vor seinem Austritt aus dem böhmischen Zauberkreise“, empfand es Goethe als eine besondere Gunst des Geschicks, daß ihm eine Fülle musikalischen Genusses sein liebekrankes Gemüth in sanfte Wehmuth löste. Der Gesang der Madame Milder, das heitere Pianofortespiel der Madame Szymanowska, einer polnischen Virtuosin, „falteten mich“, wie er gegen Zelter sich ausdrückt, „aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt; zu einiger Erklärung sag' ich mir: du hast seit zwei Jahren und länger gar keine

Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, in sofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen". In dieser besänftigten Empfindung schloß er seine Elegie mit der „Aussöhnung" ab, einem Gedicht, das er der Szymanowska widmete:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen". —

Was anfangs an ihm eine heilende und verjüngende Kraft bewährt hatte, ward durch Sehnsucht und Trennungsschmerz im Herbst die Ursache zu neuer Erkrankung. Er fühlte wieder denselben Schmerz an der Seite des Herzens, der seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen war. Dieser leidende Zustand ward sehr langwierig, und er fühlte sich lange zu jeder Art von geistiger Thätigkeit unfähig. In dieser Zeit kam, schmerzlich-süße Erinnerungen weckend, Madame Szymanowska nach Weimar aus Liebe zu dem Dichter, in den sie, nach Zelters Ausdruck, „rasend verliebt" war. Goethe entzückte sich noch einmal an dem Genusse ihres seelenvollen Spiels, „der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt". Als sie in einer Abendgesellschaft bei Goethe auf dem Flügel phantasirte, war er, wie Soret bemerkt, im Anhören verloren und schien sehr ergriffen und bewegt. Er widmete ihr später noch manche Zeichen liebevollen Andenkens.

Im Spätherbst erfreute ihn ein Besuch Wilhelms von Humboldt, der ihm „stets die wohlthätigste Aufheiterung“ gewährte. Zelter verweilte um den Anfang des Decembers drei Wochen in Weimar, und seine „liebe Gegenwart war ihm in seinem peinlichen Zustande höchst erquickend“: „ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, daß die Andern es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist“. Wie sehr die Erinnerungen an Marienbad und die daraus hervorgegangenen Gedichte in ihren Unterhaltungen wiederkehrten, sieht man aus dem Briefe an Zelter vom 4. Jan. 1824, dem er schließlich noch beifügt: „kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir ans Herz gewachsen; du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

> Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,
> Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
> So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
> Und immer gleich und immer neu, wie sie.“

Aus der Anführung in dieser Verbindung geht hervor, daß jene Strophe in enger Beziehung zu dem geliebten Mädchen steht, und da sie dem Gedichte „Aeolsharfen“ von 1822 angehört, so ist daraus zu schließen, daß die erste minder leidenschaftliche Bekanntschaft schon während des vorigjährigen Marienbader Aufenthalts angeknüpft worden sei.

Noch war die elegische Stimmung nicht verklungen, als der Dichter von der Leipziger Verlagshandlung des Werther die Aufforderung erhielt, eine neue Auflage seines Romans, in dem der Jüngling dem leidenschaftlichen Kampf der resignirenden Liebe Worte geliehen hatte, durch eine poetische Zugabe einzuleiten. Es schloß sich daher an die Elegieen seiner letzten Liebe das Gedicht An Werther als ein Rückblick auf den Genossen von Lieb' und Leid seiner Jugend an; „es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Lauf“; allein

das Wort fügt sich nicht mehr leicht und willig dem Drange des erregten Gefühls und verliert sich in ein geheimnißvolles Halbdunkel.

Gegen das Frühjahr 1824 fühlte er sich wieder genesen, und es schien ihm, nachdem der Kampf durchgekämpft war, als ob das, was die Ursache der Krankheit gewesen, „sich als das Element seines Wohlbefindens manifestiren" werde; daher erschien er auch (nach Soret's Bemerkung) den Freunden seitdem geistig kräftiger, als seit Jahren. Fürs erste unterzog er sich jedoch keiner größeren allzu sehr anstrengenden Arbeit; er suchte zuvörderst „das Versäumte nachzuholen", um auf weitere Schritte denken zu können. Mit der Musik hatte er sich so tief eingelassen, daß er sich mit der Händel-Mozartschen Partitur des Messias zu schaffen machte und darüber mit Zelter correspondirte. Für dessen Composition verfaßte er das Gedicht zu Thaer's Jubelfeste auf dringendes Gesuch der Freunde desselben, welche dieses am 14. Mai 1824 zu begehen wünschten.

Goethe's Studien bewegten sich nach verschiedenen Seiten in den sicher umschriebenen Kreisen. Er arbeitete kleinere Aufsätze für seine Hefte „Kunst und Alterthum" und „zur Naturwissenschaft", ordnete seine Papiere, schrieb fleißig an den Annalen seines Lebens und redigirte, da er gerade diesen Abschnitt zu behandeln unternahm, seinen Briefwechsel mit Schiller. „Es wird", schreibt er am 30. October an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird: zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre, was ich einmal war." Die Veröffentlichung wurde noch mehrere Jahre hinausgeschoben.

Nicht lange darauf war die Stätte verschwundeu, wo das Zusammenwirken der Freunde die glänzendsten Erfolge errungen hatte. Mit Anbruch des 22. März 1825 bald nach Mitter-

nacht stand das Theatergebäude in Flammen, in welchem noch wenige Stunden zuvor das treffliche Spiel des Laroche im „Juden“ von Cumberland die Zuschauer entzückt hatte. Das Feuer, wahrscheinlich durch unvorsichtige Heizung veranlaßt, hatte bald durch die Masse brennbarer Stoffe Nahrung erhalten und schlug nach allen Seiten zum Dache heraus, so daß die Löschversuche vergeblich waren. Der Großherzog selbst war zugegen und befahl, das Haus in sich zusammenstürzen zu lassen und die Spritzen zum Schutz der Nachbarhäuser zu verwenden. Goethe war zu Hause geblieben und sah, von seinen Fenstern aus, die Flamme zum Himmel steigen. „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern“, sagte er am folgenden Morgen zu Eckermann; „Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin“. Uebrigens war das alte Theater weder schön noch geräumig genug. Daher war schon an einen Neubau gedacht worden. Goethe hatte im vorigen Winter mit dem Baudirector Coudray den Riß zu einem neuen Theaterbau berathen, ein Beweis, daß er ungeachtet der Niederlegung der Intendanz nicht aufgehört hatte sich für die Bühne zu interessiren. „Ich habe“, äußerte er gegen Eckermann, „dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet; warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen?“ Der vorgelegte Bauplan ward vom Großherzoge genehmigt, und die Grundmauern des neuen Gebäudes stiegen schon im April empor, während man vorläufig im Saal des Stadthauses Vorstellungen gab. Allein eine andere Partei, welche schon früher bei Goethe's Theaterleitung von Einfluß gewesen war, wußte es durchzusetzen, daß der ursprüngliche Plan aufgegeben ward, indem man dem Großherzog überzeugend darthat, daß bei einem andern Bauplan, durch den

derselbe Zweck erreicht werde, große Ersparungen zu machen seien. Coudray trat von der Leitung des Baues zurück. Goethe zeigte indeß keine Empfindlichkeit. „Ihr werdet immerhin", äußerte er, „ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so, wie ich es mir gewünscht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende Alles ganz artig ausfallen." Uebrigens machte der verfehlte Bauplan später so viele Veränderungen nöthig, daß das Gebäude, ohnehin keine Zierde Weimars, auch nicht einmal geringere Kosten verursachte, als wenn der Goethe-Coudray'sche Riß befolgt worden wäre.

Auf einen still zu Hause „in seiner einsamen Schmiede" verlebten Sommer, wo ihn besonders die Ausarbeitung seiner biographischen Annalen beschäftigte, folgten mehrere Jubelfeste, die Feier der funfzigjährigen Regierung Karl August's am dritten September und das goldene Vermählungsfest vom dritten October. Goethe zeigte sich bei Verherrlichung dieser Tage sehr thätig, wie es Liebe und Dankbarkeit von ihm forderten.[65])

Um bei der Feier des Regierungsjubiläums seinem fürstlichen Freunde die erste Begrüßung zu bringen, begab er sich schon vor sechs Uhr Morgens zu ihm. Er überreichte ihm eine nach seiner Angabe und nach Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze, deren Vorderseite das mit einem Lorbeerkranze umwundene Bildniß des Großherzogs zeigt; auf der Rückseite ist der Thierkreis gravirt, oben die Wage, in deren Zeichen der Fürst geboren war; mit der Inschrift: der funfzigsten Wiederkehr MDCCCXXV. Es war ein rührender Moment, als sich die beiden Freunde, die ein halbes Jahrhundert zusammen verlebt hatten, begrüßten. Der Großherzog hatte Goethe's Hände ergriffen, der anfangs nicht zu Worte kommen konnte und endlich nur sagte: „bis zum letzten Hauch beisammen!" Der Großherzog, zuerst sich fassend, gedachte

ihrer frohen Jugendzeit; „o achtzehn Jahr und Ilmenau!“ hörte man ihn sagen. Zuletzt schloß er mit den Worten: „Gedenken wir aber dankbar besonders daran, daß uns auch heut' noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht und Freundeslieb'!
Ermüde nicht, wenn dies noch blieb!“

„Das Dreifache gab mir, was ich gegeben!“ antwortete Goethe. Der fürstliche Freund umarmte ihn und zog ihn dann zu einem Fenster hin, wo beide leise sprachen, so daß nur des Fürsten letzte Worte, die auf Goethe's bevorstehende Jubelfeier sich bezogen, vernommen wurden: „Ich werde es ja noch erleben!“

Zur Logenfeier des Festtages verfaßte Goethe eine lyrische Trilogie, welche die Hinweisung auf das Dauernde im flüchtigen Wechsel des Daseins in erhebenden Worten ausführt. Goethe's Haus war mit symbolischen Gemälden und mannigfachen Gewächsen längs der Fronte wie mit einem Garten geschmückt und jedem zu freiem Zutritt geöffnet. „Der beglückteste Diener seines Fürsten“, hatte er geäußert, „müsse an diesem Tage auch das Recht haben, ihn aufs ausgelassenste zu feiern, und daran, daß man mit ihm diesen Jubeltag begehe, wolle er seine Freunde erkennen.“ Nach dem Schlusse der Oper Semiramis, mit der das neue Theatergebäude eingeweiht wurde, waren sieben Zimmer seines Hauses zum Empfang der Gäste glänzend erleuchtet, und es wogte auf und ab von Besuchenden, die aufs freundlichste bewirthet wurden. In diesen Räumen begrüßte er auch seinen geliebten Fürsten und alle Notabilitäten, welche die Feier des seltenen Festes in Weimar vereinigt hatte. Auf seinem Gesichte war die herzlichste Freude zu lesen; obwohl er schon um 4 Uhr aufgestanden war, verweilte er doch bis nach Mitternacht unter seinen Gästen. „In jenen Tagen des Festes“, schreibt er an

Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber that, war nothwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen.“ An jene festlichen Tage reihte sich am 3. October das goldene Vermählungsfest des großherzoglichen Paares. Zum 14. October widmete er der Großherzogin eine sinnreich erdachte Denkmünze, welche an die Katastrophe von 1806, die zum unvergänglichen Gedächtniß der Größe ihres Charakters geworden war, erinnerte.

Goethe konnte nicht ahnen, daß auch er seinem goldenen Jubeltage so nahe sei. Allein der Großherzog hatte beschlossen, daß die funfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe in Weimar eintraf, der siebente November, zugleich als sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Die Glieder der großherzoglichen Familie und der zahlreiche Kreis seiner Freunde und Verehrer schienen an diesem Tage zu Einer großen Festgenossenschaft verbunden zu sein; nicht der äußere Glanz, sondern die enthusiastische Liebe, die sich von allen Seiten kund gab, weihte ihm diesen Tag zum schönsten Feste.[66])

Der Großherzog hatte zu der Jubelfeier eine goldene Denkmünze prägen lassen, welche auf der einen Seite die Brustbilder des fürstlichen Paars, auf der andern das lorbeerbekränzte Bildniß des Dichters trug; dem Rande waren einfach die Namen Karl August und Luise eingravirt. „Mehr als Gold“ enthielt das sie begleitende Handschreiben des Großherzogs, welches, wenngleich das officielle Sie diesmal nicht zu umgehen war, doch den warmen Blick der Freundschaft nicht verbirgt:

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath
und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den

Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunct an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr des Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

Dem edlen Verhältniß, dem Goethe dankbar und anhänglich angehörte, gab der Besuch der gesammten großherzoglichen Familie, welche eine Stunde bei ihm verweilte, den schönsten Ausdruck. Die von der Malerin Luise Seidler, der warmen Verehrerin des Dichters, entworfene Zeichnung hatte in mehr als Einem Sinne das Richtige getroffen, wenn sie Goethe's Ankunft in Weimar im Geleite holder Genien darstellte. Er führte sie mit sich, und er fand sie auch.

Die Landescollegien, die jenaischen Facultäten, die Freimaurerloge rc. brachten ihm durch Deputationen ihre Glückwünsche. Seitens der Landesuniversität ward er durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt begrüßt. Die medicinische und die philosophische Facultät ließen ihm die Diplome ihrer Doctorwürde überbringen; von der theologischen erhielt er eine Votivtafel in Form eines Diploms, begleitet

von einem Schreiben, das ein Zeugniß war für die echt-protestantische Denkfreiheit, welche das geistige Wirken des Dichters in seinen Beziehungen zu der Entwickelung deutschen Geistes auch vom theologischen Standpuncte zu würdigen wußte. „Ew. Excellenz“, heißt es darin, „haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert.“

Der Stadtrath der Residenz ließ durch den Bürgermeister, Hofrath Schwabe, eine Urkunde überreichen, durch welche Goethe's Sohne, dem Kammerrath August von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang, so wie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge“. Die übrigen reichen Gaben, welche Liebe und Verehrung dem Dichter zu diesem Tage darbrachte, müssen wir hier übergehen; zarte Frauenhände waren für ihn sehr geschäftig gewesen.

Eine sinnvoll angeordnete Feier vereinigte in den letzten Vormittagsstunden die Freunde des Dichters in dem großen Saale der großherzoglichen Bibliothek, wo Sängerchöre und Reden von dem Kanzler Müller und Riemer abwechselten. Bei dem Mittagsmahl in dem festlich geschmückten Saale des Stadthauses die Freude der zahlreichen Festgenossen zu theilen, mußte sich Goethe versagen und sich durch seinen Sohn vertreten lassen, der im Auftrage seines Vaters den Festestoast dem alten Freunde Knebel darbrachte, welchem Goethe den Eintritt in den weimarischen Kreis verdankte. Am Abend ward die Iphigenie, von der zu Ehren des Tages ein

Prachtdruck veranstaltet war, zur Aufführung gebracht. Goethe erschien, er wie der Großherzog von endlosem Jubel des Publicums empfangen, der aufs neue sich erhob, als nach dem Wegziehen des Vorhangs statt des Haines der Diana ein Saal mit Goethe's Büste auf lorbeerumkränztem Postament sich aufthat. So war es von Karl August selbst im Stillen angeordnet. Madame Seidel sprach den vom Kanzler Müller gedichteten Prolog, der die Bedeutung des Festes in klangreichen Strophen schilderte. Der dringenden Mahnung des Arztes folgend, zog sich Goethe nach dem dritten Acte zurück. Eine Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofcapelle unter Hummel's Leitung beschloß die Feier, während noch ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen den heiteren Greis in den letzten Stunden des festlichen Tages umgaben.

Viele Beweise der Liebe wurden ihm auch aus der Ferne zu Theil; in mehreren benachbarten Städten, zu denen die Kunde gedrungen war, hatten sich seine Verehrer ebenfalls zu einer Festfeier vereinigt. Dankbare Erwiderungen hielten Goethe noch einige Wochen hindurch beschäftigt. Am 24. November wurden die Schreiben an die einzelnen jenaischen Facultäten ausgefertigt, in denen er vornehmlich hervorhob, wie viel seine wissenschaftlichen Studien seinem engen Verhältniß zu der Universität Jena schuldig geworden seien. Am 26. November meldete er seinem Zelter: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses; nach und nach erhole ich mich vom siebenten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher, daß dergleichen Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat.“

## Viertes Capitel.

### 1826 — 1832.

Aus den Festsälen treten wir wieder in das bescheidene Hinterzimmer, in die „Einsiedelei“ des Dichters, welche Zeuge seiner rastlosen Thätigkeit war bis ans Ende, wo er „Tag und Nacht beschäftigt ist, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben sind“. Zu einer Reise in die böhmischen Bäder konnte er sich nicht wieder entschließen. Die gute Jahrszeit entführte ihn nur auf kurze Zeit zu nahegelegenen Orten; am liebsten war er in seinem ruhiggelegenen Gartenhause, wo er seine Arbeiten ununterbrochen fortsetzen konnte. Hat er Schiller und Winckelmann glücklich gepriesen, daß sie in voller Kraft von hinnen gegangen seien und die Abnahme derselben nicht empfunden haben, so ward auch ihm durch die anhaltende Uebung seines Geistes die seltene Gunst des Schicksals zu Theil, daß er bis zuletzt das Gefühl des vollen Besitzes seiner geistigen Kräfte behielt. Wer noch kurz vor seinem Ende aussprechen kann, er erfahre das Glück, daß ihm in seinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wohl werth wäre, von dem muß man wohl das Zeugniß Soret's gelten lassen: „er hat die Annäherung seines Lebensendes nicht durch die Abnahme seiner Fähigkeiten gefühlt.“ Was er 1828 in einem Toaste als höchsten Wunsch aussprach: „Nie Mangel des Gefühls und nie Gefühl des

Mangels“ war ihm nicht minder in geistiger Hinsicht gewährt. Auch die Natur behandelte noch den Greis als ihren Liebling. Er genoß, nachdem er die schwere Krankheitsperiode überstanden, in seinen letzten Jahren eine sehr gute Gesundheit; „sein Körper“, sagt Dr. Müller, „war noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch ganz den strahlenden Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte“.

Das im vorigen Abschnitt gezeichnete Bild der Lebensordnung und der Verhältnisse des Dichters in seiner letzten Lebensepoche haben wir uns wieder zu vergegenwärtigen. Ungetrübt bestanden die edlen Beziehungen zu den Gliedern der fürstlichen Familie, zu dem Kreise der erwählten Freunde, und wenn er auch schon ein „Vorwärts über Gräber“! sich ermuthigend zugerufen hatte, so ward ihm doch das Glück, daß die am innigsten mit ihm verwachsenen Freunde bei ihm ausharrten, zum Theil um gleich nach ihm sich zur Ruhe zu legen. Seine häusliche Umgebung erheiterte ihm den Abend seines Lebens durch die liebevollste Aufmerksamkeit. Große Freude machte ihm sein Enkelpaar, Walther und Wolfgang (sein „Wölfchen“), die er gern beim Frühstücken um sich hatte, gleichsam durch ihre munteren Tändeleien in die rechte Stimmung versetzt, um dann zu der Arbeit des Tages überzugehen, der die Vormittagsstunden meist ununterbrochen gewidmet waren. Es würde daher eine ganz falsche Vorstellung sein, dächte man sich Goethe in seinem Studirzimmer als einen einsiedlerischen Greis gegen die Welt und die Gegenwart abgeschlossen. Noch wechselten die Stunden der ernsten Arbeit mit mannigfacher geselliger Unterhaltung ab. Nie war sein Briefwechsel ausgebreiteter und vielseitiger, nie sein Interesse an literarischen und künstlerischen Productionen, großen industriellen Unternehmungen reger, nie seine Lectüre, selbst

politisch-historischer Werke, mannigfaltiger, nie seine Beachtung der Entwickelung naturhistorischer Probleme lebendiger. Und nicht Briefe und Bücher allein unterhielten ihn in Wechselverkehr mit der Außenwelt, sondern die Unterhaltung mit den Freunden und den zahlreichen Besuchenden aus den verschiedensten Ländern äußerte ihre anregende und belehrende Einwirkung in gleichem Maße, wie bisher. Vor Allem bewährt sich darin die seltene Kraft seines Geistes, daß er ungeachtet seines hohen Alters keinen der früher angesponnenen Fäden fallen läßt, sondern bis zuletzt das Gewebe zu immer breiterer Fläche fortführt.

In den amtlichen Geschäften der „Oberaufsicht“, deren alleiniger Chef er seit v. Voigt's Tode war, ließ er sich mehr und mehr durch jüngere Kräfte vertreten; besonders nahm er für die jenaischen Anstalten die Assistenz seines Sohnes, dermaligen geheimen Kammerraths und Kammerherrn, in Anspruch, an dessen Stelle zuletzt Hofrath Vogel trat. Mehrere seiner amtlichen Schreiben und ausführlichen Berichte gehören seinen letzten Lebensjahren an, und den ihm untergeordneten Instituten gab er viele Beweise seiner fortdauernden Fürsorge; z. B. gründete er 1826 in dem weimarischen Münzcabinet eine „Sammlung von Münzen solcher Münzstätten, welche in der allgemeinen Weltumbildung ihr Münzrecht verloren, zugleich aber auch anderer, die sich für kurze Zeit dergleichen angemaßt, nicht weniger solcher, welche neu aufgetreten und ihr Recht zu behaupten gewußt haben“, worin sich, unter anderen, Münzen von schon wieder untergegangenen südamerikanischen Staaten befinden. Auf seine Veranlassung ward 1831 eine werthvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen aus v. Voigt's Nachlasse angekauft. Dieselbe Ordnungsliebe, die er in all seinen literarischen und Privat-Angelegenheiten beobachtete, bewährte er auch bis an sein Ende in Verwaltungssachen.

Indem wir uns zu Goethe's geistiger Thätigkeit zurückwenden, ist vornehmlich darauf Nachdruck zu legen, daß er sich in seinem höchsten Alter angelegentlicher mit den Interessen der Gegenwart beschäftigte, als in manchen früheren Lebensepochen, wo er oft nach Mitteln sucht, ihrem unmittelbaren Einflusse sich zu entziehen. Das Zeitungslesen versagte er sich wohl manchmal eine Zeitlang, wenn eine Arbeit ihn beschäftigte, welche eine anhaltende geistige Concentration erforderte. Uebrigens war sein Nachdenken der neuesten politischen Entwickelung Europa's gar sehr zugewendet. Ueber die griechischen Angelegenheiten, über Canning's staatsmännische Wirksamkeit konnte man warme Aeußerungen von ihm vernehmen; unter Anderm ward er von Canning's Rede über Portugal, welche der liberalen Politik Englands die Bahn vorzeichnete, zu begeisterter Zustimmung hingerissen. Die Memoiren und Geschichtswerke, welche die Revolutionsepoche und die Zeit der Napoleonischen Kaiserherrschaft darstellen, waren ein stehender Theil seiner Lectüre. Es sind vornehmlich die Charaktere, von deren er sich ein klares Bild zu entwerfen suchte, ein Mirabeau, ein Napoleon ꝛc. Ueber letzteren verglich er die Darstellungen Walter Scott's, der ihm seine Biographie des Kaisers mit einem verbindlichen Schreiben zugesandt hatte, Bignon's, Bourrienne's und Andere, und bewahrte ihm auch nach seinem Sturze die Hochachtung, die er einst vor dem mächtigen Herrscher gehabt hatte.

Unter den Ereignissen der neuesten Zeit zogen seinen Geist vor Allem die großen Projecte an, in denen die Riesenkraft des Unternehmungsgeistes der Friedenszeiten hervortrat. Nachdem er das Werk Alexanders von Humboldt über Cuba und Columbien gelesen hatte, sprach er mit großer Theilnahme von dem Unternehmen des Durchstichs der Landenge von Panama. Nicht minder interessirte ihn die Kanalverbindung von Donau und Main, sowie die Anlage eines Kanals durch

die Landenge von Suez und meinte, nur um diese drei großen Dinge zu erleben, sei es wohl der Mühe werth', es noch einige funfzig Jahre auszuhalten. Auch mit Plänen und Rissen großartiger Bauunternehmungen, z. B. des Londoner Tunnels, des neuen Hafens an der Wesermündung, war er anhaltend beschäftigt.

Mit der schönen Literatur der Nachbarländer blieb er in vertrautem Verkehr und stand mit mehreren ihrer Vertreter in näherem Verhältniß. Man ersieht dies schon aus den Abhandlungen, welche in diese letzten Jahre fallen: über „neuere französische Literatur“, über „Manzoni's Adelchi“, über „Volkspoesie“ und „serbische Lieder“, über das „Livre des Cent-et-un“, wobei er so genau verfuhr, daß er die Sittenschilderungen desselben in einen tabellarischen Auszug sich zusammenstellte. „Den Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin“ — so schreibt er 1829 — „folg' ich in ruhiger Betrachtung; le Globe, la revue française und . . . . . le temps führen mich in einen Kreis, den man in Deutschland vergebens suchen würde“. Auch auf die neuere deutsche Literatur blieb stets sein aufmerksamer Blick gerichtet; mehrere beurtheilende Artikel wurden ihren Erscheinungen gewidmet. Wenn man ihm dabei vorwirft, daß er mit dem Lobe zu freigebig gewesen sei und das Mittelmäßige oft über Gebühr gepriesen habe, so vergißt man, daß es keine eigentlichen Kritiken, sondern nur Selbstbekenntnisse sein sollen, für welche der richtige Gesichtspunct in den Worten an Zelter angedeutet ist: „was ein Buch sei, bekümmert mich immer weniger; was es in mir aufregt, das ist das Höchste“. Unter diese anregenden Werke sind auch mehrere philosophische zu zählen; Stiedenroth's Psychologie z. B. hatte er aufs sorgfältigste durchgearbeitet und mit Randbemerkungen versehen.

Von der mehr und mehr steigenden Polemik gegen seine Schriften, durch die sich die jüngere Schriftstellerwelt den

Schein geistreicher Originalität zu geben gedachte, nahm er wenig Notiz. Von Menzel's Angriffen erfuhr er zuerst aus dem Globe und erwiderte auf Zelter's Anfrage kurz, er habe viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachten. Im Stillen schüttelte er wohl den gerechten Unmuth in den leichten Blättchen der zahmen Xenien ab. Das Selbstgefühl, das sich hier edel und würdig ausspricht, kleidet ihn besser, als ihn die affectirte Bescheidenheit zieren würde, über die er in den Anmerkungen zum Divan ein wahres Wort gesprochen hat. Allein die Worte echter Bescheidenheit kommen nur so wahrer aus seiner Seele. Als er in den Gedichten zu dem Maskenzuge von 1818 so leise über sich hinweggegangen war, schreibt die zum Urtheil berechtigte Frau von Schiller: „Ich weiß es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wo er eben eine solche Dichtung vollendet hatte." Manche Xenie spricht in dem Sinne jener Aeußerung, die uns Krug von Nidda mittheilt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat sich an dem Andern erhoben. Den Vordern sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung".

Wenn es äußere Ehre und Auszeichnung bedurft hätte, um ihn für Angriffe und Herabwürdigungen schadlos zu halten, so genoß er diese auch jetzt noch im vollsten Maße. Sein Geburtstag ward an vielen Orten von seinen Verehrern festlich begangen. An seinem achtundsiebenzigsten Geburtstag trat der König Ludwig von Bayern, der eigens zu dem Zwecke nach Weimar gekommen war, bei ihm ein, vom Großherzoge begleitet, und überreichte ihm das Großkreuz des Civilverdienstordens der bayerschen Krone. Er blieb seitdem mit dem Dichter in Correspondenz. Im nächsten Jahre

sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um für ihn des Dichters Bildniß zu malen. Und welch herzliche Verehrung kam ihm aus weiter Ferne entgegen! Von keinem Fürsten beauftragt, sondern nur von der Verehrung zu dem großen Dichter getrieben, reiste der französische Bildhauer David 1829 nach Weimar, in der Absicht, Goethe's Büste zu modelliren und dann in Paris in Marmor auszuführen. Er sandte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk unter Ausdrücken der liebevollsten Verehrung: „Es war mir" — heißt es in diesem Schreiben — „ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unsrer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden." Die colossale Büste wurde Goethe's Bestimmung zufolge auf dem Saale der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt und an dem letzten Geburtstage, den er erlebte, in feierlicher Weise von dem Schleier, womit sie bis dahin verhüllt war, befreit.

Neben diesen enthusiastischen Worten mag die ehrfurchtsvolle Stimme des großen britischen Dichters eine Stelle finden. „Es giebt allen Bewunderern des Genius" — so heißt es in einem Briefe Walter Scott's vom Jahre 1827— [67]) ein wohlthätiges Gefühl zu wissen, daß eins der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm und so Vieles, was noch von ihm gehofft und

erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigt hatten, und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken."

Vor seine Nation trat Goethe im März 1826 mit der Ankündigung einer neuen, seit längerer Zeit vorbereiteten Ausgabe seiner Werke, welche als Ausgabe letzter Hand bezeichnet ward. Mancher fand den Dank an den Bundestag, der des Dichters Eigenthum durch bündige Privilegien gegen den Nachdruck und gegen den Verkauf des Nachdrucks schützte, sowie die freundlich einladende Ansprache an das Publicum nicht so stolz und selbstbewußt, wie es dem Dichtergreise geziemen mochte, und glossirte darüber. Eher mochte man es als einen traurigen Beweis von der Rechtlosigkeit, welcher damals noch der deutsche Schriftsteller preisgegeben war, beklagen, daß die Sicherung gegen den literarischen Diebstahl durch Petitionen zu erwirken und mit Ausdrücken des Dankes anzuerkennen war. Auch hatte wohl, der seine literarische Thätigkeit nie durch die Rücksicht auf Erwerb hatte bestimmen lassen, am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ein Recht, darauf aufmerksam zu machen, daß von der Anzahl der Unterzeichnungen nicht allein des Verlegers Vortheil abhange, sondern sie unmittelbar ihm und den Seinigen zu Gute kommen werde; dem deutschen Volke war eine Gelegenheit gegeben, besser als durch ein Standbild, dem Dichter bei seinen Lebzeiten einen Tribut des Dankes zu zollen.

Wie bei den früheren Ausgaben ward auch diesmal an den älteren Productionen wenig geändert. Für Uebereinstimmung in Orthographie und Interpunction wie für die Revision der neu hinzukommenden Manuscripte sorgten — nicht ohne manche unzeitige Eigenmächtigkeit — die jüngeren Gehülfen, Riemer, Göttling und Eckermann. Der letztere, wel-

chen Goethe wie einen Sohn fast täglich um sich hatte, war vorzüglich mit den „alten hoffnungslos zugeschnürten Manuscriptenmassen" beschäftigt. Manches aus früherer Zeit ward dadurch erhalten und der neuen Ausgabe einverleibt; keine geringe Aufgabe war es, die Sprüche und zahmen Xenien aus ihrer Hieroglyphenschrift zu enträthseln. Außer diesen ward der Sammlung der kleineren Gedichte noch eine Reihe von „Denk- und Sendeblättern" hinzugefügt, in denen der Dichtergreis in Nähe und Ferne an Freunde und Freundinnen zierliche Begrüßungen zu spenden und die von allen Seiten ihm reichlich dargebotene Huld und Verehrung zu erwidern pflegte, zum Theil erbetene Blätter des Andenkens, Dankesworte für Geschenke oder Glückwünsche zu festlichen Lebensmomenten. Früher hatte er solche flüchtige Reimzeilen wenig beachtet und meist verloren gehen lassen; jetzt war zu fürchten, daß man ihm die Scherzworte, mit denen er die Himburg'sche Sammlung seiner Gedichte abgefertigt hatte, zurückgab.

Goethe schätzte sehr das Gelegenheitsgedicht; aber frisch duftende Blätter konnten nur die sein, wo volle Liebe und Begeisterung sich in einen bedeutungsvollen Moment zusammendrängte. Dann vernehmen wir auch jetzt noch den lebenvollen Klang der Jugendlieder, z. B. in dem Tischliede zu Zelter's siebenzigstem Geburtstage (11. Dec. 1828). Vor allen ist das Festgedicht zum 30. Januar 1828 Goethe's vollendetsten Gelegenheitsgedichten beizuzählen. Ein poetischer Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik, ausgestattet mit der phantasievollen Tiefe seiner Naturbetrachtung, begleitete die *ersten* Erzeugnisse der Stotternheimer Saline, welche zum Geburtstage der Großherzogin von dem Salinendirector Glenck überreicht wurden. Diese und andere kleinere lyrische Gedichte, darunter die „chinesisch-deutschen Tags- und Jahreszeiten" (1827) wurden in den deutschen Musenalmanachen veröffentlicht, deren Herausgeber ihn sehr drin-

gend um Beiträge angingen. Goethe fürchtete aber das Schicksal des alten Gleim, dessen Name lange Zeit in Almanachen unter unbedeutenden Reimen zu finden war, und lehnte fernere Ansuchen ab; „was sie brauchen", äußerte er gegen Zelter, „habe ich nicht, und was ich habe, können sie nicht brauchen." Wie gefällig er übrigens mit seinem Dichtertalente war, erfuhr z. B. der Intendant des Berliner Theaters, Graf Brühl. Dieser bat ihn im Januar 1828 um die Erlaubniß, „Hans Sachs poetische Sendung" als Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs" recitiren zu lassen. Goethe erbot sich sogleich, dazu eine Einleitung in gleichem Sinne und Stil niederzuschreiben, wodurch der Vortrag des Gedichts anschaulicher gemacht werde. Dieser der Person eines Nürnberger Meistersängers angepaßte Prolog [68]) ist, gleich andern Gedichten jener Jahre, ein Beweis, daß dem Dichter auch im Alter der muntere humoristische Ton der Hans-Sachsischen Poesie nicht abhanden gekommen war.

Goethe hatte der Thätigkeit dieser Jahre, welche er gegen Zelter als „testamentlich" bezeichnete, drei Hauptaufgaben gestellt, worauf auch in dem Programme der Ausgabe seiner Werke hingedeutet war: die Vervollständigung seiner biographischen Berichte, die Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Theils des Faust. Diese Arbeiten schlingen sich durch einander bis in sein letztes Lebensjahr, gleich als ob sich an ihm sein muthiges Wort bewähren sollte: so lange man schaffe, habe man keine Zeit zum Sterben.

In den Annalen seines Lebens arbeitete er 1826 die Epoche seines Zusammenlebens mit Schiller nebst der kurzen Eingangsskizze aus. Seine Betrachtung und sein Gespräch wandte sich daher mit erneuter Anhänglichkeit dem frühgeschiedenen Freunde zu. In das Jahr 1826 fällt das erhabene Gedicht „bei Betrachtung von Schiller's Schädel," bei dessen Ermittelung unter den in dem Chaos des Grab-

gewölbes vorgefundenen Schädeln er selbst mit thätig war. Dieser ward am 17. September nebst Schiller's Büste auf der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt. Goethe hatte die bestimmte Absicht gehabt, dem feierlichen Acte beizuwohnen; doch da er unpäßlich war und die Gemüthsbewegung fürchtete, so ließ er sich durch seinen Sohn vertreten. Seitdem ließ er auch die übrigen Gebeine seines großen Freundes aufsuchen, zu welchem Ende er den Prosector Schröter von Jena kommen ließ. Im darauf folgenden Jahre erhielten auf Karl Augusts Anordnung die Ueberreste des Dichters, in einem dauerhaften Sarkophage wieder vereinigt, einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten großherzoglichen Familiengruft. Die Anordnung der Beisetzung, welche am 16. December 1827 stattfand, war Goethe übertragen, dem der Schlüssel zum Sarkophag überliefert ward.

Goethe entschloß sich, seinen Briefwechsel mit Schiller schon bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Riemer unterstützte ihn bei dem schließlichen Redactionsgeschäft, indem manche Auslassungen durch Rücksicht auf lebende Zeitgenossen geboten zu sein schienen. Die Autographen wurden wieder unter Siegel gelegt, die seinem letzten Willen zufolge erst 1850 gelöst werden sollten, damit alsdann dieser Briefwechsel unverkürzt, als das wichtigste Document unserer Literaturgeschichte, der Nation übergeben werden könne. Mit der neuesten Ausgabe ist seine Anordnung in Erfüllung gegangen. Goethe widmete die Briefsammlung, welche in den Jahren 1828 und 1829 in sechs Bänden ans Licht trat, dem Könige Ludwig von Bayern. In dem pretiös gehaltenen Dedicationsschreiben tritt aufs neue die Befangenheit hervor, welche Goethe fürstlichen Personen gegenüber nicht ablegen konnte. Wie warm sind dagegen die einfachen Worte, welche von ihm zwei Jahre später als Vorwort zu der deutschen Uebersetzung von Carlyle's Biographie Schiller's geschrieben wurden!

Während der Bearbeitung der Annalen seines Lebens kam Goethe auf den Gedanken, eine ähnliche sorgfältige Redaction den mit Zelter gewechselten Briefen zu widmen, welche sich gewissermaßen als eine Fortsetzung anschlossen, „indem das Verhältniß beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse hindurchschlingt, so daß er es zu einem ewigen Zeugniß wünschte erscheinen zu lassen.“ Mit Anfang des Jahres 1825 wurden die früheren Zelter'schen Briefe mit den Goethe'schen ins Reine geschrieben und die nachfolgenden Jahrgänge regelmäßig angereiht. Von dem Augenblicke an war es freilich kein unbelauschtes Freundegespräch mehr; doch ändert das in Rücksicht auf Goethe nichts, der längst bei jedem Briefe, den er schrieb oder dictirte, an künftige Veröffentlichung zu denken hatte. Durch beiderseitige testamentliche Bestimmung wurde die dereinstige Herausgabe der Briefe dem Hofrath Riemer übertragen, der schon bei der Vergleichung und Durchsicht der Abschrift Goethe behülflich war.

Seine letzten Briefe aus Italien, besonders die an Frau von Stein, gaben ihm den Faden zur Darstellung seines zweiten Aufenthalts in Rom, die er schon, um sie den Schilderungen der italienischen Reise unmittelbar anzuschließen, im Jahre 1820 vorgenommen hatte. Jedoch erst im Mai 1828 berichtet er, das „Märchen“ seines zweiten Aufenthalts in Rom habe er zu dictiren angefangen. Die eigentliche Ausführung ward nach Beendigung der Wanderjahre im Sommer 1829 vorgenommen; er bezog seine stille Gartenwohnung, um in der Einsamkeit „seines grünen Thals“ die fernliegenden Erlebnisse in seiner Phantasie wieder hervorzurufen. „Ich habe“, schreibt er am 18. Juli an Zelter, „mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und

Sinnes um mich versammelt und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom.“ Goethe war froh, in seiner Zurückgezogenheit gegen den zeitraubenden Zudrang von Besuchenden mehr geschützt zu sein, muß jedoch beim Abschluß seiner Arbeit bekennen, er habe wohl das Doppelte thun können, ohne das unaufhörliche Hin- und Herzerren von guten lieben Fremden, die nichts bringen und nichts holen. Doch würden wir durch größere Ausführlichkeit (es wäre denn, daß er die Schilderung seiner Rückreise hinzugefügt hätte) wenig gewonnen haben, da er sich's von vornherein versagte, das Liebesverhältniß, welches ihn in Rom umschlang und ihm den Abschied so überaus schmerzlich machte, nach seiner eigentlichen Beziehung und Bedeutung hervortreten zu lassen, während der dem wahren Hergang substituirten Dichtung das frische Colorit früherer ähnlichen Darstellungen abgeht.

Nahe dem Ziele den weiten Gang seines Lebens überblickend, empfand es Goethe aufs tiefste und bekannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken, daß alle seine Liebesverhältnisse, so leidenschaftlich sie im Momente sein mochten, doch nur „leicht und oberflächlich“ gewesen seien im Vergleich zu seinem mit ganzer Hingebung eines vollen warmen Herzens geschlossenen Bunde mit Lili. Dies Gefühl zog ihn wiederholt zu der Darstellung jenes schmerzlich-glücklichen Lebensjahres; allein das Verhältniß erschien ihm noch in der Erinnerung so zart, daß er nur zögernd die Hand an die Zeichnung legte; sie ward von Zeit zu Zeit in kleinen Abschnitten fortgeführt und beschäftigte ihn noch in dem letzten Jahre seines Lebens; doch berichtet Riemer, Goethe's Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ reiche bei weitem nicht an die Wärme und Lebendigkeit, womit er ihm die Scenen seiner Liebe zu Lili in mündlicher Unterhaltung geschildert habe.

Im Jahre 1830 sah er in Weimar das reizende Fräulein von Türckheim, eine Enkelin Lili's, die Tochter ihres mit der

Gräfin Cäcilie von Waldorf verheiratheten Sohnes Karl. Als Soret bald nach ihrer Abreise die Anmuth des Mädchens und den Eindruck, den sie in Weimar gemacht, schilderte, erwiderte Goethe: ihm würden alle seine alten Erinnerungen erweckt; er sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor sich und ihm sei, als fühle er den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Indem das Gespräch sich zu dem noch ungedruckten vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" wandte, äußerte er: „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht erröthet zu gestehen, daß meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nöthig war." Lili von Türckheim hatte am 6. Mai 1817 auf dem Gute Kraut-Ergersheim bei Straßburg ihr schönes irdisches Dasein beschlossen.

Den zweiten Theil des Faust und die Wanderjahre hatte Goethe 1825 zu gleicher Zeit zu bearbeiten angefangen und ließ diese Arbeiten mit einander abwechseln. Helena, als der Mittelpunct der Fortsetzung der Faustdichtung, größtentheils schon in früherer Abfassung vorhanden, ward zuerst vorgenommen und im Sommer 1826 vollendet. Die neue Zugabe scheint an der Stelle zu beginnen, wo Faust und Helena verschwinden und aus ihrem Liebesbunde Euphorion hervorgeht, in welchem der Genius der neuern Poesie, der das Classische und Romantische in sich vereint, in nächster Beziehung zu Lord Byron zur Erscheinung kommt. Goethe war um diese Zeit wieder sehr mit der griechischen Tragödie beschäftigt; er vervollständigte seine Arbeit über Euripides'

Phaethon und entsagte nur mit Widerstreben dem Genusse, auf längere Zeit in jenen Regionen zu verweilen, in die er besonders durch ein Programm Hermann's über drei antike Philoctete sich verlockt fühlte; aber „ich mußte mich bald los machen von diesen Betrachtungen, sie hätten mich ein Vierteljahr gekostet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe.“

Er hielt seine Thätigkeit zunächst bei den Wanderjahren fest, da er bei der Ankündigung der Gesammtausgabe versprochen hatte, das Werk „wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz andern dasselbe wieder erscheinen werde.“ An Eckermann erzählte er eines Tages: „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, habe ich den ersten Theil ganz aufgelöst und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter und bin auf diese Weise genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu lassen.“ Auch wurden einige der einzuschaltenden Novellen, „die Geschichte des nußbraunen Mädchens“ und „der Mann von funfzig Jahren“ fortgeführt.

Die im Jahre 1826 ausgearbeitete Novelle **) vom Kinde und Löwen, deren Sujet Goethe schon vor dreißig Jahren episch zu behandeln gedachte, war anfangs ebenfalls dazu bestimmt, an den Faden der Wanderjahre angereiht zu werden. Da sie jedoch außer Zusammenhang mit der Hauptidee des Romans steht, so ließ er sie mit Recht davon getrennt. Den früheren Entwurf hatte er nicht wieder auffinden können, daher war er genöthigt ein neues Schema zu machen. In der durchsichtigen Form dieser Novelle hat sich die künstlerische Klarheit des Dichters wieder in so ausgezeichnetem Grade bewährt, daß er wohl berechtigt war, auf diese Dichtung mit besonderer Zuneigung zu blicken. In dem Gleichniß, daß er

in Beziehung auf sie gegen Eckermann gebrauchte, spricht er im Grunde das Geheimniß seines geistigen Schaffens überhaupt aus: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet; die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen.“

Nachdem Goethe im Frühling des Jahres 1827 die Wanderjahre so weit geführt hatte, daß er Zelter den zweiten Band als fertig ankündigen konnte, ward er wieder mehr zum Faust hingezogen, wobei die günstige Aufnahme, welche Helena gefunden hatte, ermuthigend mitwirkte. Nach alter Gewohnheit arbeitete er nicht einen Act nach dem andern vorwärtsschreitend aus, sondern bald vorn, bald am Schlusse, je nachdem ihn eine oder die andere Partie besonders anzog. Er widmete dieser Dichtung die frühen Morgenstunden; doch rückte sie nur langsam vor, so daß oft nicht mehr als ein Blatt fertig wurde. 1827 wurde der fünfte Act, mit Ausnahme des Einganges, ins Reine gebracht; dann kehrte er zu den ersten beiden Acten zurück, welche die Bestimmung hatten, die Vorstufen zu Helena zu bilden. „In den ersten beiden Acten“, äußerte er gegen Eckermann, „klingt schon das Classische und Romantische an und wird zur Sprache gebracht, damit es zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden“.

Da unterdeß die Herausgabe seiner Werke vorwärts rückte, so drang Eckermann in ihn, Alles bei Seite zu lassen und den Sommer von 1828 dazu anzuwenden, die Wanderjahre reicher auszustatten. Nochmals fühlte Goethe ein Verlangen, sich nach Böhmen zu begeben; dahin luden ihn namentlich die persönlichen Beziehungen zu dem Grafen

Caspar von Sternberg, dem Genossen seiner botanischen und mineralogischen Forschungen. Seine Theilnahme für die wissenschaftlichen Bestrebungen Böhmens war, wenn auch die früheren regelmäßigen Besuche unterblieben, unverändert, ja noch gesteigert, seit er von der 1822 gegründeten Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, deren Vorsitz Graf Sternberg führte, zum Ehrenmitgliede ernannt war; sein ausführlicher Bericht über die Monatsschrift, der sich zu einer tiefeingehenden Schilderung des böhmischen Landes und seiner Cultur erweitert, giebt davon Zeugniß. Da er auf die böhmische Reise glaubte verzichten zu müssen, so beabsichtigte er wenigstens einen Ausflug nach Freiberg zu machen, um dort die unterbrochenen mineralogischen Studien wieder anzuknüpfen und „nachzuholen“. Eine unerwartete Trauerbotschaft machte alle Pläne zu nichte. Sein geliebter Fürst endete am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin, zu Graditz bei Torgau vom Schlage gerührt.

Schon kränkelnd, war Karl August nach Berlin gereist und hoffte nach diesem zerstreuenden Ausflug in den Bädern von Teplitz die schwindenden Kräfte wieder herzustellen. Trotz seiner körperlichen Erschöpfung war sein Geist noch jugendlich rege; es schien in den letzten Lebensblicken die Energie seines Geistes noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Schönheit hervorzutreten. „Als sei eine solche Lucidität“ — heißt es in einem Briefe Alexanders von Humboldt an den Kanzler v. Müller — „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwickelung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“ Humboldt ließ er fast nicht von seiner Seite und durchsprach mit ihm die verschiedenartigsten Gegenstände der Wissenschaft, vor allen die Probleme der neueren Naturforschung, dabei

mit einer so aufgeregten Lebendigkeit von dem Einen zum Andern greifend, daß Humboldt in ahnungsvoller Besorgniß gegen seine Freunde äußerte, ihm sei diese Lebendigkeit, diese geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche ein schreckhaftes Phänomen.

Der Schmerz über den unersetzlichen Verlust erschütterte Goethe aufs tiefste; alle Trostworte lehnte er ab und wollte davon nichts wissen. „Ich hatte gedacht“, sagte er zu Eckermann, der spät am Abend zu ihm kam und ihn ganz niedergebeugt antraf, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ Die verwittwete Großherzogin befand sich in Wilhelmsthal; an sie richtete er, was Liebe und Fürsorge ihm in diesen Momenten Tröstendes und Erhebendes eingab. Sie benahm sich, wie stets im Unglück, standhaft und gefaßt. Der neuantretende Großherzog Karl Friedrich befand sich mit seiner Gemahlin in Rußland und kehrte erst im Juli zurück. Um „bei dem schmerzlichen Zustande des Innern“ den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab sich Goethe am 7. Juli nach dem im reizenden Saalthale gelegenen Schlosse Dornburg. Mögen uns seine eigenen Worte diesen Zufluchtsort und den Frieden, den er wiederum über sein Gemüth verbreitete, schildern.

„Ich weiß nicht“, schreibt er am 10. Juli an Zelter, „ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saalthale unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlößchen, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte neuaufgeputzte Schlößchen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich be-

hangen, und unter meinem Fenster seh' ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung Er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarz-grauem Grunde. Seit funfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit Ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt. Das Aeltere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schlößchen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigenthum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmuthige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schloßgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Aengstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor. Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalte bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand giebt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Eine weitere Ausführung dieser symbolischen Betrachtung seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes enthält sein Schreiben[10]) an den Kammerherrn von Beulwitz, welchen der Großherzog Karl Friedrich beauftragt hatte, sich nach Goethe's Befinden zu erkundigen und die Versicherung der wohlwollend-

sten Gesinnungen hinzuzufügen. In Erwiderung dieser Zuschrift sprach Goethe ausführlich aus, was ihm in seinem Schmerze Beruhigung gegeben, die Zuversicht, daß wohlgegründete und geordnete Zustände von Geschlecht zu Geschlecht fortdauern werden. „Ein so geregeltes sinniges Regiment", heißt die mit der Schilderung des trefflich cultivirten Thals verknüpfte Betrachtung, „waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt." In Bezug auf sich selbst fügt er hinzu, daß er seine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wisse, als wenn er Alles, was noch an ihm sei, seinem Fürsten und seinem Lande von neuem anzueignen sich ausdrücklich verpflichte.

Zehn Wochen verweilte er auf dem Dornburger Schlosse, wiederholt erfreut durch den Besuch der Freunde aus dem nahen Jena, zu denen auch er manchmal hinübereilte; auch die Weimarer Freunde suchten ihn auf. Jede Spur von Feierlichkeiten zu seinem Geburtstage hatte er „verbeten und verboten"; den 3. September ließ er, wie sonst, durch die Weimarer Kunstausstellung feiern.

Was er in diesen Wochen „aus Unruhe, Neigung und Langeweile" trieb und leistete, war „sehr vielerlei, dergestalt daß es nicht leicht zur Erscheinung kommen" konnte. „Also sitze ich hier" — schreibt er an Knebel (18. August) — „auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in grenzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit; es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen, und wie

viel Buch Papier ich verdictirt habe.“ Sein Geist fand, wie er in trüben Stimmungen pflegte, Erheiterung im Studium der Natur. In jenen Tagen begann die bis an sein Ende fortgesetzte Beschäftigung mit dem Leben und den Schriften des Joachim Jungius, dessen Harmonielehre und naturhistorische Ansichten ihm sehr beachtenswerth erschienen. [71]) Zu botanischen und meteorologischen Beobachtungen forderte sein dermaliger Aufenthalt ganz besonders auf. Mochte er gleich von der Witterungskunde keine großen Resultate erwarten, so zog sie ihn doch als Naturbetrachtung an. Er giebt darüber seinem Zelter ein charakteristisches Bekenntniß: „Das Studium der Witterungslehre geht, wie so manches Andere, nur auf Verzweiflung hinaus. Die ersten Zeilen des Faust lassen sich auch hier vollkommen anwenden. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen: daß derjenige, der nicht mehr verlangt, als dem Menschen gegönnt ist, auch hier für angewandte Mühe gar schön belohnt werde. Sich zu bescheiden ist aber nicht jedermanns Sache. Hier, wie überall, verdrießt es die Leute, daß sie dasjenige nicht erlangen, was sie wünschen und hoffen, und da glauben sie gar nichts empfangen zu haben. Man müßte z. B. vor allen Dingen auf das Vorauswissen und Prophezeien Verzicht thun, und wem ist das zuzumuthen?“ Mehrere Witterungsbeobachtungen und daneben manches feingezeichnete Naturbild nahmen die Briefe an Zelter auf und werden in den Dornburger Liedern zu erhebenden poetischen Klängen. Den Hauch dieser dichterischen Stimmung fühlt man selbst in den kurzen Tagebuchsaufzeichnungen: „18. August. Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Tages. Der Ausdruck des Dichters: heilige Frühe ward empfunden.“ — „Und so fortan in Ehrfurcht der allwaltenden Mächte“ — schließt ein Brief an Zelter.

Als Goethe am 11. September nach Weimar zurückgekehrt war, forderte zunächst die Vollendung der Wander-

jahre, deren Druck gegen das Ende des Jahres beginnen mußte, seine ganze Thätigkeit. „Hieran ist zwar" — heißt es in Eckermann's dermaligen Aufzeichnungen — „bereits viel gethan, aber noch sehr viel zu thun. Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch viel nachzuhelfen." Das Werk wurde wieder in Fluß gebracht und schloß sich fester zusammen; Manches wurde jedoch nur eingefügt oder angehängt, um den drei dazu bestimmten Bänden den nöthigen Umfang zu geben. Im Februar des nächsten Jahres konnte der letzte Rest des Manuscripts zum Drucke übersandt werden.

Die Ueberarbeitung leistete dem Romane wesentliche Dienste. Mehrere Abtheilungen von bedeutendem Gehalt wurden hinzugefügt, andere erhielten eine zweckmäßigere Anordnung, und die einzelnen Partieen wurden durch neue Uebergänge und Ergänzungen mit einander verbunden. Die frühere Tendenz dieser Dichtung, daß jeder seine Kräfte zum Wohl des Ganzen anwenden müsse, ist geblieben, aber mehr aus einem allgemeinen socialen Gesichtspuncte behandelt worden. Damit aber die vorwaltenden materiellen Bestrebungen ein Gegengewicht erhalten, hat der Dichter die ideale Erscheinung der dem Ueberirdischen zugewendeten Makarie in die Handlung verflochten, die aus dem Aether der klarsten Herzensreinheit auf die irdischen Verwirrungen niederschaut und die Verwickelungen durch die Hoheit ihrer Seele versöhnend löst. Zwar ist Goethe's letztem Romane das frische Leben, das die Darstellung der Lehrjahre auszeichnet, durch die Hinneigung zum Didaktischen und die fragmentarische Behandlung, welche auch

die letzte Bearbeitung nicht zu verdecken vermochte, entzogen worden, und der Stil fließt nicht mehr in so leichten klaren Wellen dahin, wie in den Jahren der vollen männlichen Kraft; jedoch zeugt auch diese Dichtung von einer so vielseitigen Anschauung, von einer so großartigen Auffassung des modernen Lebens, daß sie an Reichthum der Ideen keinem seiner älteren Werke nachsteht. [72])

Nachdem Goethe im Sommer 1829 die Schilderung seines römischen Aufenthalts durchgearbeitet und mehrere Redactionsgeschäfte, auch seiner naturwissenschaftlichen Aufsätze, beseitigt hatte, ruhte sein Geist wieder ganz auf seinem Faust. Er glaubte damals schon den Abschluß so gut als vollbracht, indem er Alles so deutlich in Herz und Sinn habe, daß es ihm oft unbequem falle, und hoffte schon mit nächstem Frühling den Freunden die Beendigung seines Werkes mittheilen zu können. Allein er wälzte diesen Stein nur langsam von der Stelle; die classische Walpurgisnacht lag noch als eine unüberwindliche Höhe vor ihm.

Durch angestrengte Thätigkeit suchte er auch den Schmerz zu überwinden, welcher ihn mit dem am 14. Februar 1830 erfolgten Hinscheiden der verwittweten Großherzogin traf. Anfangs schien er seiner Empfindungen Herr werden zu wollen. „Der Schlag, der uns lange bedroht“, — sagte er zu Soret, der im Auftrage der Großherzogin Marie zu ihm ging, um ihm in ihrem Namen einen Condolenzbesuch zu machen, — „hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen; wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen“. Als Soret auf Goethe's Papiere hinwies und die Arbeit als die beste Trösterin bezeichnete, erwiderte er: „so lange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben halten, und so lange wir noch schaffen können, werden wir nicht nachlassen“, und lenkte dann mit Lebhaftigkeit das Gespräch

auf andere Gegenstände. Als jedoch Soret sich am folgenden Vormittag im Auftrage der Großherzogin nach seinem Befinden erkundigte, fand er ihn betrübt und gedankenvoll. „Ich muß mit Gewalt arbeiten“, sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt“. In seinen Aeußerungen blickte seit der Zeit häufiger das Vorgefühl seines nahen Todes durch. Soweit die regierende Familie im Stande war, die schmerzlichen Verluste gewohnter Liebe durch eine freundliche Gegenwart vergessen zu machen, hatte er die herzlichste Theilnahme und Fürsorge dankbar anzuerkennen. „Wenn ich Ihnen nun versichern kann“, schreibt er im April an Varnhagen von Ense, „daß Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin sich fortwährend Alles zu thun geneigt erweist, was mir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die mir noch anvertrauten Geschäfte und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir gestiftete Gute mich überleben solle: so wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiste immer tiefer sich einwurzeln“. Ihre regelmäßigen Besuche zählte er stets unter seine schönsten Stunden. Nicht minder gab ihm der Großherzog immer neue Beweise seiner Anhänglichkeit und besuchte ihn manchen Abend ganz allein auf seinem Studirzimmer. Daß er Goethe „wie einen Vater“ geehrt und geliebt habe, sprach er noch kurz vor dessen Hingang aus.

Eine erheiternde Nachfeier seines Weimarer Jubelfestes konnte Goethe noch in diesem Jahre mit engverbundenen Freunden begehen; am Vorabend des Johannisfestes waren

funfzig Jahre seit seiner Aufnahme in die Freimaurerloge verflossen. Die Festlichkeit, welche die Brüder zu diesem Tage veranstaltet hatten, erwiderte Goethe am nächsten Tage mit dem Gedichte „Funfzig Jahre sind vorüber 2c.“, hinweisend auf ferneres freudiges Zusammenwirken, „um die Menschheit fortzuehren“.

Goethe brachte den Sommer von 1830 in größter Zurückgezogenheit zu, angestrengt mit der Vollendung des Faust beschäftigt. Alles Zeitungslesen, selbst der von ihm so geschätzten französischen und englischen Zeitschriften, schaffte er ab, um durch nichts zerstreut zu werden. Die Unterhaltungen der Freunde setzten ihn von allem Bedeutenden in Kenntniß. Daher ließ er sich auch nicht um seine Ruhe bringen, als die Juli-Revolution, die er schon seit einiger Zeit hatte herankommen sehen, Frankreich und bald einen großen Theil Europa's erschütterte. Man kann sich Soret's Erstaunen vorstellen, als er in höchster Aufregung über die Nachricht von den Pariser Ereignissen zu Goethe kam und dessen erste Frage: was denken Sie von dieser großen Begebenheit? sich nicht auf die Revolution, sondern auf den gleichzeitig zum Ausbruch gekommenen wissenschaftlichen Streit der beiden großen Naturforscher St. Hilaire und Cuvier bezog. Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urtheil und bewies aufs neue, daß er es verstand, die ihn umgebenden Ereignisse auf den historischen Standpunct zu bringen. „Das Pariser Erdbeben“, schreibt er am 5. October an Zelter, „hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen, und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ist's wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versieht

man's und innerhalb Troja's desgleichen.“ Er ließ sich dadurch nicht in seiner Arbeit unterbrechen und war froh, die classische Walpurgisnacht (die „republikanische“ im Gegensatz zu der monarchischen Brockennacht) glücklich zu bezwingen. Da traf ihn im Anfang des Novembers, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, die Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und gebot Stillstand.

August von Goethe [73]) hatte vom Vater treffliche Anlagen angeerbt und sich durch Studien eine vielseitige Bildung erworben. Er besaß dichterisches Talent; des Vaters reiche Sammlungen hielt er stets in bester wissenschaftlicher Ordnung und war auch, wenn er sich den Geschäften hingab, ein gewandter Arbeiter. Allein der früh in ihm entwickelte Hang zu einer ungeregelten Lebensweise gewann zuletzt die Oberhand über die geistigen Interessen. Mancherlei Umstände und Verhältnisse trugen dazu bei, ihn mit Mißmuth und Trotz gegen die Welt zu erfüllen, und bei seinem energischen Wesen suchte sich die Verstimmung des Gemüths in Wüstheit und Brutalität Luft zu machen, welche manchmal nur die Maske für tiefere Gefühle war. Ungeachtet dieser Gegensätze bestand zwischen Vater und Sohn ein inniges Verhältniß. Goethe behielt stets eine wahrhafte Liebe für seinen Sohn und schenkte ihm (nach Vogel's Ausdruck) ein fast unbegrenztes Vertrauen; ebenso wissen wir aus zuverlässigen Zeugnissen, daß dieser für den Vater die größte Verehrung hegte und vor ihm kein Geheimniß hatte. „Mein Vater,“ sagte er, „ist mein Beichtiger; über ihn geht mir nichts.“ Er wie der Vater hofften, daß eine Reise nach Italien seine zerrüttete geistige wie körperliche Gesundheit herstellen werde.

Am 22. April trat er in Begleitung Eckermann's seine sehnlich erwartete Reise an. Seine ersten Briefe aus Ober-Italien waren sehr erfreulich; „sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur

und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse". In Genua trennte er sich von Eckermann, der nach der Heimat zurückging. Der Bruch des Schlüsselbeins, der sich zwischen Genua und Spezia ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest. Nachdem er darauf einen längeren Aufenthalt in Florenz „musterhaft benutzt" hatte, schiffte er sich in Livorno direct nach Neapel ein. Er schloß sich hier an den kenntnißreichen Architecten Zahn an und verweilte in dessen Gesellschaft mit reger Kunstliebe bei den Ueberresten von Pompeji. In seiner Gegenwart begann am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser Pompeji's, welches zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. Seine Briefe aus Neapel deuteten indeß schon auf eine krankhafte Exaltation und wollten dem Vater nicht recht gefallen. „Eine Schnellfahrt nach Rom" — fährt Goethe in seinem Bericht an Zelter fort — „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren= und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen [28. October] schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war". (In schwermüthiger Stunde während seines römischen Aufenthalts hatte Goethe sein Grab bei der Pyramide des Cestius gezeichnet, worauf auch in den Elegieen hingedeutet wird). Um Goethe einen Beweis seiner Verehrung zu geben, erbot sich Thorwaldsen, ein von ihm skizzirtes Denkmal für den Verstorbenen auf eigene Kosten ausführen.

Als die Trauerbotschaft an Goethe gelangt war, nahm er alle seine Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Würde und Fassung zu tragen. „Es scheint", schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man

sei nicht aus Nerven ....., sondern aus Drath zusammengeflochten.“ Eines Tages äußerte er „mit hervorbrechendem Unmuth“ gegen Dr. Vogel — es erinnert an seine Elegie „Euphrosyne“ — „daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird.“ Zu dem Schmerz über den Verlust gesellte sich noch die Sorge, daß er alle Lasten, die er demnächst, ja mit dem neuen Jahre, abzustreifen und einem Jüngern zu übertragen hoffte, nunmehr wieder allein weiterzutragen habe. Namentlich beschwerte ihn jetzt von neuem die Verwaltung seiner eigenen weitläufigen Privatangelegenheiten. „Hier nun“ — so fährt er mit der Entschlossenheit eines großen Charakters fort — „allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.“ Er zwang sich zwei Wochen hindurch zur Fortsetzung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit“, um seine Gedanken von dem traurigen Ereignisse abzuleiten — „über Gräber vorwärts!“ Allein der Gemüthserschütterung, verbunden mit dieser Geistesanstrengung, vermochte der Körper auf die Länge nicht zu widerstehen. „Plötzlich“ — so berichtet er später an Zelter — „nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgend ein drohendes Symptom vorausging, öffnete sich ein Gefäß in der Lunge [in der Nacht vom 24. zum 25. November], und der Blutauswurf war so heftig, daß, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hülfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben.“ Das bis zum Ersticken stromweise aus den geborstenen Blutgefäßen durch den Mund fließende Blut hatte ein tiefes und weites Waschbecken halb angefüllt. Dennoch mußten noch durch Aderlässe ihm zwei Pfund Blut entzogen werden, wodurch

der Puls, der kaum funfzig Mal in der Minute schlug weicher ward. Schon verbreitete sich die Todeskunde; doch noch einmal half ihm seine gesunde Natur durch. Am 29. November konnte er eigenhändig seinem Zelter melden, das Individuum sei noch beisammen und bei Sinnen.

Seine Genesung schritt rasch vor, uud er genoß bis zu seinem letzten kurzen Krankenlager, außer einigen katarrhalischen Beschwerden, an denen er von je her häufig litt, eine gute Gesundheit. „Stellten sich auch“ — berichtet sein Arzt Hofrath Vogel [74]) — „Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächste Vergangenheit, zeitweise Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit schnell zu übersehen, und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, daß man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte.“ Doch verhehlte sich Goethe sein nahes Ende nicht und sprach mit Ruhe davon; „ich traue dem Landfrieden nicht“, schreibt er nach seiner Wiederherstellung an Zelter, „und befleißige mich das Haus zu bestellen.“ Mehrmals nahm er Veranlassung, seinem Amtsgenossen Vogel die von ihm gepflegten Anstalten und vorzüglich auch einzelne bei denselben Angestellte zu empfehlen, und mehrere testamentliche Anordnungen wurden getroffen. Indeß hatte das Wort Tod etwas Düsteres für ihn, dem er daher gern mit euphemistischer Wendung auswich, und wie mit kalter Hand ergriff ihn mitunter der Gedanke „an die dunkle Nacht, wo alles Wirken aufhört.“ Ueberhaupt fühlte er sich verstimmt, wenn man zwecklos finstere Bilder durch die Unterhaltung hervorrief. So war es ihm unleidlich, von der Cholera, die im Jahr 1831 zum erstenmal Deutschland erschreckte, reden zu hören; „es

verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit", pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern. Etwas Anderes war es für ihn, sich ausführlich mit Aerzten über die Natur und den Verlauf dieser Krankheit zu unterhalten und sie in ihrer physiologischen Erscheinung kennen zu lernen.

Ottilie von Goethe suchte dem Greise die letzten Lebenstage durch die treueste Pflege und Fürsorge zu erheitern und zu erleichtern. Sie entsagte den gesellschaftlichen Verbindungen, um ihm möglichst viel sein zu können, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und widmete ihm die Abendstunden. Er ließ sich von ihr vorlesen oder las auch selbst vor. In den Abenden des letzten Winters wurden vorzüglich die Biographieen Plutarch's gelesen, nicht in der von dem Autor beliebten vergleichenden Zusammenstellung, sondern in chronologischer Folge, erst die Griechen, dann die Römer; durch Niebuhr's Werk über die römische Geschichte, in das Goethe sich im Jahre 1830 mit großem Interesse hineingelesen hatte, war er wieder zu der Geschichte des Alterthums hingezogen worden. Den zweiten Theil seines Faust las er niemandem, außer seiner Schwiegertochter, vor. Sie leitete in den Jahren 1830 und 1831 die Herausgabe einer originellen weimarischen Zeitschrift, welche dem Tiefurter Journal zu vergleichen war, unter dem Titel Chaos. Soret, Eckermann und Parry, ein in Weimar lebender Engländer, unterstützten sie bei der Redaction. Jeden Sonntag erschien ein Blatt. Nur wer 24 Stunden in Weimar zugebracht hatte, durfte Mitarbeiter und Mitleser des Journals sein; daher wurden nicht mehr als funfzig Exemplare gedruckt und unter die Mitarbeiter vertheilt; Andern durfte es nicht einmal gezeigt werden, und die Namen der Verfasser und Verfasserinnen erfuhr nur Frau von Goethe. Vorzüglich nahmen die in Weimar sich aufhaltenden Fremden, Franzosen und Engländer, daran Theil,

so daß die Beiträge die verschiedensten Sprachen redeten, was der damals eingerissenen Mode entsprach, in Gesellschaften fremde Sprachen zu reden. Obgleich Goethe das Unternehmen nur als einen „dilettantischen Spaß“ ansah, bei dem nichts Großes und Dauerhaftes herauskomme, so freute es ihn doch, daß die Herren und Damen, die oft gar nicht wüßten, was sie mit sich anfangen sollten, einen geistigen Mittelpunct hätten, wodurch sie gegen „den ganz hohlen und nichtigen Klatsch“ geschützt würden, und er selbst lieferte einige Beiträge dazu. [75])

Im Jahre 1830 wurde die Gesammtausgabe seiner Werke mit dem vierzigsten Bande geschlossen, vollständig so wenig, daß sie nach des Dichters Tode noch um zwanzig Bände erweitert ward. Den zweiten Theil des Faust zu vollenden, bot er die letzte productive Kraft auf, die ihm nach der heftigen Erschütterung noch geblieben war. „Es ist keine Kleinigkeit“, schrieb er an Zelter, „das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden.“ Unterm 4. Januar 1831 konnte er Zelter berichten, daß die beiden ersten Acte fertig seien. Die Ausführung des vierten Acts und des noch fehlenden Eingangs zum fünften nahm ihn bis in den Sommer in Anspruch. Er war entschlossen, vor seinem Geburtstag fertig zu werden; denn seit dreißig Jahren, so versicherte er oft, habe er sich zur Geistesthätigkeit, zumal in productiver Hinsicht, nicht so aufgelegt gefunden, wie in diesem Sommer. Unterm 20. Juli meldete er Meyer die Vollendung: „so ist nun ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt.“ Nachdem er seinen nächsten Freunden einige der neuhinzugekommenen Abschnitte der Dichtung mitgetheilt hatte, beschloß er das Manuscript einzusiegeln, damit er sich nicht etwa verleitet fühle, nochmals sein Werk

vorzunehmen und an einzelnen Partieen zu rütteln. Ganz wörtlich ist dies nicht zu verstehen, da er noch im nächstfolgenden Januar einige Aenderungen machte und um diese Zeit seiner Schwiegertochter das Ganze vorlas.

Als Goethe wenige Tage vor seinem Ende eine Mappe seiner Zeichnungen mit Coudray durchging, verweilte dieser mit anhaltender Theilnahme bei einer Landschaft, die den Untergang der Sonne darstellte. „Ja!“ sagte Goethe, ebenfalls ergriffen, „sie ist groß und erhaben, auch wenn sie untersinkt.“ An diese Worte werden wir vorzüglich bei der Betrachtung des zweiten Theils des Faust erinnert. Es ist nicht mehr die klare Sonne der mit voller Kraft des dichterischen Genius geschaffenen ersten Hälfte; aber sie zeigt sich noch herrlich und erhaben in dem ermattenden milden Abendstrahl der letzten Scenen. [76]) Die hohe Idee, aus der die Faustdichtung hervorging — Goethe versichert wiederholt, der ursprünglichen Conception treu geblieben zu sein, was nur ganz allgemein verstanden werden kann — trägt noch alle, auch die späteren Theile; er bezeichnet sie aufs treffendste mit den Worten an Eckermann: „In den Versen: wer immer strebend sich bemüht u. s. w. ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: im Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe.“ Allein diese Idee hüllt sich, anstatt ihrer lebenvollen Erscheinung in den früheren Abtheilungen, mehr und mehr in den Schleier der Allegorie, welche, wie Danzel richtig bemerkt, das nothwendige Endschicksal seiner auf das Wahre gerichteten Dichtungsweise war, indem sie die tiefsten Ideen enthält, die vollständig künstlerisch zu verarbeiten die Kraft oder Zeit nicht mehr ausreichte, die aber als Resultate der concretesten Lebensentwickelung um so mehr nur aus dieser verstanden werden können. Indem er nur diese vor Augen hatte und das Bewußtsein in sich trug, aus den Täuschungen

der Jugend zu immer größerer Einsicht und Geistesklarheit gelangt zu sein, so betrachtete er das Verhältniß der beiden Theile nur aus dem Gesichtspuncte seiner individuellen Entwickelung, deren Phasen er in dieser die ganze Weite des menschlichen Daseins umspannenden Dichtung in den großartigsten Umrissen gezeichnet hatte, und äußerte daher gegen Eckermann: „Der erste Theil ist fast ganz subjectiv; es ist Alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl thun mag. Im zweiten Theile aber ist fast gar nichts Subjectives; es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen.“ Uebrigens brechen auch durch die allegorische Nebelhülle viele hellleuchtende Strahlen der Poesie, und der tiefgedachte Gehalt vermag auch da die Betrachtung zu fesseln, wo er nicht in reiner Schönheit der Form sich darstellt.

Es war des Dichters letztes Vermächtniß. Das volle Bewußtsein seines eigenen über alle Grenzen des Erdenlebens hinausgreifenden und ins Unendliche wirkenden, reichen Daseins schließt sich in Fausts letzten Worten zusammen:

> Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Aeonen untergehn.
> Im Vorgefühl von solchem höchsten Glück
> Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit der Beendigung des Faust sah er sein eigentliches Tagewerk für abgeschlossen an. Die Lebenstage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Zwar ward er von Zelter ermahnt, gleichfalls „die natürliche Tochter“ zu Ende zu führen, aber an diese, erwiderte er, „darf ich gar nicht denken; wie wollt' ich mir das Ungeheure, das da grade bevorsteht, wieder ins Gedächtniß rufen?“ Sein zunächst auszuführender Vor-

satz war, in seiner biographischen Schilderung fortzufahren; denn sein Sinn ruhte mehr und mehr auf dem Vergangenen, und er mußte bekennen (in einem Briefe an W. von Humboldt vom 1. Dec. 1831), daß ihm Alles mehr und mehr historisch werde, ja er sich selbst mehr und mehr geschichtlich erscheine. Der Schilderung Lili's gedachte er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er als die Aristeia bezeichnete, anspielend auf die Ueberschrift der Homerischen Schilderung einzelner Heldenkämpfe. Er nahm das Werk in den Herbsttagen wieder vor, legte es aber bald wieder beiseit, um das Weitere für eine günstigere Stimmung sich vorzubehalten.

Für seinen Geburtstag (es war der letzte seines Lebens) war an mehreren Orten eine festliche Feier vorbereitet. Er glaubte indeß den Weimarer Festlichkeiten ausweichen zu müssen, weil er solche in seinem Alter nicht persönlich mehr abwarten könne, und begab sich am 26. August mit seinen beiden Enkeln nach Ilmenau, um an dem Orte, an den sich viele Erinnerungen bedeutender Lebensmomente knüpften, „nach einer langen Pause des Wiedersehens“ einige Tage im Frieden der Natur zu verleben. Mit großer Freude betrachtete er den Bergbau und die Gewerbthätigkeit des Städtchens, für das er in früheren Jahren viel gethan hatte — „das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt.“ Mit eben diesem sinnigen Rückblick in eine fernliegende Vergangenheit schreibt er an eine befreundete Familie in Frankfurt: „Bei einem außerordentlich schönen, dieses Jahr seltenen Wetter besuchte ich auf neuerrichteten Chausseen die sonst kaum gehbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bei deren Pflanzungen ich vor funfzig Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen haben gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden; anderes weder zu Erwartendes noch zu Ahnendes hatte sich

entfaltet.“ Es waren dreißig Jahre vergangen, seit er jene Gegend zum letztenmal besucht hatte. Er verkehrte viel mit den dortigen Beamten, unter denen der Rentamtmann Mahr ihm durch Theilnahme an mineralogischen Sammlungen besonders werth geworden war. [77])

Am 27. August lud er diesen zu sich in den Wagen, um mit ihm die Straße nach dem Gickelhahn hinanzufahren, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht, für ihn die Stätte der Erinnerung an bewegte Jugendjahre. Als sie am Ende der Fahrstraße ausgestiegen waren, betrachtete Goethe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Thal — und zugleich mit Wehmuth. „Ach“, rief er aus, „hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!“ Wie mit jugendlicher Rüstigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Jagdhäuschen, stieg rasch die Treppe in demselben hinauf, jede Unterstützung seines zuthätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inschrift an der Fensterwand stand, jenem „Nachtliede des Wanderers“, womit er einst mitten im Drange des thätigen Lebens seine Sehnsucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las die friedenhauchenden Worte laut vor sich hin und trocknete sich die reichlich hervordringenden Thränen, die Schlußworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!“ Die waldigen Höhen, über die er oft sein Auge hatte schweifen lassen, überblickte er noch einmal tiefbewegt und schritt dann rasch wieder zurück, noch mehrmals in den wärmsten Ausdrücken der Liebe seines vor ihm dahingeschiedenen Fürsten und Freundes gedenkend.

Durch die Anhänglichkeit der Ilmenauer ward seinem Geburtstage eine sinnig ausgestattete Feier zu Theil. In der Frühe des nächsten Morgens — schon um fünf Uhr war er

an der Arbeit — begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen ein Musikchor von Blasinstrumenten mit dem Choralgesang „Nun danket Alle Gott“, und einige junge Mädchen überreichten ein vom Superintendenten Schmidt verfaßtes Festgedicht, worauf er, sichtlich ergriffen, Allen aufs herzlichste dankte. Heiter und lebendig war seine Unterhaltung bei dem Mittagsmahl, das der Oberjägermeister Geheimrath von Fritsch zu Ehren des Tages veranstaltet hatte. Der Tag schloß mit ergötzlicher Unterhaltung. Musikstücke wurden vorgetragen, und die Bergleute führten ein unter ihnen althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama „der Bergmann und der Bauer“ auf. Sechs Tage, „die schönsten des ganzen Sommers“, verweilte Goethe in Ilmenau und verließ es mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder hier feiern zu wollen. „Wenn ich mich von da zu dir versetze“, schreibt er in heiterer Rückerinnerung in dem nächsten seinem Zelter zugedachten Briefe, in welchem die Munterkeit früherer Jahre wieder sprudelt, „wünscht' ich nichts mehr als dich den großen Contrast zwischen deinen äußern Zuständen und diesem empfinden zu sehen“. Der Freund konnte dagegen von der Feier des Geburtstags in der Berliner Gesellschaft der Dichterfreunde berichten.

Auch aus weiterer Ferne ward dem Dichter ein Zeichen anhänglicher Theilnahme. Von neunzehn Freunden in England, unter denen man die Namen Carlyle, Walter Scott, Wordsworth, Southey und der Redactoren der namhaftesten kritischen Zeitschriften findet, erhielt er ein kostbares Geschenk eingesandt, ein Petschaft, ein Kunstwerk von drei berühmten englischen Goldarbeitern. Das Siegel, ein grüner Jaspis, trägt die Inschrift: „Ohne Rast, doch ohne Hast“, welche einen Stein umgiebt und wieder von einer Schlange im Kreise umschlossen ist; der Stein ist in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Golde gefaßt, der mit einer Menge, zum Theil in

Email ausgeführten Verzierungen bedeckt ist; eingegraben sind die Worte: From Friends in England to the German Master. Ein in Ausdrücken dankbarster Verehrung abgefaßtes Schreiben begleitete das Geschenk [78]). Der Dichter sprach in einem an die Inschrift des Siegels anknüpfenden Gedichte seinen Dank aus.

Den Herbst und Winter verlebte Goethe gesund und in vielseitiger, wenn auch nicht gerade productiver, geistigen Thätigkeit. Im Studium der Botanik, das er seit seinem Dornburger Aufenthalte wieder emsiger betrieben hatte, so daß er 1831 eine neue Ausgabe seiner Erklärung der Metamorphose der Pflanzen mit Soret's französischer Uebersetzung und erweiternden Zusätzen herausgab, verfolgte er aufmerksam die durch von Martius zuerst im Einzelnen nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz unmittelbar mit dem der Metamorphose im Zusammenhang steht, und legte seine Beobachtungen und Ansichten über das Spiralsystem des Pflanzenlebens in einer ausführlichen Abhandlung vor. Die Anerkennung, welche seine Schrift über die Metamorphose in seinen letzten Lebensjahren gefunden hatte, machte ihm große Freude; sowohl diese als der große Sinn, aus welchem seine Naturforschung hervorging, spricht sich in dem letzten „freundlichen Zuruf" in begeisterten ahnungsreichen Worten aus: „Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schlusse nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenze ziehen. Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei; studire ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und Andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter

und weiter. So auch mit der Welt! Liege sie anfang- und endelos vor uns, unbegrenzt sei die Ferne und undurchdringlich die Nähe; es sei so! aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen".

Die Freude, sich mit ausgezeichneten Naturforschern auf gleichem Wege zu befinden, regte auch bei dem Streite Cuvier's und St. Hilaire's seine Theilnahme lebhaft an, indem er in der von dem Letzteren vertretenen Ansicht seine morphologischen Principien wiederfand. In zwei ausführlichen Abhandlungen, deren letzte erst kurz vor seinem Tode abgeschlossen ward, verbreitete er sich, an St. Hilaire's Principes de philosophie zoologique anknüpfend, über die neueren osteologischen Forschungen und zeichnete den Gang derselben in der Charakteristik der namhaftesten Naturhistoriker, durch welche seine Studien gefördert waren. Für die Fortschritte der plastischen Anatomie interessirte er sich sowohl als Anatomiker wie als Kenner der Plastik und richtete deßhalb unterm 4. Februar ein Schreiben an den Geheimrath v. Beuth in Berlin, indem er überzeugt war, daß dort die Mittel und der Wille vorhanden seien, um diese "nationale, ja kosmopolitische" Angelegenheit zu fördern. Mineralogische Sammlungen machten ihm ebenfalls zu schaffen. Er sandte an den Besitzer der Joseph-Müllerschen Sammlung, David Knoll in Karlsbad, am 6. Januar 1832 eine Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Schrift über diese Sammlung, so wie eine Vorrede zu der David-Knollschen Sammlung von Sprudelsteinen [79]). Die Farbenerscheinungen ließ er gleichfalls nicht außer Acht. Mit Eckermann besprach er wiederholt, und noch in den letzten Lebenstagen, eine abermalige Redaction der Farbenlehre. Im Januar und Februar 1832 legte er seinem Freunde Boisserée in einzelnen Aufsätzen seine Theorie des Regenbogens dar. Uebrigens hatte er sich mit meteo-

rologischen Aufzeichnungen in der letzteren Zeit nicht mehr beschäftigt. 1832 wurden die meteorologischen Anstalten im Großherzogthum eingezogen. Goethe bemerkt in der darauf bezüglichen Verordnung an den Vorsteher der Sternwarte: „Wenn man sich bei genauer Untersuchung der seit so vielen Jahren sorgfältig durchgeführten meteorologischen Beobachtungen nicht ohne Zufriedenheit versichern kann, daß für die Wissenschaft dadurch manche Resultate gewonnen sind, deren Anerkennung in der Folge sich von bedeutendem Einflusse erweisen wird, so hat man sich doch auch bei genauester Einsicht überzeugen können, daß fernerhin auf diesem Wege vorerst nichts weiter zu erreichen sei.“

Die Betrachtung seiner Sammlungen [80]) und der zahlreich an ihn eingehenden artistischen Zusendungen war ihm eine der genußreichsten Beschäftigungen in seinen einsamen Stunden. Noch in den letzten Lebenstagen bereitete ihm der Architect Zahn, der beständig über seine italienischen Sammlungen und seine archäologischen Arbeiten mit ihm correspondirte, eine Ueberraschung durch die Uebersendung einer Beschreibung der pompejanischen Casa di Goethe und einer Abzeichnung eines darin aufgefundenen ausgezeichneten Mosaikgemäldes, indem er zugleich in einem dankbaren Schreiben anerkannte, durch Goethes Theilnahme und freundliche Zuschriften Muth zu allen seinen Unternehmungen erhalten zu haben. Goethe äußerte am 11. März gegen Zelter, „man möchte wohl sagen, dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen, und die wenigen, aber gründlichen Freunde hätten daran schon einige Zeit genugsamen Stoff zur Unterhaltung und Erbauung“. Am 10. März richtete er an den jungen Künstler einen langen Brief, worin er mit sinniger Freude bei den neuentdeckten Leistungen antiker Kunst verweilt und die schönen Worte hinzufügt: „Wie sehr es sich auch von

selbst versteht, so darf ich doch nicht unausgesprochen lassen, ja ich muß wiederholen, daß es mir ein durchdringend würdiges Gefühl in meinen hohen Jahren giebt, jüngere Heranwirkende zu sehen, die nicht allein, was ich bisher geleistet, billigen, sondern zugleich empfinden, daß der Weg, auf dem ich unverrückt gewandelt, auch derjenige sei, auf welchem sie prosperiren. Ich war stets aufmerksam auf diejenigen Puncte der Welt-, Kunst- und Culturgeschichte, wo ich mich immer mehr vergewissern konnte, hier sei eine hohe wahre menschliche Bildung zu gewinnen." [81]). Die pompejanischen Gemälde waren der Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit der Großherzogin, als diese am 15. März, wie sie an jedem Donnerstag der Woche pflegte, in den Mittagsstunden zum Besuch bei ihm verweilte. Goethe war diesmal ungemein lebendig; es kamen auch die Tagesereignisse zur Sprache sowie mehrere der neuesten Schriften, unter denen sie ihn auf Salvandy's Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires als auf ein geistreiches Buch aufmerksam machte. Mittags bei Tafel zeigte er sich sehr munter, unterhielt sich besonders mit Meyer über Pompeji und Zahn's Sendungen und nahm noch nachher mehrere Fremde an. Keiner seiner Freunde ahnte, daß dies der letzte heitere Tag seines Lebens sei [82]).

Er hatte sich an diesem Tage, vielleicht beim Hin- und Hergehen von seinem starkgeheizten Studirzimmer (er liebte die Wärme sehr) über die zu den Gesellschaftszimmern des Vorderhauses führende Treppe, eine Erkältung zugezogen. Nach einer unruhigen Nacht fühlte er beim Erwachen am Morgen Beschwerden in der Brust. Als sein "Wölfchen" zur gewohnten Stunde kam, um mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der Hausarzt, Hofrath Vogel, der sogleich gerufen ward, fand den Kranken fieberhaft, dabei auffallend matt und resignirt. Doch trat schon gegen Abend

Besserung ein; der Kopf wurde freier, das Gemüth heiterer. Riemer war in den Abendstunden bei ihm, mit dem er sich über Sprachstudien unterhielt. In den nächsten Tagen schritt die Genesung vor; er war sehr gesprächig und zum Scherz aufgelegt. Wenn das Datum genau ist, so dictirte oder schloß er doch am 17. einen gehaltvollen Brief an Wilhelm v. Humboldt, unstreitig die letzte Zuschrift, die von ihm ausgegangen ist. Am Montag konnte er den ganzen Tag außer Bett sein und drückte seine Freude aus, daß er am nächsten Tage sein gewohntes Tagewerk wieder vornehmen könne.

Im Gespräche mit Vogel kam er auf die öffentlichen Anstalten zurück, deren Leitung sie gemeinschaftlich führten, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Pläne im Zusammenhange mit. „Wer ihn da“ — fügt Vogel hinzu — „so wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte...., wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antriebe und Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf: der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verleumdung oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne.“ Beide ahneten in jenen Augenblicken nicht, daß dieses Gespräch seine letzten amtlichen Verfügungen enthielt; sie schieden, wie Vogel sich ausdrückt, „froh, daß ein Leiden überstanden sei“.

In der Nacht vom 19. zum 20. März nahm die Krankheit plötzlich eine andere Gestalt an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Gleichwohl

erlaubte er dem Bedienten nicht, seine Familie und den Arzt zu benachrichtigen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.“ Als Dr. Vogel am Morgen kam, fand er den Zustand sehr bedenklich und befürchtete, der Kranke werde kaum noch eine Stunde leben. Schmerz und Unruhe trieben ihn bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu finden hoffte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Todesangst sprach aus Blick und Mienen; er fürchtete wieder einen Lungenblutsturz. Es gelang dem Arzte die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen, wenn auch bald die Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn zu retten. Er blieb auf dem bequemen Lehnstuhl, in welchem sich die große Angst zuerst gelegt hatte, und sprach jetzt mit Ruhe und Besonnenheit. Es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß eine Remuneration, für welche er sich angelegentlich verwendet hatte, durch ein im Laufe des Tages eingegangenes Rescript der Regierung bewilligt sei. Mit zitternder Hand unterzeichnete er noch eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge weimarische Künstlerin, für die er stets väterlich gesorgt hatte. Bei dieser seiner letzten Amtshandlung schrieb er seinen Namen zum letzten Mal. Das Blatt wird auf der großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt.

Am nächsten Tage fühlte Goethe wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit; aber die Symptome der Auflösung nahmen besonders nach Mittage immer mehr zu. Ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich auf einzelne Fragen, die man an ihn richtete, und seine Geistesthätigkeit erlosch erst mit dem letzten Lebenshauche. Er ließ sich von dem Bedienten Salvandy's Buch bringen und einen Tisch hinstellen, fühlte sich aber, nachdem er im Buche hin und her geblättert, zu schwach zum Lesen und legte es wieder hin. Es ward zufällig an diesem Tage das für ihn schon lange be-

stimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, der Gemahlin des französischen Gesandten am großherzoglichen Hofe, von Eisenach her eingesandt. Der Arzt erlaubte, es dem Kranken zu zeigen, weil es ihn erheitern würde. Nachdem Goethe das Bildniß mit Vergnügen eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat.“ Er wollte zur Gegengabe einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Portraits zurücksenden und fügte hinzu, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er darunter schreiben wolle, sobald er wieder hergestellt sei. Mehrmals sprach er sein Bedauern aus, seine Freunde nicht empfangen zu können. Spät Abends ließ er sich das Verzeichniß der Namen derer geben, die sich im Laufe des Tages nach seinem Gesundheitszustande erkundigt hatten, und nachdem er beim Durchlesen lange verweilt, bemerkte er, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er verlangte, daß die Seinigen sich zur Ruhe begäben. Zu seinem Copiisten John, der die Nacht bei ihm wachte, während er seinen von der Anstrengung erschöpften Bedienten in dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen hieß — er selbst blieb in seinem Lehnstuhl — sagte er in der Nacht einigemal: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern.“ Diese letzten Aeußerungen sind verschieden gedeutet worden. Nach der Ansicht des Arztes hatte Goethe kein Vorgefühl seines nahen Scheidens, sondern gab vielmehr die deutlichsten Beweise von Hoffnung auf Genesung. Zu seiner Schwiegertochter sagte er noch an seinem Todestage, der April bringe auch manche schöne Tage; dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich in seinem Lehnstuhl aufrichten und that einige Schritte nach seinem Studirzimmer; dann ging er wieder, sich sehr matt fühlend, zu seinem Sitz zurück. Im Krankenzimmer waren außer den

hülfeleistenden Bedienten nur die Schwiegertochter, die Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie, sich neben ihn zu setzen, und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Die Freunde ließ man nicht zu ihm; selbst den Besuch des Großherzogs glaubte der Arzt nicht mehr gestatten zu dürfen. Einige Male ließ sich der Kranke noch aufrichten, um zu seinem Arbeitszimmer zu gehen, sank aber bald wieder zurück.

Bisweilen phantasirte er; einmal stand er in einer Fieberphantasie auf und, über die Thürschwelle schreitend, sprach er, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah: „was betastet ihr meinen Schiller, meinen Geliebten? warum liegen seine Briefblätter da zerstreut umher?“ Im leichten Schlummer spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht“, sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen, weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde.“ Als er erwachte, verlangte er nach einer Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision glaubte vor sich gesehen zu haben. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher, die Kraft der Sinne nahm ab. Zum Bedienten sagte er: macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme. Dies sollen die letzten verständlichen Worte gewesen sein. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann, so wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Kniee gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied Dr. Vogel einige Male den Buchstaben W und Interpunctionszeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, daß es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entrissen sei.

Der Genius des Lebens schien noch lange über der geliebten Gestalt zu wachen; auf dem Gesichte war „Hoheit

und heitere Würde.“ „Ein vollkommener Mensch“, sagt Eckermann, als er an dem Todtenlager gestanden, „lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen.“ Der Sarg, der sie aufzunehmen bestimmt war, wurde nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als die Ueberreste Schiller's in der Fürstengruft eine Stelle erhielten. Neben seinem Geistesgenossen, neben dem edlen Fürstenpaar Karl August und Luise, unvergänglichen Andenkens, ward er in eben dieser Gruft am 26. März feierlichst beigesetzt. Ein Chor sang die Zelter'sche Composition des Goethe'schen Logengedichts: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige“; Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede. [83]) Erst am folgenden Tage ward das Theater wieder mit Goethe's Tasso eröffnet. Der Hof und der gebildetste Theil des Publicums war in Trauerkleidern erschienen. Die Stelle „wer weint nicht, wenn das Unsterbliche vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist“ erregte eine leidenschaftliche Rührung. In einem höheren Sinne war jedoch die Vorführung der unsterblichen Dichtung gleichsam ein Symbol, daß der Genius, über dem Grabe sich verklärend, wieder mit neuem unvergänglichem Leben den kommenden Jahrhunderten angehört.

Was bei der Todeskunde die edelsten Geister unserer Nation empfanden, war nicht sowohl die Trauer um die Vollendung des Einzeldaseins, das den Kreis seiner irdischen Bestimmung vollständig durchmessen hatte, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß mit Goethe's Scheiden die glanzvollste Periode unserer Literatur ihren letzten Abschluß erhalten habe. Diesem Gefühl hat Schelling in den wenigen Worten, die er am Tage nach erhaltener Nachricht von Goethe's Tode in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München sprach, den treffendsten Ausdruck gegeben:

„Es giebt Zeiten, in welcher Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet — nicht die deutsche Literatur bloß — Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, woran es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe — lebte“.

Schon erhebt uns jedoch über die elegische Betrachtung das Bewußtsein, daß der Genius des großen Mannes in steigender Wirksamkeit dauernd seiner Nation angehört, daß er mehr und mehr in ihr geistiges Leben übergegangen ist und in tausend Adern belebend unsere gesammte Bildung durchdringt. Noch richtet das nachwachsende Geschlecht in weithin gereihter Kette an ihm die Blicke empor, um in den wechselnden Strömungen der Zeit Muth und Kraft zu freiem, reinem Streben zu gewinnen und zu stärken; noch leuchten seine unvergänglichen Werke wie Sternbilder allen denen entgegen, welche mit der Weihe der Begeisterung ihre Fahrt zu den heiligen Hainen der Poesie und Wissenschaft lenken.

# Anmerkungen.

1) S. darüber A. Schöll zu Goethe's Briefen an Fr. v. Stein, III. S. 292.

2) Vgl. Tischbein's Brief an Lavater vom 9. Decbr. 1786. Näheres über das Portrait Goethe's s. in den Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe rc. hgg. von K. Wagner, S. 273 f.

3) Ueber K. Ph. Moritz s. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch, 5. Jahrg. 1847. S. 3—71.

4) Zu Goethe's Schilderung des zweiten Aufenthalts in Rom vgl. W. v. Humboldt's Beurtheilung in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1830. S. 353 ff.

5) Ueber die Verbindung mit Christiane Vulpius s. die möglichst schonende, doch im Factischen wahrheitstreue Darstellung in Riemer's Mittheilungen I. S. 354 ff. „häuslicher Zustand". Minder rücksichtsvoll äußert sich J. W. K. Ludecus in dem anonym erschienenen Schriftchen „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen", der jedoch einräumt, daß die Vulpius das Hauswesen Goethe's ordentlich besorgt, keine Ansprüche gemacht und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe. Daß sie selbst Goethe veranlaßt habe, sich nicht früher mit ihr trauen zu lassen, ist wohl eine unerwiesene Behauptung Stahr's (in „Weimar und Jena" 1852). Einen Beitrag zu unparteiischer Beurtheilung ihrer Persönlichkeit liefern: Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer, aus den Jahren 1800 bis 1831. Leipzig 1856.

[6]) Das römische Carneval erschien zuerst einzeln, Weimar und Gotha 1789, 4. mit 20 illuminirten Kupfertafeln (nach Schütz' Zeichnungen von Kraus radirt und illuminirt). Diese Ausgabe ist sehr selten geworden. Ueber das Schicksal der Schrift über die Metamorphose der Pflanzen s. Goethe's ausführlichen Bericht in der „Geschichte meines botanischen Studiums".

[7]) Unter der Aufschrift Auszüge aus einem Reisejournal erschienen im Deutschen Merkur von 1788 im Octoberheft: 1. Rosaliens Heiligthum. 2. Zur Theorie der bildenden Künste. 3. Stundenmaß der Italiener. Im Novemberheft: 4. Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt. 5. Neapel. Lazaroni. 6. Lebensgenuß des Volks in und um Neapel. Im Februarheft 1789: 7. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl. 8. Von Arabesken. 9. Naturlehre. — Ueber Marc-Anton. Im März: Volksgesang. Venedig. Rom. Ritornelli. Vaudevilles. Romanzen. Geistliches dialogisirtes Lied. Die Tarantella. 10. Naturlehre. Antwort. Ankündigung des „Römischen Carneval". Im December: Ueber Christus und die zwölf Apostel nach Rafael von M. Anton, copirt von Langer.

[8]) Meine Ansicht über die venetianischen Epigramme habe ich näher begründet in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolfsohn, 1. Jahrgg. 1851. S. 286—290 (wo S. 289. Z. 2. v. u. „Vaterfreuden" zu lesen ist). Den Brief an Frau von Kalb s. in: Charl. von Kalb ꝛc. von Ernst Köpke, 1852, S. 110 ff. An der metrischen Correctheit der Epigramme und Elegieen haben Knebel und A. W. Schlegel Antheil (s. Briefe Schiller's u. Goethe's an A. W. Schlegel, 1846.), wogegen Goethe an Knebel's Uebersetzung des Properz besserte.

[9]) Aus Goethe's Aufenthalt in Schlesien möge hier noch ein charakteristischer Vorfall erzählt werden, der mir von zuverlässiger Hand mitgetheilt ist. Während einer Feuersbrunst in Breslau trat mitten unter die mit dem Löschen Beschäftigten ein Mann in langem Ueberrock, der durch seine imponirende Gestalt und kräftig gebietende Stimme sich bald der Leitung des Löschdienstes bemächtigte. Niemand kannte ihn. Nachher erfuhr man, daß es Goethe gewesen sei.

[10]) Ueber den Gang dieser und der im weiteren Verfolg besprochenen wissenschaftlichen Studien s. Goethe's Aufsatz „Einwir-

kung der neueren Philosophie“ und die „Confession des Verfassers“ am Schlusse der Geschichte der Farbenlehre.

[11]) Vgl. Anmerk. 41.

[12]) Ueber Goethe's politische Ansichten und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit s. Düntzer in den Studien ꝛc. S. I—LXXVII. und die umsichtig zusammengestellten schriftlichen und mündlichen Aeußerungen Goethe's in der Schrift: Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß, 1853 (Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner).

[13]) Ueber den Entwurf dieses Romans vgl. Düntzer a. a. O. S. 1—12.

[14]) Ueber das Denkmal bei Igel s. Goethe's Aufsatz in den Werken. Ausg. l. H. Bd. 44. S. 180 ff.

[15]) Ueber Goethe's Verdienste um die vergleichende Anatomie s. eine Abhandlung von A. A. Barthold. Göttingen 1849.

[16]) Die zuverlässigsten Angaben, so kurz sie auch sind, findet man in Schiller's Briefen an Körner (1847. 4 Thle.). Goethe's spätgeschriebener Aufsatz erste Bekanntschaft mit Schiller enthält einige Gedächtnißfehler, namentlich den, daß die vorangehenden Berührungen in Weimar und Jena ganz geläugnet werden, da doch z. B. Goethe auf der Rückreise von Dresden bei Schiller einkehrte und mit ihm philosophische Unterhaltungen hatte, die ihm gerade beweisen mochten, daß der Zeitpunct für ein innigeres Aneinanderschließen noch nicht gekommen sei. Auch ist dort die Abneigung gegen Schiller's Jugendwerke zu sehr in den Vordergrund geschoben.

[17]) Die Hauptquelle ist für das Folgende: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ꝛc. 1828. 29. 6 Bde., zweite nach den Original-Handschriften vermehrte Ausg. 1856. 2 Thle.; ferner Goethe's „Annalen“ oder „Tags- und Jahreshefte“, welche von diesem Zeitpuncte an mit größerer Ausführlichkeit verfaßt sind.

[18]) Das Register am Schlusse des Jahrgangs der Horen nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer, eben so Schiller in dem Briefe an Körner vom 19. Oct. 1795.

[19]) Ueber die Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie über das damit verbundene „Märchen“ s. Düntzer a. a. O. S. 13 ff., der die Ansicht aufstellt, das „Märchen“ suche den Grundgedanken durch-

zuführen, daß die echte Freiheit nur unter einer weisen Regierung gedeihen könne. Eine völlig abweichende Ansicht wird in dem Buche: Historische Studien von Clemens Friedr. Meyer, 1. Thl. Mitau, 1851, zu begründen gesucht, deren Resultat auf Folgendes hinauskommt: „Am Anfange war die Menschheit (Fluß) in niederm Materialismus (das Reich der Könige) versunken; Poesie (Lilie) und die Ideen eines höhern Realismus waren ihr unerreichbar. Da erwacht die Sehnsucht (Irrlichter) nach der Poesie. Durch ihre Berührung hört das materielle Dasein auf, ein neues Leben der Phantasie wird durch sie erweckt. Dies macht die Menschheit unter Leitung des Verstandes (der Alte) fähig, die Ideen einer höhern Wirklichkeit in sich aufzunehmen, welche von nun an die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt.

[20]) Ueber Goethe's Antheil an den Xenien und überhaupt an den Epigrammen des Musenalmanachs s. meinen Aufsatz in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch auf 1846, S. 447 ff. Die vollständigste Erläuterung der Xenien und die beinahe erschöpfende Nachweisung über Alles, was in Beziehung zu den Goethe-Schiller'schen Epigrammen steht, giebt das gründliche Werk von Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampf, 1851. 2 Theile; wichtige Notizen zur Berichtigung und Ergänzung giebt: Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und hgg. von W. v. Maltzahn, 1856.

[21]) Nach Böttiger's Relation soll auch Knebel damals geäußert haben: „Ich sehe diese Leute noch von aller ehrlichen Gesellschaft verbannt.“ Dagegen lesen wir in Knebel's Briefen die Worte: „Es ist ein heiliges Geschäft, die Thoren zu züchtigen, zumalen wer, wie Du, die Geißel von Apollo dazu erhalten hat. Du hast ein Theseisches Werk bestanden, und obwohl die Ungeheuer Gift und Galle schäumen werden, so wird sie doch schadlos zur Erde fallen.“ Da Knebel keiner von den Doppelzüngigen war, so ist dies einmal ein recht handgreiflicher Beweis, wie viel auf Böttiger's Berichte zu geben ist.

[22]) Der Stoff von Hermann und Dorothea ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten“, 1732, wieder abgedruckt in: Göcking's vollkommener Emigrationsgeschichte der aus Salzburg

vertriebenen Lutheraner, 1734; vgl. Yxem in v. d. Hagen's Neuem Jahrb. für deutsche Sprache und Alterthumskunde, 1836, II. 2. S. 98 ff. 137 ff. Burmeister in Viehoff's Archiv für das Studium der neuern Sprachen, I. 1. S. 257 ff.

[23]) Ueber den Entwurf des epischen Gedichts „die Jagd" s. Düntzer a. a. O. S. 47 ff.

[24]) Erst nach Goethe's Tode unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797" unter den nachgelassenen Schriften herausgegeben.

[25]) Zu ihrem Andenken erschien 1836 die kleine Schrift: Euphrosyne, Leben und Denkmal (von Musculus). Sie hatte die Rolle der Euphrosyne in dem tragikomischen Märchen „das Petermännchen" gespielt. Eine ihrer letzten Partieen war Afanasia in „Graf Benjowsky", worin sie nach langer schwerer Krankheit vom Publicum mit stürmischem Applaus empfangen ward; ihre Genesung war indeß von kurzer Dauer. Ueber ihren Tod war eine allgemeine Trauer in Weimar. Am 29. September ward auf dem Theater eine Todtenfeier veranstaltet, und zu ihrem Andenken ein kleines, trefflich ausgeführtes Denkmal im Weimarer Park errichtet, das später in den Garten der Gesellschaft „Erholung" versetzt worden ist.

[26]) Das Verhältniß der Schiller'schen Dichtung zu den Schriften des Abraham a Sancta Clara erläutern die Auszüge aus den letzteren in Wachsmuth's historischen Darstellungen, 1831. II. S. 83 ff. und in dessen Schrift: Weimars Musenhof S. 132 ff. Einen der „Pinselstriche" Goethe's erfahren wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann; er schob, um nichts unmotivirt zu lassen, die Verse ein:

Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

[27]) Die ergötzlichen Einzelheiten bei der Abfassung und Aufführung von Paläophron und Neoterpe s. im Weimar-Album: „die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen", S. 125 ff.

[28]) Ueber die Verhinderung der Aufführung der Jungfrau s. die Briefe Karl August's im literarischen Nachlaß der Frau v. Wolzogen, Thl. 1. S. 449—456, und über Goethe's Bemühen die Sache geheim zu halten, S. 260 f.

[29]) Das „Taschenbuch auf das Jahr 1804, hgg. von Wieland und Goethe“ (Tübingen b. Cotta) enthielt zuerst, neben anderm Lyrischen Goethe's, „der Geselligkeit gewidmete Lieder.“

[30]) Ueber die Kotzebue'sche Demonstration s. außer Goethe's Bericht in den Annalen: Falk, Goethe aus näherm persönlichen Umgange ꝛc. S. 176—198, welcher nach Riemer's Urtheil in diesem Falle gute Quellen gehabt hat, und Ludecus in der angef. Schrift S. 72 ff., wo sich auch Kotzebue's Brief an Kirms über die in den Kleinstädtern gestrichenen Stellen findet (S. 76—78). (Die von Goethe als anzüglich gestrichenen Stellen hat Kotzebue später beim Abdruck des Stückes größtentheils weggelassen.) Goethe's Verhältniß zu Kotzebue und Böttiger bespricht des Weiteren Riemer in den Mittheilungen ꝛc. I. S. 325—339.

[31]) Vgl. einen Aufsatz von Danzel: Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann, in den Blätt. f. liter. Unterh. 1846. No. 282—289 und in dessen ges. Aufsätzen, 1855, S. 118 ff. — Die Verfasser der Aufsätze in den Propyläen wurden Eckermann von Heinrich Meyer folgendermaßen angegeben (s. Morgenblatt 1842. No. 62): Thl. I. 3. 5. 6. 8. 9. von Meyer; Thl. II. 1. 2. 5. 7. von Meyer; 3. 4. von Goethe mit Meyer; Thl. III. 2. 3. 4. 5. von W. von Humboldt; 1. 6. 8. 9. 10. 13. von Meyer; 7. 11. 14 a. b. d. e. von Goethe mit Meyer; 14 c. von Schiller; 15. von Goethe mit Schiller. Alle übrigen Nummern von Goethe allein; nur diese sind in seine Werke aufgenommen.

[32]) Ueber den Bau des Lauchstädter Theaters und die damit verbundenen Unterhandlungen s. Ludecus a. a. O., besonders die Schilderung der Eröffnung S. 38 ff.; Bad Lauchstädt, sonst und jetzt, von Krieg, 1848, S. 74 ff. Weimar und Lauchstädt von Lothholz im Weim. Sonntagsbl. 1856. No. 10.

[33]) Höchst beachtenswerth ist, wie sich Goethe in einem zufälligen Gespräch während seines Besuchs bei dem Herrn von Hagen im Jahre 1805 über Herder's Religionsunterricht aussprach (aufgezeichnet in: Waitz' Rückblick eines evangelischen Predigers ꝛc. auf mehr als funfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre, Halberstadt 1841): „Ich habe bei dieser Gelegenheit selbst zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses im Menschen, im Zwiespalte und in Mischung, war die Grundlage.

Dann folgte die Lehre von des Menschen Freiheit und Sittlichkeit als Bestimmung und seine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlösung und Beseligung dargethan und diese als in Jesu erschienen, nachgewiesen. Was mir dabei sehr gefiel, war, daß Alles dem Confirmanden so hingehalten und überall so klar dargestellt wurde, daß er immer selbst das Rechte erkennen und bei sich feststellen konnte. Es war eine Vollständigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall stand die Frage vor ihm, ob er dem Lichte oder der Finsterniß angehören wollte.«

[34]) Ueber die Schicksale der Handschrift und der Ausgaben des französischen Textes ist ein Aufsatz Goethe's nachzulesen: Bd. XLVI. S. 67—88 (Ausg. in 60 Bden.) oder Bd. XXIX. S. 367—382 (Ausg. in 40 Bden).

[35]) Zu den Quellen der Biographie Goethe's tritt jetzt hinzu: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgeg. von F. W. Riemer, 1833. 34. 6 Thle., ergiebiger erst seit 1814. Wer als Biograph Goethe's in dieser Wasserfluth die Taucherkünste unendliche Male hat wiederholen müssen, um das Goethe'sche Gold heraufzuholen, wird das Bild Rückert's sehr treffend finden, wenn er in Bezug darauf Goethe dem König von Thule vergleicht.

[36]) Ueber Goethe's Verhältniß zu F. A. Wolf s. einen Vortrag Hertzberg's, abgedruckt in den Verhandlungen der 14. Versammlung deutscher Philologen ꝛc. in Altenburg. 1855. S. 148 ff. — Schwabe behauptet in seinen Nachrichten von Schiller's Begräbniß, es sei eine »notorisch bekannte« Thatsache, daß Goethe bei Schiller's Verscheiden krank war und seinen Tod erst **nach** der Beerdigung erfuhr. Mit dem Letzteren lassen sich jedoch die übrigen Berichte nicht vereinigen, wenn wir auch die Aeußerungen, die Falk ihm in den Mund legt, unter die Erdichtungen rechnen.

[37]) S. »Mittheilungen über Goethe und Schiller« in den Briefen von Heinrich Voß, hgg. von Abr. Voß, 1834.

[38]) Ueber die **Einnahme Weimar's** vgl. vornehmlich die anziehenden »Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813, von F. H. v. Müller, hgg. von A. Schöll, 1851«; einige Notizen haben Falk und Böttiger (lit. Zustände ꝛc. II. 264 ff.), der Fernow's Bericht über sein Gespräch mit Goethe mittheilt, sowie Joh. Schopen-

hauer (Jugendleben und Wanderbilder. 2 Bde. Hgg. von ihrer Tochter, 1839). Riemer nennt statt Augereau irrthümlich den Marschall Ney.

[39]) S. einen Aufsatz von Stephan Schütze: Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, im Weimar-Album S. 185 ff.

[40]) Die Abdrücke dieses biographischen Aufsatzes wurden dem Oberconsistorium zu Weimar mit folgendem (bisher ungedruckten) Schreiben zugefertigt:

V. G. G. Karl August, Herzog ꝛc.
Beste, Würdige und Hochgelehrte, Räthe!
Liebe Andächtige und Getreue!

Wir haben über die Personalien und Lebensumstände Unserer verablebten Frau Mutter Gnaden beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnißfeier verfassen lassen und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollet nach der zu haltenden Gedächtnißpredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Lande also verlesen lassen, daß die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen und die Vorlesung dadurch nicht unterbrochen werde. An dem geschieht Unsere Meinung, und Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Weimar, den 13. April 1807.

In der Ausgabe der Werke ist daher dieser Aufsatz unpassend als eine Rede Goethe's betitelt. — Die Herzogin Amalie starb am 10. April, Nachmittags $3^1/_2$ Uhr. In der Ausgabe in 60 Bden. (XXII. S. 231) ist ein Druckfehler, den die neuesten Ausgaben verbessert haben. Der Trauergottesdienst fand am 19. April statt.

[41]) Die ausführlichste Vertheidigung und Ergänzung erhält Goethe's Farbenlehre in der Schrift von Arthur Schopenhauer, einem ihm persönlich sehr werthen Schüler: „Ueber das Sehen und die Farben“ 1816. 2. verb. und vermehrte Aufl. 1854, und in Grävell's: „Goethe im Recht gegen Newton“, 1857. Ueber Döbereiner's Theilnahme s. Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner, hgg. von Oskar Schade, 1856.

[42]) Ueber Goethe's Aufenthalt in den böhmischen Bädern, s. Guhrauer, „Goethe in Karlsbad“ in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolffsohn, 1851. S. 105 ff. 201 ff. Manche werth-

volle Notizen giebt das Buch: Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, 1853.

[43]) Ueber sein Leben s. Guhrauer in Raumer's histor. Taschenbuch. Neue Folge. VII. Jahrg. 1846. S. 189—275.

[44]) Briefwechsel zwischen v. Goethe und v. Reinhard, 1850. Kanzler v. Müller wollte schon früher diese Briefe, welche er im Goethe'schen Archiv hervorgesucht hatte, nebst einem Leben und einer Charakteristik des Grafen Reinhard herausgeben. Die Dreitheiligkeit des Honorars ward aber nur von dem Sohne Reinhard's, nicht von den Goethe'schen Erben, die es als eine Entwendung ansahen, zugestanden, daher mußte das Buch ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. S. Schöll in der Vorrede zu v. Müller's Denkwürdigkeiten rc.

[45]) Vgl. „Ueber Goethe's Fragment einer Tragödie", Grenzboten. 1857. No. 26. S. 481—492. Bedeutende Stellen über seine Verehrung Calderon's findet man in dem Buche: Aus dem Leben von J. D. Gries, 1855.

[46]) Vollständig abgedruckt in Boas' Nachträgen zu Goethe's sämmtlichen Werken, Thl. 2. S. 9—124.

[47]) Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Goethe'sche Charade mit dem wirklichen Namen der Geliebten liebetändelt; eine unbegreifliche Anmaßung ist es, daß Bettine die Charade auf sich hat beziehen können. Um den Knoten zu lösen, versucht Guhrauer, der auch an andern Stellen dem Briefwechsel mit einem Kinde zu viel biographische Glaubwürdigkeit beimißt, eine allegorische Deutung; „wenn ich recht gerathen habe", sagt er a. a. O. S. 202, „Herz und Geist in ihrer Vereinigung", was am wenigsten zu Bettinens Lesart „an schön beschloss'nen Tagen" passen würde. Eckermann löste mir die Zweifel durch die mündliche Mittheilung, daß die Sonette sich auf Minna Herzlieb in Jena bezögen, was ich in der ersten Auflage bekannt machte. Seitdem ist dies von Andern als eine ganz neue Entdeckung wiedererzählt. Ich bemerke dies für viele ähnliche Fälle, wo es scheinen könnte, als hätte ich mir Fremdes angeeignet, während ich nur die Worte der ersten Auflage wiederhole. So findet z. B. J. E. Knetschke (Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, 1858) eine Behauptung Kühne's sehr glaublich, nämlich daß die Marquise

Branconi das Urbild der Gräfin Leonore im Tasso sei (Corona Schröter, wie Eckardt deutet, ist es auf keinen Fall), und doch adoptirte der Hr. Redacteur der Europa nur eine von mir aufgestellte Vermuthung. Ich bin es mir schuldig, dies ausdrücklich in Bezug auf Lewes' Leben Goethe's hervorzuheben, damit man nicht übereinstimmende Stellen für Entlehnungen aus seinem Werke halte.

48) Ueber Goethe's Pandora s. Düntzers Schrift: Goethe's Prometheus und Pandora, 1850, S. 60 ff.

49) Die ausführlichste und getreueste Schilderung der Audienzen in Erfurt und Weimar geben von Müller's Denkwürdigkeiten 2c. Einige Notizen über die letztere Unterredung giebt Thiers in der histoire du consulat et de l'empire. IX. 262 sq., vielleicht nach Talleyrand's Aufzeichnungen; denn in einem später anzuführenden Aufsatze Soret's findet sich die Bemerkung: „Le prince de Talleyrand en a conservé dans ses mémoires encore inédits plusieurs détails". Vgl. S. Sklower, entrevue de Napoléon et de Goethe, 1853. S. über jene Vorgänge in und um Weimar die Memoiren von Müffling, hgg. von seinem Sohne. 1851.

50) Ueber Goethe's Verhältniß zu diesem Fürsten s. Falk a. a. O. S. 163 ff., dessen Bericht nach Riemer's Versicherung mit Goethe's mündlichen Aeußerungen übereinstimmt.

51) S. das Leben des Freih. von Stein, von Pertz, III. S. 374.

52) S. Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden, 1847. S. 119 ff. — Ungeachtet Goethe's kühler Beurtheilung der politischen Vorgänge nach der Befreiungszeit konnten ihm doch die jungen patriotischen Schwärmer in ihrem Enthusiasmus höchst liebenswürdig erscheinen. „So erzählte er" — berichtet Frommann — „eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student besucht habe, schilderte, wie nur er und auch nur mündlich schildern konnte, wie diesem unter den schwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerlei redlich gemeintes, aber überspanntes Zeug vorgeredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: lieber Junge, sei nur nicht so dumm!"

53) Ueber seinen Verkehr mit Goethe berichtet v. Leonhard in dem Werke: Aus unserer Zeit in meinem Leben. 1854. 2 Bde.

— Ueber Goethe's Zusammensein mit dem Minister von Stein s. Stein's Leben von Pertz. IV. S. 418 f.

[54]) Ueber das Blücherdenkmal und Goethe's Antheil daran s. Schadow, Kunstwerke und Kunstansichten, 1849. (Goethe's Anmerkungen und Briefe, das Standbild betreffend, S. 176—184; die Beschreibung des Denkmals, S. 184—186.). Vgl. Goethe's Aufsätze in den Werken, XXXIX. S. 297—303; XLIV. S. 50—53. (Ausg. in 60 Bden.)

[55]) So berichtet Soret in der Notice sur Goethe, dem Besten, was in französischer Sprache über den Dichter geschrieben ist: Bibliothèque universelle des sciences, belles-lettres et arts. 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113—147; 262—288.

[56]) Durch abschriftliche Mittheilung meines Freundes, des Herrn Hofrath Sauppe in Göttingen, bin ich im Stande, die bei dieser Feierlichkeit von Goethe gehaltene Rede hier in wörtlichem Abdrucke folgen zu lassen:

Durchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämmtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu Statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Ueberzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für Andere als für sich selbst gelebt, für Andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Theilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mittheilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihro K. H. nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihro erste Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Theil zu gönnen. Aelteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde theilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Uebel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmuth aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken ertheilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der Edle genannt. Und doch wohl deßwegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleite. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und

Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben, und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

Goethe begleitete die Mittheilnng der Abschrift der obigen Rede an den Staatsminister von Voigt mit folgendem Schreiben:

Ew. Excellenz

auch für meinen Theil für die gestrigen schönen und ehrenvollen Stunden höchlich dankbar, übersende die wenigen von mir gesprochenen Worte. Leider konnt' ich sie, da mir die Veranlassung so spät gegeben wurde, vor der Feierlichkeit nicht vorlegen. Gegenwärtig geschieht es auf Veranlassung des Kanzlers Müller und Bertuch's; eine Relation der Feierlichkeit sowie des Gesprochenen soll, wie sie sagen, gedruckt werden. Ob sich meine Worte dazu qualificiren, überlasse Ihrer Beurtheilung. Darf ich mir dagegen das von Ew. Excellenz Gesprochene und das Gedicht, von welchem wir nur den Schluß gehört, gehorsamst ausbitten.

Weimar, den 31. Januar 1816. G.

[57]) Hinsichtlich der amtlichen Wirksamkeit Goethe's, besonders in seinen letzten Lebensjahren, findet man detaillirte Berichte nebst einer Menge von Actenstücken und Briefen in: Goethe in amtlichen Verhältuissen 2c. von seinem letzten Amtsgehülfen Dr. C. Vogel, 1834.

[58]) Goethe's Gutachten ist abgedruckt in Düntzer's Studien 2c. S. 375—385.

[59]) Ich bin in dieser Erzählung einer Aufzeichnung Sauppe's gefolgt. Nach Laube (in den „Reisenovellen") wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt.

[60]) Eckermann's Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1836. 48. 3 Theile, gehören bekanntlich zu den werthvollsten Beiträgen zur Charakteristik des Dichters, besonders seiner letzten Lebensepoche. Der 3. Theil enthält auch Auszüge aus Soret's Aufzeichnungen in deutscher Uebersetzung, von denen sich schon ein Theil in dessen Notice sur Goethe findet. Wo ich im Ausdrucke von Eckermann abweiche, habe ich den in manchen Einzelnheiten vollständigeren französischen Text vor Augen gehabt.

[61]) Ueber Goethe's Verhältniß zu Lord Byron berichtet Medwin in den Conversations of Lord Byron (London, 1824) und Goethe in dem bekannten Aufsatze.

[62]) S. Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, hgg. und eingeleitet von H. Düntzer, 1853.

[63]) Goethe's religiösen Standpunct, vornehmlich in dem vorzugsweise zu berücksichtigenden letzten Abschnitt seines Lebens, erläutert die kleine Schrift von L. von Lancizolle: Ueber Goethe's Verhältniß zu Religion und Christenthum, Berlin, 1855; Bunsen in: „die Zeichen der Zeit". 10. Brief, mit besonderer Beziehung auf den Entwurf des Oratoriums.

[64]) Zu Eckermann's Notizen (I. 70. 91; III. 21—30) sind einige Nachträge gegeben von Guhrauer, Goethe in Karlsbad a. a. O. S. 210. 11. Ulrike von Lewezow blieb unverheirathet und lebt jetzt mit ihrer Mutter, einer Gräfin von Cleversberg, in Wien.

[65]) S. „Weimars Jubelfest". Weimar, 1825.

[66]) S. „Goethe's goldener Jubeltag". Weimar 1826, worin auch die einzelnen an Goethe gerichteten Beglückwünschungsschreiben, Reden und Gedichte nebst seinen Antwortschreiben an die jenaischen Facultäten abgedruckt sind. — Das von Falk (Goethe im näheren persönlichen Umgang dargestellt, S. 219) mitgetheilte Gedicht „Vermächtniß an die jüngere Nachwelt", angeblich zur Zeit der Jubelfeier gedichtet, muß ich bei näherer Betrachtung für untergeschoben halten.

[67]) S. Eckermann's Gespräche. III. S. 176.

[68]) Goethe's Briefe an Graf Brühl s. in den Briefen von und an Goethe, hgg. von Riemer, S. 155 ff., wo auch der Prolog Goethe's S. 160—162 abgedruckt ist.

[69]) Ueber die Novelle handelt ausführlich Düntzer in den Studien S. 59—89. Schwerlich möchte in der Localschilderung Rudolstadt zu suchen sein.

[70]) Dieses köstliche Schreiben findet man vollständig abgedruckt in Vogel's Schrift: Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 248—254, und danach auch in G.'s Werken unter den biographischen Einzelheiten (Bd. LX. der Ausg. in 60 Bden; Bd. XXVII. der Ausg. in 40 Bden).

[71]) S. darüber Guhrauer, Joach. Jungius und sein Zeitalter, nebst Goethe's Fragmenten über Jungius, 1850. Vgl. Briefwechsel mit Zelter, V. S. 81. 85—89. 90. 133.

[72]) Ueber die Wanderjahre, namentlich das Verhältniß der beiden Bearbeitungen zu einander s. Düntzer in den Studien S. 318 ff. Ihre Beziehung zu den socialen Fragen der Neuzeit erläutert A. Jung, Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. 1854.

[73]) Ueber Goethe's Sohn s. Karl von Holtei im 5. Bd. von: „Vierzig Jahre." Das Portrait, als Profil in einem Medaillon ausgeführt, zeigt die hohe, starkgewölbte Stirn des Vaters und eine noch stärker gebogene Adlernase; dagegen giebt der hervortretende Unterkiefer dem Gesicht einen gröberen Ausdruck.

[74]) S. Vogel, die letzte Krankheit Goethe's 2c. 1833. S. 5.

[75]) Ueber das Chaos s. Eckermann III. S. 335, und einen Aufsatz von Amalie Winter im Weimar-Album S. 207 ff. Nachweisungen über Goethe's Antheil in Hirzel's Verzeichniß einer Goethebibliothek S. 69—71. Ein vollständiges Exemplar des Chaos, jetzt schon eine Rarität, ist im Besitz dieses einsichtigen Kenners und Sammlers der Goethiana, dem ich für die freundliche Bereitwilligkeit verpflichtet bin, mit der er mich von dem Seltensten und Wichtigsten seiner Sammlung Kenntniß nehmen ließ.

[76]) Eine Uebersicht über die Faustliteratur s. in Vischer's kritischen Gängen. II. S. 49—245. Die gründlichsten Schriften über den zweiten Theil sind: Weiße's Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust, 1837; Rosenkranz „zur Geschichte der deutschen

Literatur“ S. 102—142; Düntzer in dem ausführlichen Werke: Goethe's Faust, zum ersten Mal vollständig erläutert. 1850. 51. 2 Thle. N. A. 1857.

[77]) Ueber Goethe's letzte Geburtstagsfeier in Ilmenau s. den Bericht des Berginspectors Mahr (Weimarer Sonntagsblatt. 1855. No. 29). Durch die gütige Mittheilung der Handschrift von dem Herausgeber, Herrn Hofrath Preller, war ich bei der Bearbeitung der ersten Auflage in Stand gesetzt, die bis dahin noch unbekannten näheren Umstände jener Feier in meine Erzählung aufzunehmen. — Ein Bruchstück des erwähnten Bergmannsdrama's s. in: B. R. Abeken, ein Stück aus Goethe's Leben, S. 51—56. — Die Gründe, welche Gödeke gegen die bisher angenommene Richtigkeit des auch Bd. 1. S. 370 angegebenen Datums des Liedes „Ueber allen Gipfeln“ rc., welches allerdings darunter angemerkt ist, geltend gemacht hat (Bl. für liter. Unterh. 1857. No. 50. S. 914 ff.), haben mich überzeugt; ob die Vermuthung „6. Sept. 1780“ richtig sei, muß dahingestellt bleiben. Das Häuschen auf dem Schwalbenstein, wo Goethe einen Theil seiner (ersten) Iphigenie dichtete und nach dem er sich noch bei seinem letzten Besuche in Ilmenau erkundigte, steht nicht mehr.

[78]) Abgedruckt nebst der deutschen Uebersetzung in der unten angeführten Schrift von Dr. K. W. Müller, S. 43—45.

[79]) Goethe's Briefe an David Knoll s. am Schluß des angeführten Aufsatzes von Guhrauer, Goethe in Karlsbad, S. 214—219.

[80]) Ein genaues Verzeichniß der Goethe'schen Sammlungen s. in der Schrift von Schuchardt: Goethe's Sammlungen, Jena, 1848. 3 Theile.

[81]) Zahn's Brief und Goethe's ausführliches Antwortschreiben, nebst anderen Briefen an Zahn, s. in Dorow's Krieg, Literatur und Theater rc. 1845. S. 186 ff. Goethe's letzten Brief an Zahn s. im Dresdner Album I. S. 79 ff.

[82]) Der Bericht von Goethe's letzten Lebenstagen beruht auf Soret's Notice sur Goethe, der Schrift von Dr. Karl Wilhelm Müller, der die Mittheilungen der Familie und Freunde getreu aufgezeichnet hat: Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, 1832, und Dr. Vogel: die letzte Krankheit Goethe's, 1833.

[83]) Die ausführliche Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten so wie auch den schönen vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilog zum Tasso findet man bei K. W. Müller S. 79—107. Röhr's Grabrede erschien gedruckt unter dem Titel: Trauerworte bei v. Goethe's Bestattung am 26. März 1832 gesprochen, Weimar 1832. Schelling's Worte s. in den Bl. für liter. Unterhalt. 1832. Beil. No. 19. — Die beiden am engsten mit Goethe verbundenen Freunde, Meyer und Zelter, folgten ihm noch in demselben Jahre nach. Meyer schrieb einer Freundin ins Stammbuch:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe;
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

Zelter, welcher noch am Todestage Goethe's ohne eine Vorahnung einen Brief des heitersten Inhalts an ihn geschrieben hatte, der am Begräbnißtage einlief, spricht dasselbe Gefühl in einem Briefe an Kanzler v. Müller aus: „Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viele Jahre nach einander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat.“

# Register.*)

## I.

## Goethe's Schriften.

Kleinere Gedichte und Aufsätze sind im Register nicht einzeln aufgezählt. Entwürfe und ungedruckte oder fragmentarische Dichtungen und Abhandlungen sind mit einem * bezeichnet.)



*) Seitenzahlen ohne Angabe des Bandes beziehen sich auf den ersten Band.

# III.
# Personenregister.

(Mitlebende.)

Druck von C. Schünemann in Bremen.

